or. 65 l— garre

Bor. 65 p-1
<36619757190015
<36619757190015
S
Bayer. Staatsbibliothek

Fragmente

zur

Schilderung

des

Geistes, des Charakters, und der Regierung

Friederichs des zweyten,

von

Christian Garve.

Erster Theil.

Breslau 1798.
bey Wilhelm Gottlieb Korn.

117

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Diese Fragmente über Friederich den zweyten sind zum Theile durch meine Unterredungen mit ihm veranlaßt worden.

Ich habe diese Unterredungen immer für eine der wichtigen Begebenheiten meines Lebens gehalten. — Sie haben meine Beschäftigungen auf mehrere Jahre hinaus bestimmt. Sie haben meinen Arbeiten, und selbst meinem Studiren eine veränderte Richtung gegeben. Sie haben mich damahls mit einer Anzahl merkwürdiger Männer, welche, bey Gelegenheit des Teschner Friedens, in Breslau versammelt waren, in Verbindung gebracht; —

mit Männern, welche für sich nie aufmerksam auf mich geworden wären. Sie haben mir endlich den Vortheil verschafft, einen großen Mann von Angesicht zu sehen, den Ton seiner Stimme und die Accentuation seiner Rede zu hören, — sein Betragen gegen einen jungen, ihm bisher gänzlich unbekannten Gelehrten, — und die Aenderung dieses Betragens, nachdem er einiger Maßen mit ihm bekannt geworden war, zu bemerken, — zu sehen, wie seine Gesichtszüge, sein Auge und seine Stimme sich wechselsweise belebten oder besänftigten, — strenger und gebieterischer, oder freundlicher und herablassender wurden, je nachdem die Gegenstände des Gesprächs verschiedentlich auf ihn wirkten, oder das, was sein Mitunterredner von denselben sagte, ihm mehr oder weniger gefiel; — mit einem Worte, alles dasjenige an ihm zu beobachten, was nur der Anblick und die Gegenwart von einer Person lehren kann.

Ich habe immer gefunden, oder ich habe wenigstens geglaubt, daß ich einen großen Schriftsteller besser verstände, nachdem ich sei-

ne persönliche Bekanntschaft gemacht, und einigen Umgang mit ihm gehabt hatte. Eben so hat es mir, in Absicht von Männern, welche durch ihre Thaten auf dem Schauplatze der Welt merkwürdig waren, geschienen, als wenn mir eine Unterredung, oder ein noch so kurzer Umgang mit ihnen Aufschlüsse über ihre Handlungen und deren Triebfedern gäbe. Friederich war beydes: Schriftsteller und der thatenreichste Mann seines Jahrhunderts. Es war mir also doppelt wichtig, durch die Kenntniß seiner Person, seiner Art zu sprechen und sich im Privat-Umgange zu benehmen, jene kleinen Erläuterungen, für das Studium seiner Schriften und seiner Regierung, zu bekommen.

Ich habe indeß von diesen Unterredungen nie etwas öffentlich bekannt gemacht: und ich wünsche mir dazu Glück, daß ich es nicht gethan habe. Es ist sehr schwer, bey Erzählungen dieser Art, deren, seit der Zusammenkunft Gellerts mit dem Könige, so viele heraus gekommen sind, der Wahrheit vollkommen treu zu seyn. Viele kleinen Züge solcher Gespräche

entwischen dem Gedächtnisse in wenigen Tagen. Man ist genöthiget, sie seinen Freunden zu erzählen, — und oft zu erzählen. Diese Wiederhohlungen machen uns endlich die Sache selbst unschmackhaft: und wir werden veranlaßt, um wieder neuen Gefallen daran zu finden, sie aufzustutzen, — das heißt im Grunde, sie zu verfälschen. — Bey diesen Unterredungen giebt es immer gewisse Theile, welche weniger interessant sind: und sobald wir mit denselben vor dem Publicum auftreten, soll alles ein gleiches Interesse haben; — eine Klippe, an welcher auch oft die Wahrheitsliebe der Geschichtschreiber scheitert. In diesen Unterredungen, wie sie wirklich gehalten wurden, erschienen wir zuweilen in einem nachtheiligen Lichte: und in der öffentlichen Erzählung von denselben wollen wir stets in einem vortheilhaften Lichte erscheinen. Nicht zu gedenken, daß der Inhalt des Gesprächs zwischen einem Gelehrten und einem großen Könige unwichtig, und doch das Gespräch selbst dem Gelehrten wichtig seyn kann, eben weil es ihn, — wenn er ein guter Beobachter ist, —

manches über den Geist und den Charakter dieses Königes lehrt, was er weder aus dessen Schriften noch Thaten lernen kann.

Auch meine Unterredungen mit Friedrich dem zweyten, ob sie mir gleich nicht lehrreich genug für das größere Publicum schienen, um demselben mitgetheilt zu werden, ließen doch tiefe und dauerhafte Eindrücke in meinem Gemüthe zurück. Sie veranlaßten mich zu einem ernsthaftern Studium seiner Schriften und seiner Geschichte, als ich sonst würde angestellt haben. Durch die Vergleichungen, welche ich zwischen diesen beyden letztern und zwischen den erstern zu machen Gelegenheit fand, wurde ich auf viele Betrachtungen geleitet, auf welche mich mein bloßes Nachdenken, — nicht unterstützt durch die Erinnerung an sinnliche Eindrücke, — nicht würde geleitet haben. — Ich fand in den Schriften des Königs manche der Grundsätze, — und auch manche der Abwechselungen von Meinungen wieder, welche ich in den Gesprächen desselben gehört und bemerkt hatte. Und ich glaubte, in manchen seiner öffentlichen Handlungen

eben die Charakter-Züge im Großen zu entdecken, welche er, im Kleinen, in seinem Benehmen gegen mich gezeigt hatte.

Aus jenem Studium und diesen Vergleichungen sind die Fragmente entstanden, welche ich jetzt dem Publicum vorlege. Sie waren Anfangs bloß zu Materialien bestimmt, die zu einem größern, zusammenhängenden Werke über Friedrichs Leben und Regierung verarbeitet werden sollten. Ich fand aber gar bald, da sich meine Beobachtungen und Betrachtungen über den großen Mann häuften: daß die Verarbeitung derselben zu einem Ganzen weit schwerer werden würde, als mir die Auffindung und die Sammlung derselben geworden war. Ich ging also in dieser immer fort, und verschob jene, wie es gemeiniglich zu gehen pflegt, wenn man mit einer angenehmen Arbeit beschäftiget ist, und die, welche man von Rechts wegen vornehmen sollte, scheuet.

Endlich sahe ich ein, daß es nur zwey Wege gebe, diese Bruchstücke in ein Ganzes zu vereinigen. Der eine Weg war, sie an eine

vollständige Geschichte Friedrichs des zweyten anzureihen, oder in dieselbe zu verweben. — Aber eine Geschichte dieses großen Königes zu schreiben, war nie meine Absicht gewesen: und ich fühlte wohl, wie weit dieß über meine Kräfte seyn würde. Zu geschweigen, daß, unmittelbar nach dem Tode eines Monarchen, der Zeitpunct für die Sammlung, oder Betrachtung der feinern Züge seines Charakters und seiner Regierung der schicklichste ist, — aber ganz unschicklich, um seine Geschichte zu schreiben. Jene Züge können nur von seinen Zeitgenossen und denen, die mit ihm umgegangen sind, beobachtet, oder geprüft werden. Sie werden in kurzem vergessen, wenn sie nicht schnell und bey Zeiten in gedruckten Schriften fixirt und für die Nachwelt gleichsam niedergelegt werden. — Die Denkmähler aber für eine vollständige Geschichte zu sammeln, die Wahrheit aus denselben, durch Vergleichung und Kritik, herauszubringen, und diese Wahrheit zu sagen, ohne jemanden zu beleidigen: dieß ist nur lange Zeit nach dem

Tode des Regenten und dem Verlaufe der Begebenheiten möglich.

Ein zweyter Weg, diese einzelnen Betrachtungen als Stoff eines zusammenhängenden Werkes zu verbrauchen, war, wenn ich daraus eine solche Charakter-Schilderung Friedrichs des zweyten machte, wie die Schilderungen waren, welche ich von einigen Gelehrten versucht hatte, und die mit einigem Beyfalle vom Publicum waren aufgenommen worden. Dieß war auch in der That meine ursprüngliche Absicht: ob ich sie mir gleich niemahls deutlich entwickelt hatte. Aber ich fand auch hier bald, bey genauerer Untersuchung, wie groß der Unterschied, und wie schwer das Unternehmen bey Friedrich dem zweyten sey. Der Charakter eines, bloß seiner Wissenschaft oder seinem Berufe sich widmenden, Gelehrten, so wie jedes in den Schranken des Privatlebens eingeschlossenen Mannes, hat selten so viele Seiten, oder kann sich wenigstens nicht von so vielen Seiten zeigen: daß diese nicht in einer einzigen Schilderung gesammelt und dargestellt werden könnten, ohne daß die-

se Schilderung zu weitläuftig würde. Auch sind einige wenige Thatsachen hinlänglich, um den über solche Männer angestellten Betrachtungen Klarheit oder Leben zu geben.

Aber wie ganz anders ist die Sache mit einem Manne, wie Friedrich der zweyte war, — und der noch dazu auf dem Throne saß, beschaffen: — mit ihm, auf welchen einer seiner geistreichen Gesellschafter, der auch zuweilen durch das Außerordentliche und Unerklärliche seines Benehmens, sowohl gegen ihn selbst als gegen Andere, in Verwirrung gesetzt worden war, den Vers des Italiänischen Dichters anwendete:

La natura lo fece, et ne ruppe la mole, „die Natur machte ihn und zerbrach das Modell."

In der That waren die Talente dieses Königs so mannigfaltig und so geschmeidig: daß er zugleich Dichter, speculativer Philosoph, Geschichtschreiber, feiner Weltmann, angenehmer Gesellschafter für schöne Geister und Gelehrte, einer der ersten praktischen Geschäftsmänner, im Fache der Privat- und öffentlichen

Haushaltung, Soldat, Feldherr, und geschickter Unterhändler seyn konnte, ohne daß eine dieser Verrichtungen der andern geschadet hätte; — und ohne daß, bey einer noch so lange unterbrochnen Uebung, irgend eines dieser Talente wäre verloren gegangen oder geschwächt worden. Und dieß alles war er, wenn nicht auf eine gleich vollkommene doch auf eine ihm eigenthümliche Weise.

Sein Charakter war eben so mannigfaltig und zusammengesetzt: und er war aus Zügen zusammengesetzt, die sich zu widersprechen schienen. In dem Ganzen seines Lebens und seiner Regierung herrschte ein großer Plan, den er mit unerschütterlicher Standhaftigkeit verfolgte. Aber in seinem Benehmen gegen einzelne Personen und in einzelnen Fällen war er oft launig, mit sich selbst uneins, unerklärlich; und schien sogar die Absicht zu haben, die Erwartung zu täuschen.

Und diese so vielfachen Seiten seines Geistes und Charakters hatte Friedrich Gelegenheit, in einem langen Leben, in der Staatsverwaltung eines großen Reichs, während einer sehr

unruhigen und thatenreichen Regierung, in langen Feldzügen, und in einer eben so langen philosophischen Muße zu zeigen. Hier mußte jedes seiner Talente irgendwo den Gegenstand finden, für welchen es gemacht war; jeder Zug in seinem moralischen Charakter mußte in dasjenige Verhältniß mit den äußern Anlässen zum Handeln kommen, in welchem er sich entwickeln und Andern bekannt werden konnte.

Alle diese Eigenthümlichkeiten des Geistes und Herzens von Friederich dem zweyten, die an sich so zahlreich sind, und von der Welt so sehr beleuchtet worden waren, und die, bey den großen Abwechselungen seines Lebens, selbst sich oft verändert und auf eine neue Art umgebildet hatten, in einer allgemeinen philosophischen Schilderung zusammen zu fassen: dieß konnte nicht geschehen, ohne ein weitläuftiges Werk hervorzubringen, welches, wenn es nicht mit der Lebensgeschichte des Königs verbunden war, nothwendig hätte ermüdend werden müssen.

Diese bemerkten Schwierigkeiten, die mir unüberwindlich schienen, schreckten mich dergestalt ab: daß ich diese Fragmente mehrere Jahre hindurch bey Seite legte, und beynahe die Hoffnung aufgab, je einen öffentlichen Gebrauch von ihnen zu machen. In den letzten Jahren, da eine unheilbare, immer anwachsende Krankheit mir das Ziel in der Nähe zeigte, wo alle meine literarische Arbeit unterbrochen werden würde, kam ich auf meine frühern Aufsätze, und auch auf diese Fragmente über Friederich den zweyten zurück. Ich zeigte sie einigen meiner gelehrten und einsichtsvollen Freunde; ich machte einige Probestücke davon in der Genzischen Monatsschrift, — und noch zuletzt eines in den Jahrbüchern der Preußischen Monarchie bekannt. Ich glaubte endlich zu finden, — und das Urtheil meiner Freunde bestätigte mich darin, — daß diese Aufsätze auch als Bruchstücke, und in ihrer unvollkommnen Gestalt, dem Publicum angenehm, und für einige Leser lehrreich seyn könnten: und ich entschloß mich also, sie herauszugeben.

Dieß ist dann durch Hülfe meines Freundes, des Herrn Rector Manso, wirklich geschehen: dem das Publicum die letzte Correction des Styls und die Reinheit des Drucks, welche es in dieser Schrift finden wird, zu verdanken hat. Der Erfolg wird nun lehren, ob ich mich über den Werth meiner Arbeit selbst getäuscht und, wie so viele Autoren thun, dem nachsichtigen Urtheile meiner Freunde zu viel getraut habe.

Personen, welche mehrere Jahre ununterbrochen mit dem Könige gelebt haben, werden ohne Zweifel ganz anders über ihn urtheilen, als ich, der ihn nur fünf oder sechs Mahle sah und sprach, und alles übrige, was ich von ihm weiß, vom Hörensagen habe, oder aus Büchern schöpfe. — Tiefe Geschichtforscher, welche die Begebenheiten und Thaten Friedrichs, in den Urkunden, zu welchen sie Zutritt hatten, studirt haben, werden eben so wenig immer mit mir einig seyn. Sie werden zuweilen, von den Zügen, durch die ich den Charakter Friedrichs bezeichne, die Beweise in ihren gesammelten Thatsachen ver-

wissen, und werden mir hingegen vielleicht Beyspiele anzuführen wissen, welche meine Schilderung zu widerlegen scheinen. Indeß diese beyden Classen der Kenner und Beobachter des Lebens der Könige, — die Augenzeugen und die Geschichtforscher, sind in ihrem Urtheile über jene nicht immer mit einander übereinstimmend. Wenn also beyde sich, in Absicht meiner Schrift, nur an den meisten Stellen derselben dahin vereinigen, daß ich die Denkungs- und Handlungs-Weise des Königs richtig dargestellt, und selbst zuweilen schärfere Blicke in den Geist Friedrichs und seiner Regierung gethan habe: so werde ich mich immer freuen, diese Fragmente ausgearbeitet, und mich zu ihrer Herausgabe entschlossen zu haben.

Erste Abtheilung.

Vergleichungen Friederichs des zweyten mit zwey andern berühmten Regenten.

I.
Vergleichung Friederichs des zweyten
mit
dem römischen Kaiser
Marc-Aurel.

Die Vergleichungen zwischen Fürsten, oder überhaupt zwischen Personen, welche merkwürdige Rollen auf dem Theater der Welt gespielt haben, sind, seitdem Plutarch die ersten Muster davon aufgestellt hat, bey Geschichtschreibern und Schriftstellern, die über die Geschichte philosophiren, sehr gewöhnlich gewesen. Aber, ihr Werth wird nicht von allen auf gleiche Weise beurtheilt. Es ist nicht zu leugnen, daß sie Arten von Hypothesen sind, nach welchen man die Thatsachen einer Lebensgeschichte darzustellen und anzuordnen sucht. Und jede Hypothese ist eine Versuchung, die reine Wahrheit der Erfahrung zu verfälschen, und den Erscheinungen der Natur etwas zuzusetzen oder abzunehmen, um sie mit der vorgefaßten Idee übereinstimmender zu machen. Sobald man vergleicht, so ist man geneigt, die Aehnlichkeiten der Dinge allein her-

auszuheben, und die Verschiedenheiten derselben zu vergessen oder zu verstecken, um sein angefangnes Werk zu vollenden. Besonders ist man, von Menschen und menschlichen Charakteren, deren moralischen Werth man gegen einander hält, kein unbefangner, sondern ein interessirter Beobachter. Man wünscht Züge zu merkwürdigen Vergleichungen, oder auffallende Contraste zu finden: und man büßt nicht selten etwas von der Wahrheit oder der Vollständigkeit der Schilderung ein, wenn man die Geschichte eines merkwürdigen Mannes nach solchen Wünschen, und nach den einseitigen Gesichtspunkten betrachtet, die dadurch angewiesen werden.

Von der andern Seite aber bleibt es doch auch ausgemacht, daß, so wie die Vergleichung die erste und älteste Operation des Verstandes, in Absicht der Gegenstände der Erfahrung, ist, sie auch, auf allen Stufen seiner Ausbildung, das beste Mittel bleibt, sowohl die Beobachtungen selbst vollständiger zu machen, als daraus für die Wissenschaften, oder für das Leben, nützliche Schlüsse zu ziehn. Es ist wahr, daß Menschen, die immer Aehnlichkeiten aufsuchen, die Dinge oft nur von einer einzigen Seite ansehen, und andere eben so merkwürdige — oft

ihnen mehr eigenthümliche — Seiten übergehen. Aber es ist eben so wahr, daß Menschen, die nicht vergleichen, gemeiniglich auch gar nicht beobachten, und da sie eines so großen Mittels, das Unbekannte und Neue an das Bekannte zu knüpfen, entbehren, viele Gegenstände unbemerkt bey sich vorüber gehen lassen, die sonst ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben würden. Alles, was wir mit einiger Sorgfalt untersuchen sollen, muß ein gewisses Interesse bey uns erregen. Und das allgemeinste Interesse, welches Dinge, die uns noch ganz fremd sind, und weder mit unserm Vortheile noch mit unsern Neigungen in Verbindung stehen, erregen können, ist, daß sie alte Ideen in unserm Gemüthe wieder aufwecken, und uns an Gegenstände erinnern, die schon Wohlgefallen, oder Mißfallen bey uns erregt hatten, oder doch der bloßen Bekanntschaft wegen uns wichtig waren.

Wenn es bey einem an sich merkwürdigen Manne nicht der Fall seyn kann, daß gefundne Aehnlichkeiten zwischen ihm und seinen Vorgängern oder Zeitgenossen uns erst auf ihn aufmerksam machen müßten: so fällt hingegen auch bey ihm die Gefahr der Einseitigkeit weg, die mit der vergleichenden Untersuchung verbunden zu

seyn pflegt, — und der Nutzen, auf diesem Wege tiefer in den Charakter einzudringen, bleibt. Ein Mann, dessen Leben großen Einfluß auf seine Zeitgenossen gehabt hat, wird natürlicher Weise zuerst durch sich selbst bekannt. Seine Schicksale und seine Handlungen ziehen Aller Augen auf sich: seine Tugenden und seine Fehler machen einen unmittelbaren Eindruck, der zu ihrer Betrachtung reizt. Erst nachdem man mit seiner Geschichte, und derjenigen Schilderung seines Charakters, die sich von selbst daraus ergiebt, fertig ist, fängt man an, ihn mit andern zu vergleichen, um die verborgnen Züge seines Charakters ausfindig zu machen. Als Hauptgesichtspunkt bey der Lebensgeschichte eines Fürsten ist eine angestellte Vergleichung mit andern gemeiniglich eine Quelle von schiefen Ansichten oder von absichtlichen Verfälschungen. Aber als Zugabe zu den Forschungen der Geschichtschreiber, als Betrachtung über schon untersuchte Thatsachen ist sie nützlich. Sie führt zur Beurtheilung und zur moralischen Schätzung der Handlungen, wovon der Werth historischer Kenntnisse vornähmlich abhängt. Sie giebt zugleich Gelegenheit, künftigen Geschichtforschern noch neue Punkte anzuweisen, zu deren Aufklä-

rung sie Nachrichten zu sammeln, oder die gesammelten zu benutzen haben.

Friedrich der Große ist schon mit mehr, als einem großen Manne der Vorwelt, verglichen worden: und vielleicht kann dadurch am besten das Schädliche der Vergleichungen vermieden werden, wenn man sie vervielfältiget. Die Aehnlichkeit Friedrichs mit dem Kaiser Hadrian*), die bey dem ersten Blicke sehr auffallend scheint, verschwindet bey einer genauern Untersuchung, wovon ich in der folgenden Abhandlung reden werde. Die mit Philipp von Macedonien hat Gillies zum Grunde seiner Geschichte Friedrichs des zweyten gelegt, und er ist dadurch in der That in die Fehler gefallen, die ich zuvor als Folgen eines voraus bestimmten Gesichtspunkts bey historischen Schilderungen gerügt habe. Friedrich mit dem Kaiser Marc-Aurel zu vergleichen, dazu kann nicht die Aehnlichkeit in den Lebensumständen dieser beyden Fürsten reizen: denn diese ist sehr geringe. Aber die Verehrung, die Friedrich für Marc-Aurel hatte, der Nahme des philosophischen Fürsten, der ihnen beyden, und ihnen fast allein

*) Siehe Büschings Charakter Friedrichs II. von Preussen.

unter so unzähligen Königen, welche die Geschichte aufstellt, eigen geblieben ist; der tiefe Eindruck von Erhabenheit, Verstand und Seelengröße, den beyde auf ihre Zeitgenossen gemacht, und die Denkmähler des Geistes, die sie, als Schriftsteller, der Nachwelt hinterlassen haben, — alles das berechtigt hinlänglich, sie neben einander zu stellen, und das Eigenthümliche in den Geistesanlagen und den Tugenden eines jeden durch die Schattirungen zu bestimmen, die sie von den Talenten und Tugenden des andern absondern.

Marc-Aurel war ein Stoiker, der, wie Cicero vom Cato sagt, nicht für die Schule, sondern zum Ausüben und fürs Leben die Grundsätze dieser Sekte angenommen hatte. Und, da in diesen Grundsätzen sicher etwas Uebertriebnes und Unwahres ist, indem sie die menschliche Natur unabhängiger vorstellen, als sie seyn kann: so ist auch in der Aufführung und in den Betrachtungen Marc-Aurels etwas Ueberspanntes, welches den angenehmen Eindruck schwächt, den sonst ihre Vortrefflichkeit machen würde.

Antonin umschanzte seine Tugend mit Dornen. Seine Selbstgespräche — übrigens ein herrliches Denkmahl eines mit seiner mora-

lischen Verbesserung unablässig beschäftigten Fürsten, — sind eine Art Todesbetrachtungen, oder hängen mit solchen zusammen. Er scheint Trost gegen Unruhen und Beängstigungen seines Gemüths zu suchen: es sey, gegen solche, die aus dem Bewußtseyn seiner Mängel, oder gegen die, welche aus den widrigen Begebenheiten seines Lebens, oder endlich gegen die, welche aus der Ungewißheit der Zukunft entstehn. Die Art, wie er sich zur Besiegung dieser Unruhen stärkt, wie er sich gegen seine eignen Schwächen und gegen Versuchungen waffnet, ist zwar so herzerhebend, so tief gedacht, dem Endzwecke, den er sich vorsetzt, so angemessen, daß der Leser, der von seinen Gedanken tief gerührt wird, nicht anders vermuthen kann, als daß sie auf das Gemüth ihres Urhebers noch weit größere Wirkung gethan haben müssen. Aber sie zeigen doch schon, welche unangenehme Empfindungen die Seele hatte, die solcher Beruhigungsmittel bedurfte. Marc-Aurel konnte nicht ganz glücklich seyn, da er seine Zuflucht unaufhörlich zu den ersten Grundsätzen nehmen mußte, um sich zufrieden zu erhalten.

Friedrich, ob er gleich den Vorzug, welchen die Stoiker der Tugend vor allen andern

Gütern des Lebens beylegten, billigte; ob er gleich die standhafte Ertragung des Uebels, die sie von ihrem Weisen fordern, und die einige große Männer aus dieser Sekte bewiesen haben, hochschätzte und in seinen Krankheiten selbst übte, war doch von allen Uebertreibungen ein Feind; und weder die, welche aus der Speculation — wenn sie auf die Erfahrung keine Rücksicht mehr nimmt — noch die, welche aus dem Enthusiasmus entstehn, konnten je bey ihm Eingang finden. Sein Moral-System war, wie es sich von einem Manne, der nur zur Erholung von Geschäften, oder für die beßre Führung derselben philosophirt, erwarten ließ, das populärste, faßlichste, das, welches dem gemeinen Menschenverstande am besten einleuchtet, und sich am meisten dem natürlichen Gefühle empfiehlt: ich meine das System der Nützlichkeit und der wohlgeordneten Selbstliebe. Die Pflichten, welche dieses System vorschreibt, sind am Ende mit den Pflichten der stoischen Moral einerley: aber die Schlüsse, auf die es gebaut ist, sind weniger abstrakt, und die Denkungsart, welche es einflößt, ist weniger ernsthaft und finster. Ueberdieß hatte Friedrich ein leichteres Blut, ein fröhlicheres Temperament, vielleicht auch ei-

ne glücklichere Lage in den Verhältnissen der Regierung und des Privatlebens, als Marc-Aurel. Das Gegenwärtige befriedigte ihn mehr: die Zukunft beunruhigte ihn weniger. In der That, — um nichts zu verschweigen — sahe er auch seine Mängel weniger ein, machte sich weniger Vorwürfe über seine Fehltritte, und war nicht so wohl, gleich dem stoischen Kaiser, bemüht, seine Natur zu verbessern, welches immer mit Kampf verbunden ist, als emsig, die schon erworbnen Vollkommenheiten derselben in mannigfaltiger Thätigkeit anzuwenden, woraus nothwendig Glückseligkeit entsteht. Die Tugenden Friedrichs scheinen mehr die Folgen edler und glücklicher Naturanlagen, — die Tugenden Marc-Aurels mehr die Früchte der Anstrengung und der Wachsamkeit auf sich selbst gewesen zu seyn.

Zwar kann keine Tugend ohne Selbstüberwindung bestehen. Auch Friedrich mußte seinen Pflichten seine Neigungen aufopfern. Wenn er seinen Schlaf abkürzte, um zur Ausrichtung seiner Geschäfte die Tage zu verlängern; wenn er an bestimmten Tagen und zu bestimmten Stunden immer zu denselben Arbeiten zurückkehrte, um durch die Ordnung und die Unver-

änderlichkeit ihrer Vertheilung Zeit für alle zu gewinnen; wenn er alle an ihn einlaufenden Briefe sich vortragen ließ, und auf der Stelle beantwortete: so hatte er deswegen nicht an diesen Geschäften Geschmack gefunden; es war nicht ein natürlicher Hang, der ihn zu dieser pünktlichen Regelmäßigkeit hintrieb; er wählte sich nicht diese Lebensart, weil sie seinen Neigungen die gemäßeste war: sondern es waren Gesetze, die er sich vorschrieb, die aber freylich, nachdem er sie lange genug beobachtet hatte, zuletzt in Gewohnheiten übergingen. Er mußte, um ihnen treu zu bleiben, wie er selbst gestand, oft seine Trägheit mit Gewalt auffordern, oder seinem nach einem andern Gegenstande gerichteten Hange mit Mühe widerstehn.

Indeß, wenn seine Vernunft und seine Vorsätze auch nicht immer mit seinen sinnlichen Neigungen übereinstimmten: so wurden doch entweder jene durch die Leidenschaft der Ruhmbegierde so kräftig unterstützt, oder diese waren so biegsam und gewöhnten sich an den Zwang, welcher ihnen aufgelegt wurde, so leicht: daß er im Ganzen mehr seiner Natur zu folgen, als sie zu überwinden schien. Und daher war er auch da, wo er von den Vorzügen dieser edlen Na-

tur unterstützt wurde, weit vortrefflicher, — wenigstens richtete er weit mehr Gutes in der Welt aus, als sein Vorfahr und Muster unter den philosophischen Fürsten; aber er verbarg hingegen auch die mangelhafte Seite seines Charakters in seinen Handlungen weniger; er arbeitete weniger an der Verbesserung seiner Fehler, als dieser.

Marc-Aurel war fromm, — wahrhaft fromm. Seine Ehrfurcht gegen Gott war nicht Bangigkeit vor einer unsichtbaren und unwiderstehlichen Macht, sondern Verehrung gegen Vollkommenheit, und Dankbarkeit für empfangne Wohlthaten. Sein Glaube an die Vorsehung war nicht bloß der theoretische, der in Stunden der Speculation das Gemüth auf eine kurze Zeit beruhiget, aber es in den Zeiten der Ausübung verläßt und den Leidenschaften Preis giebt. Er knüpfte das Andenken an sie an jeden einzelnen Umstand seines Lebens, der ihm merkwürdig wurde; er erneuerte es insbesondere bey den Begebenheiten, welche ihm unangenehm waren, selbst bey denen, welche Menschen zu Urhebern hatten. Er war daran gewöhnt, sich bey allem, was er that und was ihm widerfuhr, als einen Bürger der großen Stadt Gottes

und unter der unmittelbaren Leitung einer höchsten Güte zu denken. Dadurch ermunterte er sich zur Ausübung seiner Pflichten, weil er die Ordnung und das Wohlthätige in den Einrichtungen der Natur, woraus er auf einen geistigen Urheber derselben schloß, und um dessentwillen er ihn verehrte, als Gesetze und Muster für seine eigne Aufführung ansah. Dadurch wurde sein Gemüth zum Muth in Gefahren, zur Geduld in Widerwärtigkeiten, selbst zur Liebe gegen die Menschen und zur Nachsicht gegen ihre Fehler gestimmt, weil er im Andenken an Gott und den großen Plan der Vorsehung ein Mittel fand aus seiner individuellen Lage herauszugehn und sich in den Gesichtspunkt eines unparteyischen Zuschauers zu versetzen. Unstreitig giebt die Religion, wenn sie von dieser Art ist, der Tugend, die durch sie belebt wird, eine Erhabenheit, welche die bloß von nähern, menschlichern Bewegungsgründen unterstützte, nicht hat. Nichts verbindet den Menschen so mit dem ganzen Universum, als Gott: oder, mit andern Worten, nichts kann seinen Zusammenhang mit dem Ganzen ihm so oft in Erinnerung bringen, und zu einer solchen Quelle moralischer Empfindungen und Triebfedern für ihn machen, als

die Religion. Aber dieser Zusammenhang und das darauf gegründete Verhältniß ist der höchste Maßstab des Rechts. Empfindungen, die aus der Betrachtung desselben entstehn, sind, da sie immer unabänderlich dieselben bleiben, am besten geschickt, diejenigen Abwechselungen und Widersprüche der Leidenschaften, welche aus eingeschränktern Ansichten der Welt, — die, welche bloß aus unsrer persönlichen Lage, und den Vorfällen des jetzigen Augenblicks herrühren, zu mindern, und dadurch ein der Tugend und der Zufriedenheit günstiges Gleichgewicht in unserm Gemüthe hervorzubringen.

Diese Verehrung gegen die Religion überhaupt, verbunden mit einem gewissen bescheidnen, beynah furchtsamen Mißtrauen gegen seine Einsichten, machte, daß er auch selbst der National-Religion eine gewisse Achtung zugestand; daß er ihre Gebräuche beobachtete, ihre Ungereimtheiten sich zu verbergen suchte, ihr Ansehn nicht bestritt: ob er gleich weit von dem abergläubischen Eifer eines Julian entfernt war. Es ist ohne Zweifel eine Schwäche, Meinungen, die augenscheinlich ungereimt sind, nicht wegzuwerfen, weil sie mit andern in Verbindung stehn, welche Verehrung verdienen. Wenn

die Frömmigkeit aller Rechtschaffnen den Charakter von der des Marc-Aurel hätte: so würden die Volks-Religionen nie gereiniget, und die Irrthümer derselben würden nur von den Ausgelassenen und Zügellosen bestritten werden. Auch ist es nicht möglich, daß die wahren Prinzipien der Vernunft und der Sitten bey einem Menschen ganz zur Reife gelangen können, der nicht Dreistigkeit genug hat, die durch die Erziehung und das Herkommen daran geknüpften Vorurtheile abzusondern und zu bestreiten. In der That war daher Marc-Aurel durch seine Philosophie, der er nicht erlaubte, die Ueberlieferungen seiner Vorfahren in Sachen der Religion und des Gottesdienstes zu untersuchen, die er vielmehr anwendete, sie zu rechtfertigen, nicht vor allem Aberglauben geschützt. Spuren davon sind selbst in seinem vortrefflichen Buche. Indeß da, in dem gegenwärtigen Zustande der menschlichen Natur, nicht alle Tugenden mit einander in gleichem Grade vereinbar sind, so wenig sich alle Talente und alle körperlichen Vorzüge bey einander finden: so erhielt Marc-Aurels Charakter durch jene Schwäche selbst, oder durch die Anlagen, aus welchen sie entstand, eine gewisse Behutsamkeit

und Zurückhaltung, die zwar zuweilen einen weisen Mann an der vollen Benutzung aller seiner Kräfte hindert, aber ihn auch am sichersten vor Fehltritten bewahrt. Wer nicht aus Unfähigheit oder Trägheit des Geistes, sondern aus Ehrfurcht für Pflicht und Tugend, in den Untersuchungen über die Prinzipien, welche bey dem großen Haufen beyden bisher zur Stütze gedient haben, seinem eignen Verstande weniger zutraut und dem Ansehen des Alterthums und der herrschenden Meinung etwas mehr einräumt, als er wohl thun sollte, wird nach eben der Denkungsart in Fällen, wo die Gränzlinie des Rechts und Unrechts auch nicht deutlich zu erkennen ist, der sicherern Parthey, das heißt, der nachgebenden, der von ihren Rechten abtretenden, kurz der menschenfreundlichern den Vorzug geben.

Alle Anlagen Friedrichs, seine ersten Lehrer, der Geist der Philosophie seiner Zeit führten ihn einen andern Weg, und setzten seinen Charakter aus andern Tugenden und andern Fehlern zusammen, so daß die Religiosität keinen Hauptzug desselben ausmachte. Schwärmer und unaufgeklärte Christen sind geneigt zu glauben, und Scheinheilige geben vor, daß dann

keine gute Eigenschaft im Menschen seyn könne, wenn diese fehlt. Eben so vorurtheilsvolle und parteyische Freydenker betrachten diesen Mangel als einen reellen Vorzug in Friedrichs Charakter und als den Grund vieler andern. Der wahrheitsliebende Untersucher würdigt den Charakter eines großen Mannes, nach den Vorzügen oder Mängeln, die in den Reden und Handlungen desselben sichtbar sind, und sucht muthmaßlich auf den Einfluß zu schließen, den das Uebergewicht oder der Mangel gewisser Prinzipien auf die Bestimmung dieses Charakters gehabt haben mag.

Es kann jetzt, nachdem die Werke des Königs, in welchen er seine Gesinnungen von der Religion frey entdeckt, und ähnliche Äußerungen aus seinem Privatumgange im Publikum allgemein bekannt worden sind, nicht mehr auffallend seyn, wenn man sagt, daß er die Religion seiner Väter nicht annahm, daß er in ihr Ungereimtheiten zu entdecken glaubte, die sie ihm verächtlich machten, und in ihren Bekennern und Lehrern Thorheiten oder Untugenden, welche ihm gegen das System selbst Widerwillen einflößten. Diese Abneigung hat er bald mit Spott

und mit Lachen, bald ernsthaft und mit einiger Bitterkeit ausgedrückt.

Aber so unläugbar dieses ist, so gewiß ist es auch, daß er die Grundwahrheit der natürlichen Religion, das Daseyn Gottes, mit Ueberzeugung annahm und selbst mit Eifer vertheidigte. Seine Schriften sind voll von den deutlichsten Erklärungen hierüber; sie enthalten an mehrern Orten die vornehmsten nnd die gemeinfaßlichsten Gründe dieser Wahrheit: und eine derselben ist ausdrücklich der Widerlegung des dreistesten, obgleich nicht des tiefdenkendsten Gottesläugners gewidmet. Demohnerachtet scheint auch die natürliche Religion, welche Friedrich annahm, nicht, wie die Religion Marc-Aurels, seine Seele durchdrungen, nicht sein ganzes Leben beherrscht zu haben! Nicht zu ihr nahm er, wie der philosophische Kaiser, zuerst seine Zuflucht, wenn er in Verlegenheit war; nicht von ihr suchte er, vor jedem andern moralischen Prinzip, Hülfe, um seinen wankenden Vorsätzen Festigkeit, seiner durch Erfahrungen von Bosheit und Treulosigkeit geschwächten Menschenliebe neues Leben, und sich zu der Ausübung beschwerlicher Pflichten Beharrlichkeit und ausdauernde Kraft zu verschaffen. Die Religion

Friedrichs schien mehr das abgesonderte Geschäft für die seltneren Stunden des philosophischen Nachdenkens, als eine seinem Gemüthe zu allen Zeiten gegenwärtige Idee, eine Triebfeder des Willens und ein Bestimmungsgrund des Charakters zu seyn.

Eine Ursache hiervon lag vielleicht schon darin, daß die Theologie Friedrichs reiner, abstrakter war. Nur durch zwey Mittel können Theorien über unsichtbare Gegenstände einen lebhaften Einfluß auf die Empfindungen bekommen: entweder, wenn sie sich mit Bildern der Imagination vereinigen; oder, indem sie unablässig durchdacht und betrachtet werden. Beydes fand beym Antonin Statt: keines bey Friedrich. Jener glaubte noch in den Mythen der Volksreligion und in den Gebräuchen des gesetzmäßigen Gottesdienstes sinnliche Erinnerungen an seine erhabensten Begriffe zu finden. Und das Geheimnißvolle dieser Mythen und Gebräuche, das noch nicht bey ihm in Verachtung gesunken war, gab seiner Einbildungskraft vollen Spielraum, sich mit eben den Gegenständen zu beschäftigen, über welche sein Verstand nachdachte. Zugleich aber war, sowohl aus natürlicher Neigung, als aus Vorsatz, sein Nachdenken auf

keinen Gegenstand unabläßiger gerichtet, als auf die ersten Ursachen der Dinge, ihre allgemeine Harmonie, und ihre moralischen Endzwecke. Friedrich hingegen, der alle andern Religionen verwarf, außer der, welche auf metaphysischen Beweisen beruht, und doch für diesen Zweig der Philosophie im Grunde weder Neigung, noch vorzügliches Talent, noch Muße hatte, mußte nothwendig von Wahrheiten weniger gerührt werden, die sich nur selten seinem Gedächtnisse darbothen, und auch alsdann seinem Geiste eine ihm weniger angemessene Beschäftigung gewährten.

Ein zweyter Grund dieser geringern Wirksamkeit seiner Religionsbegriffe, lag, wie ich glaube, in der Unvollständigkeit derselben. Er glaubte das Daseyn eines Gottes, er verwarf die Vorsehung, und er leugnete die Fortdauer unsers Geistes. Diese Begriffe hängen nicht zusammen: und unzusammenhängende Begriffe thun keine große Wirkung auf das menschliche Gemüth; weil die Lücken, oder die Widersprüche, die der Verstand nicht wahrgenommen hatte, doch, bey dem praktischen Gebrauche derselben, dunkel empfunden werden, und daher das ihrige beytragen, entweder die Ueberzeugung davon

zu schwächen, oder die Achtung dagegen zu vermindern. Daß aber die Ueberzeugung von dem Daseyn eines Gottes mit der von der Sterblichkeit und Materialität unsers Geistes nicht bestehen kann, scheint mir wenigstens einleuchtend. Denn da wir deu Begriff eines höchsten Geistes erst nach der Analogie des unsrigen bilden: so verschwindet jener Begriff, oder seine Möglichkeit wird zweydeutig, sobald das, was wir im Menschen Geist nennen, das heißt, seine denkende Kraft, bloß eine Erscheinung an einem so und nicht anders geformten und organisirten Körper ist.

Dazu kömmt aber noch, daß aller Antheil, den der Mensch an dem Begriffe von Gott nehmen kann, wegfällt, wenn aller Zusammenhang des letztern mit dem Menschen aufgehoben wird. Ein solcher Zusammenhang ist aber nicht vorhanden, wenn unsre Schicksale in diesem Leben von Gott nicht regiert werden, und ein künftiges nicht zu erwarten steht. Was hilft es dem Deisten dieser Art, daß er seinem Gotte Verstand und moralische Güte zuschreibt, wenn doch durch jenen Verstand keiner Unordnung in der Welt je abgeholfen, durch diese Güte nirgends Glückseligkeit hervorgebracht wird?

So waren die Meinungen Friedrichs. Welches waren nun die Wirkungen derselben? Wie wurde sein Charakter durch diese Meinungen bestimmt? Oder was für Schlüsse kann man aus denselben in Absicht auf seinen Charakter ziehn?

Zuerst auch der Deismus der Art, wie Friedrich ihn hatte, — der, welcher bloß eine Frage der Wißbegierde auflöst, kein Bedürfniß des Herzens befriedigt; — der unvollständige, welcher sich nur dadurch im Gemüthe aufrecht erhält, daß man ihn nicht völlig durchdenkt: auch dieser ist doch keine gleichgültige Idee. Es ist zuerst schon etwas, Ordnung und Spuren der Weisheit in der Welt anzuerkennen. Es zeigt entweder ein Gemüth an, welches Ordnung liebt und welchem der Anblick der Welt unerträglich wäre, wenn er dieselbe als ein chaotisches Gemisch lebloser Elemente und blinder Kräfte ansehen müßte, unter welchen sich, durch einen unerklärlichen Zufall, ein verständiges Wesen, der Mensch, gleichsam verirrt hätte. Oder jener Gedanke bringt auch selbst die Idee von Ordnung, Absicht, Plan, — einer Regel, nach der man handeln soll, und einer Vollkommenheit, die man erreichen kann, im Gemüthe her-

vor. Es ist gewiß, daß der feste Glaube, den Friedrich an einen geistigen und vollkommnen Urheber der Welt beybehielt, obgleich sein übriges System diesen Glauben leicht hätte wankend machen können, mit den Tugenden seines eignen Geistes, seiner Achtung für Verstand und Moralität, seiner Liebe zur Ordnung, seiner eignen planmäßigen Art zu handeln, zusammenhing, und durch diese mehr als durch Beweise unterstützt wurde. Ein gedankenloser, sinnlicher, oder mit Entwürfen des Ehrgeitzes allein beschäftigter Fürst würde von der Religion weder Sätze bestritten, noch andre aus eigner Einsicht angenommen haben. Hier irgend etwas bey sich selbst festzusetzen, ist schon das Zeichen eines zum Nachdenken aufgelegten, und an erhabnen Gegenständen Theil nehmenden Geistes. Aber daß sich, nachdem alle in seiner Jugend ihm als heilig beygebrachten Ideen, durch den Umgang und die Philosophie seines reifern Alters zerstört worden waren, die Grundidee von einem Gotte doch bey ihm aufrecht erhielt; daß er es nicht aufgab, etwas als das erste und vollkommenste Wesen, die Quelle des Guten zu verehren; ob er gleich von ihm keine neuen Wohlthaten, nicht die Vollendung seines angefangnen Werks

erwartete: das kann man allerdings als ein Verdienst und als ein Glück für ihn ansehn; als ein Verdienst, weil es von seinem richtigen Verstande und seinem moralischen Gefühle zeugte; als ein Glück, weil es gewiß dazu beytrug, seinen praktischen Grundsätzen mehr Festigkeit und Uebereinstimmung zu geben.

Zum andern, wenn er diejenigen Sätze der natürlichen Religion verwarf, durch welche sie am meisten Gewalt über das menschliche Gemüth erhält; wenn er die Geschichten und die eigenthümlichen Lehren des Christenthums bestritt: so bewies er doch bey jenem Verwerfen immer Ernst und Achtung für die Tugend, und bey diesen Angriffen immer Billigkeit.

Ich will mich über beydes erklären.

Das, womit sich ein Mensch oft beschäftigt, muß ihm wichtig scheinen. Der König kehrte, in seinen Unterredungen, Briefen und Aufsätzen, so oft auf die Materie von der Zukunft, der Unsterblichkeit, und der Vorsehung zurück, daß dieß, wenn es nicht eine gewisse Unsicherheit seiner Sache, ein Verlangen nach Ueberzeugung verrieth, wenigstens den Werth anzeigte, den er der Entscheidung dieser Fragen beylegte. Niemand hat ihn, wenigstens in seinen reifern Jah-

ten, über jene Lehren und deren Vertheidiger spotten hören, so oft er sie auch bestritt: und nie that er das leztre, ohne der Prinzipien zu gedenken, auf welche er, wenn jene aufgegeben werden mußten, die Moral gründen wollte.

Was seine Urtheile über Offenbarung und Christenthum betrifft: so sind zwar überhaupt, — wie es jedem Menschen bey Gegenständen zu gehen pflegt, über welche er nicht vollkommen aufs Reine gekommen ist, — weder seine Gedanken selbst, noch die Art, wie er sie äußerte, immer mit sich selbst übereinstimmend gewesen. Jugend, Hang zum Spott überhaupt, und diejenige Zügellosigkeit, in welche das Gemüth nur zu leicht geräth, wenn es erst vor kurzem von den Fesseln fremden Ansehns frey geworden ist, hat ihn allerdings in seinen frühern Jahren über die Gränze derjenigen Achtung und Schonung hinausgeführt, welche einer Religion, die einem großen Theile des menschlichen Geschlechts noch ehrwürdig ist, auch diejenigen schuldig sind, die sie für falsch halten. Er hat ohne Zweifel in Aufsäzen, die er bloß dem Scherze und der Ergießung seiner satyrischen Laune widmete, sich solche Aeußerungen erlaubt, welche mit seinen eignen Erklärungen in seinen spätern und ernst-

haftern Schriften kontrastiren. Auch der Geist des Widerspruchs, von dem er nicht frey war, hat gemacht, daß er, gegen verschiedne Personen und zu verschiednen Zeiten, sich ungleich über die positive Religion und die mit ihr verbundnen Gegenstände erklärte: daß er gegen eifrige Anhänger derselben sie noch bittrer angriff und lebhafter bestritt, als seiner sonst gemäßigten Denkungsart angemessen war, und daß er gegen unbillige uud enthusiastische Feinde derselben sie selbst in Schutz nahm. — Aber, unter diesen ungleichen Aeußerungen, muß man doch (wenn man selbst billig seyn will) die Stellen, wo er als Mann redet, denen, wo er als Jüngling scherzt, — Schriften, wo er als Freund oder lehrender Schriftsteller in seiner eignen Rolle auftritt, denjenigen, wo er als Dichter eine fremde Rolle spielt, zur Bestimmung seiner wahren Gesinnungen, vorziehn. Und thut man dieß, so erkennt man unleugbar, daß er von der Sekte der französischen Philosophen, deren Einwürfen gegen die geoffenbarte Religion er Gehör gegeben hatte, den übertriebnen Haß gegen diese Religion und ihre Diener nicht annahm; daß er, wenn er in den Lehrsätzen des Kirchensystems Ungereimtheiten zu entdecken

glaubte, die Reinheit der Moral, in der Religion, welche Christus lehrte, anerkannte; daß er endlich billig genug war, die Verderbnisse einer Religion, von ihren wesentlichen Bestandtheilen, die Leidenschaften und Laster ihrer Anhänger, von den Triebfedern, die in der Religion selbst liegen, zu unterscheiden.

Es ist noch eine andre Billigkeit, welche, in Äußerungen über Religionssachen, die Pflicht der Menschenliebe fordert: — das ist die, kein Aergerniß zu geben, nicht diejenigen zu beunruhigen, die man nicht aufklären kann, — nicht durch Herabsetzung dessen, was sie für heilig halten, entweder ihren Unwillen zu reitzen, oder ihre Tugend wanken zu machen. Diese Billigkeit erkannte der König als Pflicht: er predigte sie oft den französichen Weltweisen, die sie in ihrem Eifer gegen das Christenthum und die Geistlichkeit vergaßen. Seine Theorie, wie er sie in mehrern Briefen an d'Alembert und Voltaire auseinander setzt, war: daß es sehr erlaubt und sehr natürlich sey, das, was man für Irrthum und Aberglauben hält, als Irrthum und Aberglauben, d. h. als thöricht und abgeschmackt, ohne Schonung zu behandeln, wenn man sich mit sich selbst, oder mit aufgeklärten und gleichdenkenden Freunden darüber be-

spricht: daß man aber, wenn man mit Personen zu thun habe, die vom Gegentheile überzeugt sind, zur Zurückhaltung und zu einem behutsamen Ausdrucke seiner Meinungen verbunden sey: es sey aus Menschenliebe, um jene Personen nicht zu beleidigen, weil immer ein Theil des Spottes, mit welchem man Meinungen herabwürdigt, auf diejenigen zurückfällt, die ihnen anhängen: es sey aus Liebe zur Tugend; um nicht mit dem Aberglauben zugleich die Gründe der Sittlichkeit bey unaufgeklärten Menschen zu zerstören. Er stimmte daher nicht ohne Einschränkung in die Rechtfertigung des la Barre, der mit einem Crucifix Muthwillen getrieben hatte, ob er gleich dessen Bestrafung für viel zu grausam hielt; er mißbilligte die allgemeinen Verdammungsurtheile, welche seine Correspondenten so oft über den Stand der Geistlichkeit aussprachen. Da er, vielleicht irriger Weise, glaubte, daß eine Volksreligion ohne Aberglauben nicht möglich sey: so konnte er es um so viel weniger gut heißen, solche Systeme plötzlich und ohne Schonung zu zerstören: indem man, nach dieser Meinung, kein Mittel hätte, das Volk für das, was man ihm an eingebildetem Trost raubte, durch wahren schadlos zu halten.

Wie oft er diesen Grundsätzen untreu geworden sey, ist zwar Niemanden zu bestimmen möglich, der in so großer Entfernung von ihm, als ich, gelebt hat. Indeß, schon der Umstand, daß diejenigen seiner Schriften, in welchen die anstößigsten Stellen, in Absicht der Religion, vorkommen, erst nach seinem Tode erschienen, und augenscheinlich von ihm nicht zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmt gewesen sind; — schon der Umstand, daß über seine Religionsmeinungen, bey seinem Leben, so lange Zweifel und Ungewißheit unter dem größern Publikum geherrscht hat: schon dieser Umstand zeigt, daß er öffentlich die Achtung für den eingeführten Gottesdienst und Lehrbegriff des Landes nicht verletzt hat, so muthwillig er zuweilen beyde insgeheim behandelt haben mochte.

Wenn man nun, nach allen diesen Angaben, die Religion Marc-Aurels mit Friedrichs seiner im Ganzen vergleicht: so erscheint die erstre als ein festes, immer gleiches, mit der Ausübung verbundnes System, ernst und feyerlich, nicht gereinigt von den Mängeln, die dem bey seiner Nation eingeführten Gottesdienste anklebten, aber veredelt durch seinen eignen großen Charakter; die Religion des andern finden wir

aus mehr flüchtigen, nicht immer unter sich übereinstimmenden, bald mehr, bald weniger tief eindringenden Gedanken zusammengesetzt, nicht die Frucht eines anhaltenden Nachdenkens, sondern vorübergehender auf den Gegenstand geworfner Blicke; — mehr Sache des speculirenden Verstandes, als Angelegenheit des Herzens.

Derjenige hat allerdings eine große Schutzwehr der Tugend mehr, der, so wie Marc-Aurel, an einen Gott, welcher Herr und Gesetzgebtr der Geisterwelt, Wohlthäter der Menschen, und Veranstalter ihrer Glückseligkeit ist, nicht nur fest glaubt, sondern auch auf ihn seine Gedanken unablässig richtet. Wenn dieses Prinzip ächter Art ist, so daß es den Menschen nicht zur Beobachtung von Religionsgebräuchen, sondern zur Ausübung der Pflichten seines Berufs und der allgemeinen Menschenliebe antreibt: so wird der, bey welchem es herrscheud ist, unstreitig diese Pflichten mit mehr Strenge und Gleichförmigkeit erfüllen, wird gegen Versuchungen zum Gegentheil stärker und gewaffneter seyn, als der, welchen die mehr wandelbaren und dem Selbstbetruge unterworfenen Bewegungsgründe der Ehre, oder des gemeinen Bestens beleben. — Auf der andern Seite kann für einen Mann,

der mit den Angelegenheiten einer ganzen Nation beladen ist, die unablässige Beschäftigung mit der unsichtbaren Welt schädlich werden.

Es ist ein anderes Talent, allgemeine Ideen zu verknüpfen: ein andres, einzelne Gegenstände zu beobachten. Und die Regierungskunst beschäftigt sich hauptsächlich mit dem letztern. Ueber dieß vermindert sich der warme Antheil, den man an dem gegenwärtigen Zustande der Dinge, und besonders an den Vortheilen des äußern Glücks nimmt, wenn man mit seinen Gedanken immer an die Geisterwelt und die Zukunft geheftet ist, worauf die Betrachtung der Religion führt. — Man hat es dem Christenthume als einen eigenthümlichen Fehler vorgeworfen, daß es, durch seine Hoffnungen und Gebothe, die Aufmerksamkeit des Menschen ganz auf ein anderes Leben nach dem Tode hinziehe, und ihn dadurch für das gegenwärtige unbrauchbar mache. Man hat ihm aber Unrecht gethan. Denn jede, auch bloß philosophische Meditation, auch die reinsten Vernunftwahrheiten können, auf diese Weise, dem praktischen Leben schädlich werden, wenn sie nähmlich das Gemüth ohne Nachlaß beschäftigen, und ihm dadurch entweder die Neigung oder die Fähigkeit benehmen, auf diejenigen klei-

nern aber mannigfaltigern Gegenstände Achtung zu geben, von denen das Gelingen der Unternehmungen in dieser Welt abhängt. Auch Marc-Aureln hat man den Vorwurf gemacht, daß er sich zu wenig um die Dinge, die um ihn herum vorgingen, bekümmerte: daß ihm deswegen die Ausschweifungen seiner Gemahlinn, die Ungerechtigkeiten seiner Minister, und die Vergehungen vieler seiner Freunde und Verwandten verborgen blieben, durch welche doch der Erfolg aller seiner guten Absichten in der Regierung seines Reichs gestört wurde.

Die glücklichste Folge der Gottesverehrung ist die Achtung für die menschliche Natur.

Man kann nicht ein ganzes Volk lieben. Aber man kann glauben, daß der Mensch etwas so edles, und Menschenglück eine so erhabne Absicht ist: daß es der größte Geist seiner würdig finden muß, sich damit Zeitlebens zu beschäftigen.

Diese Idee wird durch nichts so fest gegründet, als wenn man glaubt, Menschenglück ist der Zweck der Schöpfung, und der Geist des Menschen ist von gleichem Geschlechte mit dem Wesen, welches die Welt hervorgebracht hat, und welches sie regiert.

In Absicht dieser allgemeinen Menschenliebe, die vielleicht besser Menschenachtung heißen würde, stand Friedrich, wie es mir scheint, hinter Marc-Aurel zurück. Davon lag zwar der Grund nicht allein in seinen religiösen Grundsätzen, sondern auch in den vielfältigen Erfahrungen, die er in einem langen Leben von der Schlechtheit der Menschen gemacht hatte. Daher nahm auch seine Verachtung derselben mit dem Alter zu: und so wie diese zunahm, verminderte sich zugleich bey ihm die Empfindlichkeit des Herzens, die ihn in seiner Jugend warmer Freundschaft fähig gemacht hatte. Indeß trug sein System über die Welt, das menschliche Geschlecht und dessen Bestimmung gewiß auch etwas dazu bey, ihm alles, was dasselbe betraf, in einem verächtlichen Lichte darzustellen. Dieß hinderte ihn zwar nicht, seine Regentenpflichten im Ganzen zu erfüllen, und auch gegen einzeine Menschen gerecht oder wohlthätig zu seyn. Aber er mußte diese Menschen als Gegenstände seiner Fürsorge oder seiner Schonung anzusehen, besondere Veranlassungen haben. Dieß war der Fall bey der untersten Classe des Landvolks, die er deshalb vorzüglich gegen Unterdrückung zu vertheidigen suchte. Aber wo

diese besondern Verhältnisse wegfielen, übersah er zuweilen die allgemeinen, die allen Menschen ein Recht über uns geben, bloß weil sie Menschen sind und an der Würde einer gemeinschaftlichen Natur mit uns Theil nehmen. So wurde er von der Unterdrückung, die der gemeine Soldat von seinem Befehlshaber zuweilen leidet, weniger gerührt, als von dem Drucke, den der Bauer von dem Mißbrauche der Gewalt seines Guthsherrn zu fürchten hat. Die Ursache war, weil er sich zu sehr gewöhnt hatte, den Soldaten bloß als Werkzeug der Regierung anzusehn, und weil er die Brauchbarkeit dieses Werkzeuges von der unbedingten Unterwürfigkeit desselben unter seine Obern abhängig glaubte. Ueberhaupt schien er am ersten gegen Menschen, welche entweder durch die Verhältnisse seines Standes und seines Berufs nicht mit ihm verbunden waren, oder durch keine ausgezeichneten Fähigkeiten seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, ungerecht oder unempfindlich seyn zu können. Der wahre Probierstein einer ächten Menschenliebe aber ist, wie wir uns gegen Personen betragen, gegen die wir keine besondre Verbindlichkeit noch Neigung haben.

In Absicht auf diese Tugend war auch die Verachtung der positiven Religion, die in seinem Lande eingeführt war, und von einem Theile der Nation noch mit Anhänglichkeit vertheidigt wurde, nicht gleichgültig. Es ist nicht wohl anders möglich, als daß wir eine geringe Meinung von dem Verstande, oder der Aufrichtigkeit derjenigen bekommen, die das, was wir für handgreiflich ungereimt erkennen, mit vollem Beyfalle annehmen, oder mit Inbrunst verehren. Friedrich ließ sich zwar dadurch nicht verleiten, die Talente einzelner Personen mißzukennen, und sich ihres Dienstes, oder sie ihrer verdienten Belohnungen zu berauben. Ja es gehört mit unter die Züge seines wahren Regenten-Charakters, daß er bey den Männern, die er in Geschäften brauchte, auf diejenigen Eigenschaften allein sahe, durch die sie ihm nützlich wurden, nicht auf die Uebereinstimmung, die sie sonst in Meinungen und Charakter mit ihm selbst, oder mit seinen Begriffen vom Wahren und Vollkommnen hatten. Aber seine zu geringe Idee von dem großen Haufen der Menschen überhaupt, und von dem großen Haufen seines eignen Volks insbesondere, konnte allerdings dadurch mit bestätigt worden seyn,

daß er ihn als blind und gedankenlos, dem Irrthume und dem Betruge in der wichtigsten Angelegenheit des Lebens Preis gegeben ansah.

Die Lehrmeister Marc-Aurels in seiner frühesten Jugend waren ein Literator *), ein Schauspieler, ein Tonkünstler, ein Geome-

*) Jedes Zeitalter hat sein eignes Erziehungssystem, das größtentheils mehr durch Umstände und Zufälle entsteht, als absichtlich von der Vernunft gebildet wird. Erst hintendrein tritt die Ueberlegung hinzu, um das, was eingeführt ist, zu beurtheilen und zu verbessern. Unter den Griechen und Römern der ältern Zeit, waren alle Elementarkenntnisse, welche dem Sohne einer angesehenen Familie in dem Knaben-Alter beygebracht werden mußten, unter dem Nahmen der Grammatik begriffen, wozu auch die Lesung der Dichter und also das Studium der ältesten Geschichte und der Mythologie, die mit der Religion zusammenhing, gehörte. Der Unterricht für den Jüngling bestand aus dem Inbegriffe derjenigen Kenntnisse und Uebungen, welche ihm das große Werkzeug aller öffentlichen Geschäfte, Beredtsamkeit, zu eigen machen sollten. Außer dem Unterrichte in der Grammatik und Rhetorik gehörte zu der Erziehung der gesitteten Stände bey den Griechen noch die Musik, — welche die Römer lange Zeit verachteten, aber, wie es scheint, in dem Zeitalter der Antonine, in ihre Encyclopädie mit aufgenommen hatten; — bey Griechen und Römern die Gymnastik, ob gleich auch diese bey jedem Volke aus andern Leibesübungen bestand. Die Wissenschaften, welche in ältern Zeiten unter dem Nahmen der Grammatik zusammengefaßt waren und von demselben Meister gelehrt wurden, scheinen zu der Zeit, da Marc-Aurel erzogen wurde, schon in mehrere Zweige vertheilt gewesen zu seyn. Der

ter, ein griechischer und mehrere lateinische Grammatiker, einige Lehrer der griechischen, und einer der lateinischen Beredtsamkeit. In der Folge genoß er den Unterricht in der Philosophie unter den berühmtesten Stoikern und Peripatetikern des Zeitalters: und er besuchte ihre Schulen selbst noch, da er schon zum Nachfol-

Nahme Literator kommt in der Stelle des Capitolinus, wo er die Lehrer Marc-Aurels aufzählt, zum ersten Mahle vor. Ohne Zweifel beschäftigte sich der Mann, welcher ihn führte, mit den Kentnissen, welche zum Verstehen und zum Gebrauche der Dichter und der classischen Autoren beider Nationen nothwendig waren, oder mit dem Studium dieser Autoren selbst. Beydes gehörte ehedem zu der Profession des Grammatikers, der, wie jeder aus der Geschichte des gegen einen unwissenden Grammatiker aufgebrachten Alcibiades weiß, die Pflicht hatte, wenigstens seinen Homer zu verstehen und auszulegen. Wahrscheinlich war diese Trennung von der einen Seite durch die Erweiterung und tiefere Ergründung der Sprachwissenschaft, von der andern durch die vermehrte Anzahl guter Schriftsteller und berühmter Dichter veranlaßt worden. Grammatik und litterarische Kenntnisse machten in der That noch Fortschritte zu der Zeit, da das poetische und das Redner-Genie verschwanden, und alle Werke des Geschmacks die Spuren der einreissenden Barbarey trugen.

Der Schauspieler (comoedus) der mit unter den Lehrern Marc-Aurels aufgeführt wird, war ohne Zweifel, als Gehülfe des Rhetorikers, mit dem Unterrichte in der Deklamation und Aktion beschäftigt. Schon Cicero hatte sich zu diesem Endzwecke der Unterweisung des Roscius bedient, und unter dessen Anleitung Uebungen angestellt.

ger Antonins des Frommen ernannt worden war, und die Würde eines Imperators erhalten hatte. Hier wurde er zum eifrigen Anhänger einer bestimmten Sekte gebildet, deren Grundsätze und Kunstsprache nicht nur, sondern deren Kleidung und Disciplin er auch annahm.

Die ersten Lehrer Friedrichs waren eine französische Dame und etliche Geistlichen. Von seinem siebenten Jahre an hatte ein durch seinen Rang und seinen militärischen Ruf ausgezeichneter Mann die Aufsicht über seine Erziehung: und unter diesem lehrte ihn ein französischer Gelehrter die Elemente der Wissenschaften, ein Stabsoffizier aus der Armee des Königs die Mathematik und Ingenieurkunst, und ein junger Cadet die militärischen Exercitien. Als Jüngling und Mann hatte er keine Lehrer mehr: er hatte nur Gelehrte zu seinen Gesellschaftern und Freunden, durch deren Umgang oder durch deren Bücher er allerdings sehr unterrichtet wurde, deren Meinungen er aber eben so wenig ohne Einschränkung annahm, als er seine Sitten unmittelbar durch Nachahmung der ihrigen bildete.

Marc-Aurel scheint in der That die beste Erziehung und den vollkommensten Unterricht,

der in seinem Zeitalter möglich war, erhalten zu haben. Nicht nur war der Kreis von Wissenschaften und Künsten, für welche man ihm Lehrer gab, viel umfassend, so daß selbst die Mahlerey und die Kunst zu deklamiren darunter begriffen wurden: sondern die Männer, welche diese verschiedenen Wissenschaften ihm beybrachten, waren auch, jeder in seinem Fache, die berühmtesten ihrer Zeit. Sie wurden von ihrem Zöglinge selbst dankbar geehrt, und werth geschätzt durch Ehrenstellen oder doch durch seine Freundschaft ausgezeichnet zu werden.

Obgleich der Vater Friedrichs für die Wissenschaften wenig Achtung, und in Absicht dessen, was er zur Erziehung eines Prinzen für nothwendig hielt, große Vorurtheile hatte: so scheint er doch in der Wahl der Hofmeister und Lehrer seines Sohns weder sorglos noch unglücklich gewesen zu seyn. In der That wird seine erste Erzieherinn, die Frau von Roucoule, uns in allen Nachrichten, die von ihr übrig sind, als eine Frau von Geist, von Kenntnissen und einer mit Frömmigkeit verbundnen Tugend gerühmt; und sein Lehrer in den Anfangsgründen der Wissenschaften, der Herr du Han du Jandun, ist selbst durch die Briefe seines Zög-

lings an ihn, und durch die Lobschrift, die er auf ihn verfertigt hat, vortheilhaft bekannt. Auch Friedrich gab diesem seinem ersten jugendlichen Unterrichte ein günstiges Zeugniß durch die Achtung, welche er den Personen, die ihn ertheilt hatten, bis an das Ende ihres Lebens bewieß.

In einem nicht unwichtigen Punkte hatte die Erziehung eines Römischen Großen zu Marc-Aurels Zeiten mit der eines Deutschen Fürsten zu Friedrichs Zeiten Aehnlichkeit: darin nähmlich, daß die Erlernung einer fremden Sprache nothwendig zu beyden gehörte. Die Römer hatten ihre Cultur und ihre Wissenschaften von den Griechen erhalten, und die Sprache dieser letztern war zu einer gewissen Allgemeinheit in der ganzen gesitteten Welt gelangt. Der Römische Jüngling, der für die gute Gesellschaft erzogen wurde, mußte Griechisch verstehn lernen, um seinen Geist durch die Lesung der griechischen Schriftsteller ausbilden zu können; der, welcher für die Staatsgeschäfte erzogen wurde, mußte Griechisch sprechen und schreiben lernen, um dieses Werkzeug des ausgebreitetsten Umgangs in seiner Gewalt zu haben. Aus ganz gleichen Ursachen ist bey den

höhern Ständen der Deutschen die Erlernung der französischen Sprache unentbehrlich geworden. Da wir diese Nation in vielen Theilen der Wissenschaften zur Vorgängerin und Lehrerinn gehabt haben, so können wir uns ohne Hülfe ihrer Schriftsteller nicht gehörig ausbilden: da ihre Sprache in ganz Europa geliebt und gesprochen wird, so können wir nur durch sie uns Leuten aus allen Nationen mittheilen. Diesem Zustande der Dinge gemäß, finden wir unter Marc-Aurels Lehrern eben so viel Griechen als Lateiner, und Friedrich bekam seine eigentliche Geistesbildung fast von Franzosen allein. Beyde Fürsten scheinen noch die besondre Aehnlichkeit mit einander zu haben, daß sie an der fremden Sprache mehr Wohlgefallen fanden, als an ihrer eignen, oder sich doch in derselben mit mehr Leichtigkeit auszudrücken wußten. Wenigstens hat Marc-Aurel zu den Aufsätzen, die er für sich selbst verfertigte, die griechische Sprache gewählt, wie Friedrich zu seinen Gedichten, Briefen und Denkschriften die französische.

Sehen wir auf das Ganze des Unterrichts und den Erfolg der Erziehung: so ist der Unterschied zwischen beyden Fürsten sehr merklich

Marc-Aurel war viel von seiner Wissenschaft und seiner Geistesbildung seinen Lehrern — Friedrich war das meiste sich selbst, seinem Nachdenken, seiner Lektüre, und seinem Umgange schuldig. Bey jenem behielt daher die Cultur, durch welche sich sein Geist veredelte, etwas von dem Zwange und dem Prunke einer schulgerechten Gelehrsamkeit: bey diesem bekam sie das freye Ansehn einer bloß für die Welt und die Geschäfte gemachten Vorbereitung, oder einer zum Vergnügen und zur Erhohlung gewählten Beschäftigung. Jener arbeitete vom Knabenalter daran, ein Philosoph zu werden: dieser spielte gleichsam mit der Philosophie und den Wissenschaften. Beyden aber verhalf ihre edle Natur dazu, daß sie, auf ihren verschiednen Wegen, der wahren Vollkommenheit näher kamen, als andre auf eben denselben gekommen seyn würden. Marc-Aurel wurde unter allen Wissenschaften, worin er Unterricht empfing, und unter welchen manche unnütze waren, von der Moral am meisten gefesselt. An diesem Theile der Stoischen Philosophie, den die meisten ihrer Schüler, eben so wie die Dialektik und die Physik, nur mit dem Gedächtnisse, höchstens mit dem Verstande, faßten, nahm er mit der

ganzen Empfindsamkeit seines Herzens Theil. Friedrich, indem er bloß die Blüthen des Parnassus aufsuchte, und sich au den Produkten des dichterischen Genies ergötzen wollte, ward unvermerkt auch von den Früchten der ernsthaften Vernunft und der Weisheit angezogen, und durch dieselben genährt. Der Witz und die Einbildungskraft waren die ersten Geistesfähigkeiten, welche er schätzte und auszubilden suchte, und die Werke der tragischen und komischen Muse die ersten Gegenstände seiner Zuneigung und seines Studiums. Aber bey einem richtigen Geschmacke kann man nicht lange sich mit der schönen Literatur beschäftigen, und die Werke großer Dichter studiren, ohne auf das Ernsthafteste im menschlichen Leben, auf Sitten und Glückseligkeit und das Verhältniß beyder gegen einander, aufmerksam zu werden. Friedrich, den ein solcher Geschmack leitete, dessen viel umfassender Geist den Zusammenhang aller Arten von Talenten und ihrer Produkte übersah; den überdieß die Regierungsgeschäfte, die er selbst verwaltete, oft veranlaßten, die sittliche Natur des Menschen zu betrachten; ging gar bald von dem Angenehmen zu dem Nützlichen über. Und da er anfangs über die Dinge phi-

losophirt hatte, bloß um sie poetisch schildern zu können, oder um das Vergnügen an den Gemählden andrer vollständiger zu genießen: so endigte er zuletzt damit, der Moral, so wie der philosophische Kaiser that, vor allen andern Wissenschaften den Vorzug zu geben.

Marc-Aurel konnte *) von jeder seiner guten Eigenschaften, seiner Kenntnisse und Fertigkeiten, den Lehrmeister, welchem er dieselbe zu verdanken, oder das Muster, durch dessen Nachahmung er sie geübt hatte, angeben. Und er thut dieses mit einer gewissen Affektation, die nicht ohne einige Täuschung der Selbstliebe zu seyn scheint. Indem er so bestimmt erzählt, was er seinem Vater, seinem Großvater, dem

*) Seine bekannten Selbstgespräche oder die Schrift ad se ipsum, fängt mit einer dankbaren Erwähnung aller derjenigen Personen an, welche an seiner Erziehung und Ausbildung Antheil gehabt haben, und mit einer bestimmten Angabe derjenigen Grundsätze und Maximen, die er von jeder unter ihnen angenommen, und der Tugenden, die er aus ihrem Beyspiele gelernt hatte. Da der Ausdruck kurz und abgebrochen ist: so läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, ob er bloß sich dessen erinnert und das rühmt, was er von seinen Eltern und Lehrern gehört, und was er in ihren Handlungen gesehen hat; oder ob er ihnen zugleich dankt für die Regeln, die seine eigne Aufführung leiten, und für die sittlichen Vollkommenheiten, zu denen er durch ihre Hülfe gelangt ist. Die leztre Auslegung wird bey dem, was ich im Texte sage, vorausgesezt.

Rusticus, dem Apollonius, dem Sextus schuldig sey, läßt er uns doch zugleich wissen, welche Vorzüge er sich selbst zuschrieb.

Es ist in der That schwer, seinen guten oder schlimmen Eigenschaften bis zu ihrem Ursprunge auf der Spur nachzugehn. Es ist noch schwerer, so genau, als es Marc-Aurel thut, die Personen zu unterscheiden, in deren Umgange, oder durch deren Unterricht und Beyspiel wir zuerst gewisse Meinungen, die bey uns Grundsätze geworden sind, angenommen, oder gewisse Handlungsweisen, durch die unser gegenwärtiger Charakter sich auszeichnet, uns zu eigen gemacht haben. Auch bey Marc-Aurels dankbaren Rückerinnerungen mögen manche unsichere Vermuthungen mit unterlaufen. Indeß zeigt doch diese so bestimmte Angabe der Eindrücke, welche jeder seiner ältern Verwandten und seiner Jugendlehrer in seinem Geiste und in seinem Charakter hinterlassen haben soll, — da sie in einem Werke vorkommt, welches Marc-Aurel für sich selbst bestimmte, und überhaupt von einem redlichen Manne herrührt, dessen Aeußerungen man sicher für Ausdrücke seiner Ueberzeugungen annehmen kann: — daß er sich bewußt war, durch seine Väter, Vormünder

und Lehrer, im eigentlichen Verstande gebildet worden zu seyn; und daß seine Erziehung einen ihm selbst sehr merklichen Einfluß auf Kopf und Herz gehabt hatte.

Friedrich wich hier weit von seinem Vorbilde ab. Seine frühere Erziehung arbeitete darauf hin, einen ganz andern Mann aus ihm zu machen, als der er wirklich geworden ist. Seine ersten Lehrer konnten ihm selten wieder in die Gedanken kommen, wenn er auf die Geschichte seiner intellektuellen und moralischen Bildung zurücksah. Seine Sitten waren eben so wenig durch die Muster gebildet worden, die ihn in früher Jugend umgaben, als seine Kenntnisse und seine Meinungen von den Meistern ihm beygebracht worden waren, deren Lehrstunden er zu jener Zeit besuchte. Mit dem Zeitpunkte, da er vom väterlichen Zwange frey und Herr darüber wurde, seine Muße nach seinem Gefallen anzuwenden, fieng eine neue Erziehung für ihn an, die er sich durch seine Gesellschaften und seine einsamen Studien selbst gab. Und in der Wahl beyder wurde er zum Theile gerade durch die Abneigung bestimmt, die er gegen seine vorigen Beschäftigungen gehabt hatte.

Wenn aber auch Friedrich seinen Lehrern und Erziehern nicht so viel schuldig war, oder der Verdienste, die sie um ihn hatten, sich nicht so deutlich erinnerte, als Marc-Aurel — es sey, weil seine Natur kraftvoller sich aus sich selbst entwickelt, oder er seine Kenntnisse und Tugenden auf eine unmerklichere Weise und auf mannigfaltigeren Wegen gesammelt hatte: so stand er doch an Dankbarkeit gegen die, welche für seinen ersten Unterricht gesorgt hatten, seinem berühmten Vorbilde nicht nach. Er suchte noch als Jüngling die Gesellschaft seiner abgelebten Hofmeisterinn auf. Er rief, sobald er zur Regierung kam, seinen Lehrer du Han aus der Art der Verweisung, in welcher er seit dem unglücklichen Zwiste seines Zöglings mit dessen Vater lebte, an seinen Hof, und machte seine letzten Lebensjahre durch ehrenvolle Auszeichnungen und vermehrte Einkünfte, und noch mehr durch die mündlichen und schriftlichen Beweise seiner Freundschaft glücklich. Auch dem Oberaufseher seiner Erziehung, dem Grafen von Finkenstein, bewies er seine Dankbarkeit nicht bloß durch die Erhebung seiner Söhne zu den ersten Staatswürden, sondern auch durch eine achtungs-

vollere Bewegung, durch welche er sie noch vor andern ihrer Gleichen unterschied.

Mit dem zwölften Jahre, sagt Capitolinus, nahm Marc-Aurel die Kleidung und die strenge Lebensart eines Philosophen an.

Philosophie war Sekte geworden: und die philosophischen Sekten hatten etwas ähnliches mit unsern Mönchsreden bekommen, — selbst bis auf die Feindschaft, welche diese gegen einander hegen. Jede hatte ihre eigenthümliche Disciplin, so wie ihr System. Das benahm der Wissenschaft die Freyheit, welche sie haben soll, verhinderte das Selbstdenken in dem theoretischen, und beförderte die Heucheley in dem praktischen Theile der Philosophie. Denn die Erfahrung hat bey den philosophischen, wie bey den religiösen Orden, gezeigt, daß ein härenes Kleid, eine harte Schlafstelle, und die Kasteyung des Körpers, nicht nur die Leidenschaften nicht tödten, gegen welche diese Uebungen gerichtet sind, sondern oft, indem sie den Schein einer äußern Strenge der Sitten geben, die Begehung geheimer Ausschweifungen erleichtern. So wenigstens schildert uns die Folgen des Sektengeistes und der Stoischen Anmaßungen der Zeitgenosse Marc-Aurels, Lucian, der, wenn

wir auch seine Gemählde als Carricaturen ansehn, doch den Ruf hat, in den Grundzügen derselben der Wahrheit treu geblieben zu seyn.

Friedrich lebte zu einer Zeit, wo die Philosophie sich nicht anmaßte, ihren Schülern Gebräuche, körperliche Uebungen und eine bestimmte Kleidung vorzuschreiben. Er selbst war frugal und härtete sich ab: aber als Soldat, zu Erreichung eines bestimmten Zwecks; — nicht als Philosoph zur Befolgung allgemeiner sittlichen Vorschriften. Als ein Mann von Geschmacke affektirte er nichts, suchte sich durch nichts in seinem Aeußern auszuzeichnen. Er war Philosoph, nur durch die Gründlichkeit seiner Gedanken, die Feinheit seiner Beobachtungen, und das Ueberlegte in seinem ganzen Betragen. Aber seine Sitten waren ganz die eines Weltmannes, und eines Fürsten.

Marc-Aurel hatte Lehrer in der Peripatetischen, er hatte andre in der Stoischen Philosophie. Auch noch als ernanntes Oberhaupt des Römischen Reichs besuchte er die Lehrstunden derselben. Entweder war seine Wißbegierde zu weit getrieben, oder er war zu wenig sorgfältig seine Würde zu behaupten. Was konnte ein Mann, der einmahl auf die Spur gekommen war selbst zu denken, noch so neues und ihm unbekanntes in

dem Vortrage eines Philosophen finden, um sich öffentlich das Ansehn eines Schülers zu geben? Oder wie konnte ein Fürst, dem die Privat-Unterhaltung dieser Männer, die freyere und eben deswegen bessere Mittheilung aller ihrer Ideen, zu Gebothe stand, es nothwendig finden, den Unterricht derselben in ihren Hörsälen aufzusuchen?

Die Achtung, welche Friedrich gegen das Genie oder die Einsichten der Männer hatte, von welchen er seinen Unterricht erhielt, wurde bald durch das Selbstgefühl seiner eignen Vorzüge gemäßigt. Er verehrte als Jüngling alle, deren Einsichten er den seinigen überlegen hielt; er schmeichelte Voltairen, dessen Werke zuerst sein Genie erweckt und seinen Geschmack geläutert hatten; er las die Schriften Wolfs mit der Wißbegierde eines Lehrlings. Aber in kurzem fühlte er, daß er an der Seite dieser Männer und nicht zu ihren Füßen zu sitzen berufen sey. Obgleich von der Hoheit seines Standes nicht geblendet, sahe er doch die Würde seines Berufs ein; und nahm gegen alle Menschen, durch welche Vorzüge sie sich auch unterscheiden mochten, den Ton an, welcher dem Oberhaupte eines großen Staates zusteht. So

wie seine Erfahrung wuchs, so wie die glücklichen Erfolge seiner Regierung seine Talente mehr entwickelten und ins Licht setzten: so wurde auch immer der Abstand geringer, den er zuvor zwischen sich und den Weisen oder den großen Geistern seines Zeitalters gesehen hatte. Und wenn er nicht ganz die liebenswürdige Bescheidenheit des Marc-Aurel besaß, der noch im reifen Alter lernen wollte: so war er auch von der gelehrten Pedanterie frey, die diesem einen Theil der öffentlichen Achtung entzog. Marc-Aurel sah die Männer, deren Talente er schätzte, und deren Umgang er belehrend für sich fand, immer als seines Gleichen, und oft als seine Lehrer an. Friedrich konnte die Personen, gegen welche er in einem ähnlichen Verhältnisse stand, doch zuweilen seine Ueberlegenheit fühlen lassen, wozu besonders der ihm eigne satyrische Witz beytrug, ein Talent, das sich am liebsten an den Schwächen derjenigen Personen und Gegenstände versucht, welche in andrer Rücksicht vorzüglich sind.

Man kann es dem Marc-Aurel vielleicht als Eitelkeit anrechnen, und glauben, daß er seinen Beruf verkannte, da er sich von seinen Verehrern oder seinen Schmeichlern bewegen

ließ, vor seiner Abreise zu dem Feldzuge gegen die Marcomannen, drey Tage lang systematische Vorlesungen über die Philosophie zu halten *); — als wenn er der Welt erst die Verlassenschaft seiner Einsichten sichern müßte, ehe er sein Leben den Gefahren des Krieges aussetzte. Doch das Unschickliche dieser Handlung würde nur in der Form, nicht in der Sache selbst liegen; und von der Form sind wir bey dem lakonischen Berichte des Geschichtschreibers zu wenig unterrichtet. Auch ist es die öffentliche Meinung in jedem Zeitalter, welche bestimmt, was anständig und unanständig seyn solle: und die zur Zeit des Antonin scheint seine philosophischen Vorlesungen wenigstens nicht mehr, als sein anhaltendes Philosophiren überhaupt, gemißbilligt zu haben. Friedrich, obgleich über die gelehrte und philosophische Eitelkeit mehr erhaben als Marc-Aurel, hatte dafür in seiner Jugend die Eitelkeit des Dichters und des witzigen Kopfs. Zu allen Zeiten liebte er seine Ideen auch im Gespräche ausführlich zu entwickeln,

*) Iturus ad bellum Marcomannicum — rogatus ut praecepta philosophiae ederet — per ordinem paraeneseon per triduum disputauit. (Vita Avidii Cassii.)

und er hatte eine ausnehmende Leichtigkeit sie auszudrücken. In seinen ältern Tagen hat er auch das Publikum durch eigne, auf Unterricht abzielende, Schriften zu belehren gesucht. Es scheint indeß, als wenn auch geistreiche und weise Männer, die aber in großen Geschäften leben, die Welt mehr durch ihre Handlungen, durch gelegentliche Reflexionen, durch die Aufzeichnung ihrer eignen Geschichte, als durch eigentliche Lehrschriften unterrichten sollten. Auch die wärmsten Verehrer der Werke des großen Königs werden gestehn, daß sein philosophischer Geist, sein Scharfsinn, sein Witz, der Reichthum seiner Ideen sich in seinen Briefen, in der Geschichte seiner Zeit, und in einigen seiner Gedichte noch deutlicher, als in seinen Abhandlungen, zeigt.

Einige der Philosophen, die Marc-Aurels Lehrer gewesen waren, wurden in der Folge seine Rathgeber in Regierungsgeschäften; und andre wurden von ihm zu wichtigen Staatsämtern erhoben. Diese Wahl kann durch die Personen, welche sie traf, gerechtfertigt worden seyn. Aber im Allgemeinen ist das System, welches Friedrich in einer ähnlichen Absicht befolgte, das weisere und der Erfahrung gemäßere. Die,

welche den besten Unterricht in der Philosophie des Lebens geben, sind nicht immer die geschicktesten, die Geschäfte desselben zu führen. Friedrich sonderte also diejenigen Personen, welche er, als Gelehrte, in seinen nähern Umgang aufnahm, immer von denen ab, welchen er, als seinen Dienern und Stellvertretern, sein Vertrauen schenkte. Er überschritt in den vertrautesten Gesprächen mit den ersten selten die Gränzen einer wissenschaftlichen und litterärischen Unterhaltung: und er erlaubte nie, daß sie über diese Gränze hinausgingen. Dieß kam zum Theile daher, daß die Gelehrten und schönen Geister, welche er zu seinen Gesellschaftern wählte, Ausländer waren. — Er gab seiner Nation den Vorzug, daß er Treue, Arbeitsamkeit und Muth, alle die Tugenden, welche zu bürgerlichen und kriegerischen Geschäften nöthig sind, vorzüglich in ihr suchte und erwartete. Aber er sprach ihr das Genie ab, welches in den Wissenschaften und der Litteratur etwas seinen Geschmack befriedigendes leisten könnte. Dieser Mangel des Zutrauens zu dem Charakter seiner gelehrten Freunde; diese geringe Meinung, die er von den angenehmen Talenten seiner Unterthanen hatte, machte die Absonderung

zwischen seinen litterarischen Unterhaltungen und den Berathschlagungen über seine Angelegenheiten noch größer.

Das Studium des bürgerlichen Rechts nahm in dem Erziehungsplane Marc-Aurels eine wichtige Stelle ein: so wie die Ausübung des Richteramts zu den Hauptverrichtungen seiner Regierung gehörte. Beydes ist in dem Leben Friedrichs verschieden. Er hatte von den Civilgesetzen, nach welchen in seinen Ländern gesprochen wird, nur die allgemeinen, und vielleicht zu unvollständige Begriffe. Er mischte sich aber, einige wenige Fälle in den letzten Jahren seines Lebens ausgenommen, nie in die Verwaltung des Rechts persönlich ein. Hätte er dieß öfter gethan: so wäre seine geringe Bekanntschaft mit der Wissenschaft, deren Anwendung er sich anmaßte, seinem Ruhme und seinen Unterthanen schädlich geworden. Aber wenn der Fürst nur als oberster Schutzherr der Gerechtigkeit und als Aufseher der Richter handelt: so ist ihm eine genaue Kenntniß aller Feinheiten des Rechts entbehrlich. Dieses Studium würde ihm eine kostbare Zeit wegnehmen, die er auf noch wichtigere Gegenstände zu wenden hat. Es giebt überdieß, wenn das Recht so künstlich und for-

mularisch ist, als das Römische zu Marc-Aurels Zeiten war, dem Gemüthe eine eigne Falte — veranlaßt eine besondre Denkungsart, die bey den übrigen Zweigen der Staatsverwaltung nicht wohl angewandt ist. Es ist endlich zu besorgen, daß, wenn eben die Person, welche an der Gesetzgebung Theil hat, auch beschäftigt ist, die Gesetze auszulegen und auf einzelne Fälle anzuwenden, wenn eben die, welche mit der auszuübenden Gewalt bekleidet ist, auch die Rechtspflege in ihre eigenen Hände nimmt, Machtsprüche an die Stelle richterlicher Entscheidungen treten. Die völlige Absonderung des Richteramtes also von der eigentlichen Administration ist sowohl der Freyheit der Staaten, als der Ausübung der Gerechtigkeit am günstigsten.

Marc-Aurel hatte mit Friedrich einen Grundsatz gemein, der im öffentlichen und Privatleben gleich nützlich ist, — den, daß man sich jeder Sache, die man einmahl für wichtig genug hält, sie zum Gegenstande seiner Beschäftigung zu machen, ganz widmen müsse, daß besonders jedes öffentliche Geschäft, welches der Staat aufträgt, etwas heiliges und ehrwürdiges sey, und die ganze Aufmerksamkeit des Mannes, dem es anvertraut ist, verdiene.

Aber in ihren Urtheilen über das, was wichtig, und was allgemeine Staatsangelegenheit sey, mochten Marc-Aurel und Friedrich nicht selten von einander abgehn. Es wird in dem Leben des ersten angemerkt, daß, da er, als ein Jüngling aus einer der vornehmsten Familien in Rom, frühzeitig in das Collegium der Salischen Priester aufgenommen worden war, und in der Folge die drey vornehmsten Aemter dieses Priesterthums nach einander bekleidete, *) er nicht, wie die andern vornehmen Römer, die zu eben dem geistlichen Orden gehörten, die Gebräuche des Gottesdienstes bloß mitmachte, und die Formeln hersagte, wie sie ihm von den dazu bestellten Subalternen angegeben und vorgesagt wurden: sondern daß er auf diese alten Gesänge und Formularien ein eignes Studium wandte, um sie zu verstehen und ins Gedächtniß zu fassen. In einem ähnlichen Amte, wo es mehr auf Gebräuche, als auf Verwaltung erheblicher Geschäfte ankam, als ernannter Stellvertreter der Consuln, während ihrer Abwesenheit, zur Feyer des sogenannten Lateinischen Festes, war

*) Fuit in eo sacerdotio et praesul et vates et magister: multos inauguravit et exauguravit, nemine praeeunte.

er gleich sorgfältig, diesen Auftrag auf eine vorzügliche Weise auszurichten. *)

Friedrich hatte zum Glücke keine priesterliche Würde; er hatte keine geistlichen Ceremonien unter seinen Verrichtungen. Aber er war doch oft, so wie jeder Fürst, verbunden, Handlungen zu thun, die bloß zur Repräsentation gehören. Er kürzte zwar alles, was nur Gepränge ist, und durch Gebräuche regulirt wird, so viel, als möglich war, ab; er suchte sich das Beschwerliche der Hof- und Staatsetikette auf alle Weise zu erleichtern. Sein militärischer Geist machte ihn dazu geneigt; und sein militärischer Ruhm gab ihm dazu ein Recht. Beyde brachten in seine Vernachlässigungen der Formen doch einen gewissen ihm eignen Anstand. Aber was er davon noch beybehielt, verrichtete er mit eben so vieler Aufmerksamktit und mit eben dem Streben nach Vollkommenheit, mit welchem er die wesentlichen Pflichten seines Regenten-Amtes erfüllte.

*) Nec multo post praef. Urb. feriarum Latinarum caussa fuit: in quo honore praeclarissime se pro magistratibus agentem ostendit. Cap. in V. Ant. Phil. c. 4.

Unter den Vorsätzen, die Antonin in seinen vortrefflichen Selbstgesprächen faßt, oder erneuert, findet sich einer, der mit dem oben angezeigten Grundsatze in genauem Zusammenhange steht. Er nimmt sich vor, auf die Reden jedes Menschen, den er anzuhören einmahl verbunden ist, seine volle Aufmerksamkeit zu richten, selbst wenn sie ihm unbedeutend scheinen sollten. Diese Aufmerksamkeit, glaubte er, sey Pflicht der Menschenliebe und Rath der Klugheit. In der That macht sie schon oft allein das Gleichgültige, welches uns andre sagen, erheblich: weil wir alsdann Anlaß finden, selbst etwas dabey zu denken; indeß bey der Zerstreuung die Zeit völlig verloren ist. Sie ist überdieß dem Regenten besonders nöthig: weil dessen Geduld mehr als die irgend eines Menschen, durch unbescheidne Bitten, oder durch mangelhafte Vorträge auf die Probe gesetzt wird; und weil er mehr, als jeder andre, schuldig ist, sich in die Stelle derer, welche mit ihm reden, und welche gemeiniglich von ihm Hülfe und Schutz, oder Aufträge und Anweisungen erwarten, ganz zu versetzen.

Diese in der That vortreffliche Regel des Antonin hat sich zwar Friedrich gewiß

nicht so deutlich vorgeschrieben, und er hat sie wahrscheinlich auch nicht immer befolgt. Er war überhaupt nicht so ein Moralist en detail, (wenn ich so sagen darf,) als Marc-Aurel; er war kein so genauer Beobachter seiner selbst; er bestimmte seine Aufführung mehr durch den Leitfaden allgemeiner Principien, als durch specielle Regeln. Aber sein richtiger Verstand und sein guter Genius leiteten ihn oft von selbst dahin, wohin der Stoische Kaiser durch die Tiefe und Gründlichkeit seiner Meditationen gelangte. Friedrich war im Ganzen nie zerstreut. Er war gewöhnlich mit seinen Gedanken bey den Dingen und Personen gegenwärtig, welche ihm vor Augen standen. Weder der Flug seiner Einbildungskraft, noch die Forschungen seiner Philosophie entfernten ihn weit von der wirklichen Welt, oder zerstreuten ihn, wenn er mit dieser zu thun hatte. Schon hierin mochte ihm Antonin unähnlich seyn. Die ganze Anlage von dem Geiste dieses letztern, der Charakter seiner Philosophie zeigt, wie sehr er in sich selbst versenkt seyn konnte. Er hatte also ohne Zweifel doppelt nöthig, sich zur Aufmerksamkeit auf die Reden derjenigen zu ermahnen, die ihm die unbedeutenden Kleinigkeiten des weltlichen Interesse

und sinnlicher Gegenstände vortrugen. Friedrich hatte diese Aufmerksamkeit von selbst, durch eine natürliche Gewandtheit seines Geistes. Da er von seinen Büchern, seinen Versen und seinen Meditationen leicht zu politischen Berathschlagungen, von diesen zu militärischen Uebungen, und von diesen endlich zu scherzhaften Tischgesprächen übergehen konnte, ohne von irgend einer dieser Verrichtungen die Stimmung seines Gemüths, oder die Richtung seiner Aufmerksamkeit zu der folgenden mitzunehmen, so war er, von selbst und ohne Anstrengung, immer ganz bey dem, was er in jedem Augenblicke that. Und in diesem Zustande hörte er auch gewiß recht, verstand vollkommen, und behielt lange, was man ihm sagte. Er wußte aber auch noch diese ihm natürliche Gegenwart des Geistes, durch Vorsatz zu einer völligen Aufmerksamkeit zu erhöhen, sobald er glaubte, etwas von der Person, welche er sprach, lernen zu können, oder es für Pflicht hielt, ihr sein Ohr zu leihen. So hat er besonders die Gespräche und die Vorträge gemeiner Leute aus dem Bauernstande, welche von den Fürsten fast nie für so wichtig gehalten werden, daß sie bey denselben verweilen sollten, oft mit der aushar-

rendsten Geduld angehört und sich deren Inhalt tief eingeprägt. Auch waren die Eindrücke von Sachen oft sehr dauerhaft, die er nur flüchtig und im Vorbeygehn gehört hatte. Und da er immer wach war; da er immer ganz mit offnen Augen und Ohren lebte: so blieben in seinem Gemüthe Spuren von allem zurück, was in seiner Gegenwart gethan und gesagt wurde.

Marc-Aurel liebte verschiedne Arten der Leibesübungen; er war in einigen Meister: aber die Neigung zur Philosophie ließ aus diesem Geschmacke nie eine Leidenschaft, aus dem Zeitvertreibe nie ein Geschäft werden. Er war nach dem Zeugnisse seines Geschichtschreibers, — was er sich nach dem Beyspiele seines Vaters vornahm zu seyn; sorgfältig für das gute Ansehn seines Körpers: — nicht wie einer, dem das Leben über alles lieb ist, oder der in Putz und körperliche Geschicklichkeit einen großen Werth setzt; sondern wie ein vernünftiger Mann, welcher den Aerzten nicht in die Hände fallen, und immer das Werkzeug seines Geistes brauchbar zu den Absichten und Verrichtungen desselben erhalten will.

In Absicht der Leibesübungen waren Friedrichs und Marc-Aurels Gesinnungen und

Verhalten einander ganz ähnlich. Diese Uebungen waren in des erstern Erziehung nicht vernachlässiget worden; und er war in denselben zu demjenigen Grade von Vollkommenheit gelangt, der einem Fürsten anständig und einem Feldherrn nothwendig ist. Er hatte aber nie an ihnen so viel Geschmack gewonnen, daß er im reifen Alter sie zu seinen Erhohlungen gewählt hätte. Die Jagd, welche gleichsam der Inbegriff mehrere Leibesübungen ist, und von welcher diejenigen Fürsten gemeiniglich stark angezogen werden, die in diesen Uebungen vorzügliche Geschicklichkeit erlangt haben, machte selbst bey Marc-Aurel einen Lieblingszeitvertreib aus. Friedrich verachtete sie und haßte sie beynahe. Er sahe sie nicht nur als ein geistloses Vergnügen an, sondern als eines, das durch die Heftigkeit der Bewegung, in welche es die Lebensgeister für eine Nichtswürdigkeit setzt, den Geist tödtet, und ihn zur Aufmerksamkeit auf Geschäfte oder Wissenschaften unfähig macht.

Den Schmuck verachtete und vernachlässigte Friedrich noch mehr, als sein Vorgänger. Aber sein eigner Arzt zu seyn, gehörte unter seine eigentlichen Studien. So seltsam zuweilen die Mittel waren, welche er sich vorschrieb;

so sehr seine Diät zu gewissen Zeiten von derjenigen abwich, welche die Aerzte für die gesunde halten, oder die sie als ihm zuträglich ansahen: so wußte er doch wieder so zur rechten Zeit sich zu enthalten, und durch Mäßigung, Ruhe oder Anstrengnng seinen Körper wieder herzustellen: daß er sich bey einer schwächlichen Leibesbeschaffenheit, und bey einem öftern Ungehorsam gegen den Rath seiner Aerzte, bis in ein hohes Alter gesund, und zu allen Verrichtungen seines schweren Amtes geschickt erhielt.

Die Beyspiele sind so häufig, daß nachdenkende Männer, wenn gleich ihr Beruf sie von der Ausübung der Arznenwissenschaft sehr weit entfernt, doch ein Wohlgefallen an deren Studium finden, und sich von Krankheiten und Heilmitteln einige Kenntniß erwerben: daß man irgend eine natürliche Ursache vermuthen muß, welche diese Liebhaberey bey solchen Männern hervorbringt. Auch ein kluger römischer Kaiser sagte, daß der Mensch schwach am Verstande seyn müßte, der dreyßig Jahre gelebt hätte, und doch nicht besser, als sein Arzt, wüßte, was ihm nutze, oder schade. — In der That ist bey einem empfindlichen Nervensystem, auf welchem die Fähigkeiten des Geistes zum Theil beruhen,

auch eine genauere Wahrnehmung der Verände-
rungen, welche der Körper leidet, sehr begreif-
lich. Und wenn der Mensch einmahl die Fä-
higkeit und die Neigung hat, die Natur der
Dinge und ihre Ursachen zu erforschen: so muß
ihn nothwendig das große Interesse einer Ge-
sundheit, die mehrmahlen angegriffen worden ist,
und die einer sorgfältigern Pflege bedarf, leicht
auf Untersuchungen über den menschlichen Kör-
perbau, die Uebel, welche ihm drohn, und die
Heilmittel dagegen bringen können.

In einer andern liebenswürdigen Eigenschaft
waren sich Friedrich und Marc-Aurel ähn-
lich, — in der ehrerbiethigen Liebe, die sie ge-
gen ihre Eltern oder die Stellvertreter ihrer El-
tern bewiesen.

Allerdings war es ein Beweis eines großen
und liebenswürdigen Charakters, daß Marc-
Aurel drey und zwanzig Jahre lang, als er-
klärter Nachfolger des Antonin, mit diesem
seinem adoptiven Vater in einem Hause woh-
nen, während dieser Zeit nicht zwey Nächte von
ihm abwesend seyn, und doch diesem immer
theuer, immer in der vollkommensten Eintracht
mit ihm bleiben konnte, und durch den anscheinen-
den Zwang seiner Lage nichts von seiner Zufrie-

denheit und Heiterkeit verlor. In dem Verhältnisse zwischen dem Beherrscher eines großen Reichs und seinem Nachfolger, besonders wenn dieser nicht durch die Bande des Bluts mit ihm vereiniget ist, sind die Veranlassungen, welche Mißtrauen in dem Gemüthe des ersten, Unzufriedenheit in dem Gemüthe des letztern erregen, so häufig, und die Verleumdungssucht ist, unter dem Schein der Freundschaft, bey jedem Theile so geschäftig, ihn gegen den andern zu erbittern: daß es in beyden eine ungewöhnliche Reinheit der Tugend, eine seltne Zärtlichkeit des Herzens, oder einen des Argwohns unfähigen Edelmuth des Geistes voraussetzt: wenn sie, in einem beständigen Umgange mit einander, glücklich und einig seyn sollen. Auch am Hofe des frommen Antonin fehlte es nicht an Leuten, welche seine Gunst zu gewinnen glaubten, indem sie ihn vom Marc-Aurel abwendig machten. Einige gaben ihm zu verstehen, daß seine Regierung seinem Nachfolger zu lange daure: einer erzählte es als eine sichere Nachricht, daß Marc-Aurels Mutter bey einer gewissen Gelegenheit von den Göttern den Tod Antonins erfleht habe. Aber die untadelhafte Rechtschaffenheit des Sohnes, und die zutrauliche Liebe

des Vaters vereitelten alle diese Versuche der Uebelgesinnten. *)

Friedrich hatte nicht ganz dieselbe Geduld und Unterwerfung in seiner Jugend: aber er hatte auch bey weitem nicht dieselbe Aehnlichkeit mit seinem natürlichen Vater, als Aurel mit seinem gesetzlichen; — er hatte weit mehr von demselben zu ertragen. Er mußte also von ihm entfernt seyn, wenn nicht durch den natürlichen Widerspruch der Charaktere und die Unähnlichkeit des Geschmacks, das Leben beyder verbittert und das Band der kindlichen Ehrerbiethung und der väterlichen Zärtlichket gelöset werden sollte. — Aber nachdem nur der Kronprinz Friedrich einen eignen Wohnsitz und die Freyheit, mit seiner Zeit nach seinem Wohlgefallen zu schalten, und seine Lieblingsstudien zu verfolgen, erhalten hatte: so kehrte er nun in jeder andern Rücksicht zu den Pflichten eines ehrerbiethigen und gehorsamen Sohnes zurück, und gewann die Liebe

*) Quamvis non deessent, qui aliqua adversus eum insusurrarent, et prae caeteris Valerius Omulus: qui, cum Lucillam matrem Marci in viridario venerantem simulacrum Apollinis vidisset, insusurravit: illa nunc rogat, ut diem tuum claudas et filius imperet. Vita Ant. Phil. c. 7.

und das Vertrauen seines Vaters von neuem. Die Gesinnungen, welche er gegen diesen Vater, auch nach dessen Tode, in seinen Reden und Schriften äußerte, müssen mit Recht für aufrichtig gehalten werden, da er in dem Ausdrucke derselben sich in allen Zeiten seines Lebens gleich geblieben ist.

Wenn es indeß bey dem Betragen Friedrichs gegen seinen Vater noch zweifelhaft wäre, ob diese natürliche Achtung oder diese Empfindlichkeit für die Bande des Bluts, welche die Griechen mit einem eignen Nahmen belegen *), und welche sich in der That von andern wohlwollenden Neigungen durch etwas eigenthümliches unterscheidet, in dem Charakter des erstern gelegen hätte: so würde die ununterbrochne und immer gleiche Ehrerbietung und Zärtlichkeit, die er seiner Mutter bis zu dem letzten Augenblicke ihres Lebens bewies, — und die innige und vertraute Freundschaft, die er mit seiner Schwester, der Marggräfin von Bayreuth, unterhielt, diese Aehnlichkeit seiner Anlage mit denen des Antonin unwidersprechlich machen.

*) Sie nennen sie ϛοργή.

Seine Mutter lebte lange genug, um durch seine Aufführung gegen sie überzeugt zu werden, daß selbst die höchste Würde, der Tumult der Geschäfte, und der Stolz der Siege, sein Herz gegen die natürlichen Empfindungen der kindlichen Liebe nicht verhärteten. Er legte gewisser Maßen seiner Mutter seine Siege und die ersten Früchte seiner Regierung zu Füßen und fand in ihrem Beyfalle, und in dem Antheile, den sie an seinem Ruhme nahm, eine vorzügliche Belohnung seiner Arbeiten. Noch in seinem hohen Alter sprach er von dem Tode dieser Mutter, als einer der Begebenheiten, die sein Herz am empfindlichsten angegriffen, und die Glückseligkeit seines Lebens am meisten gestört hätte.

Vom Marc-Aurel wissen wir, daß er seiner Schwester und deren Kindern seine väterlichen und mütterlichen Familiengüter überließ; und diese Freygebigkeit war ohne Zweifel bey ihm mit derjenigen Liebe zusammenhängend, mit welcher er alle seine Verwandten umfaßte. Indeß, die ansehnlichsten Geschenke sind keine so sichren Beweise von brüderlicher Zärtlichkeit, als solche Beweise, wie wir sie von Friedrich an seine Schwester in Händen haben, und als der Umgang, den er mit ihr führte. Ihr scheint

er alle seine Angelegenheiten vertraut, und sein ganzes Herz aufgeschlossen zu haben: zu ihr nahm er seine Zuflucht im Unglücke: mit ihr theilte er seine Fröhlichkeit und seine Studien. Kaum hat irgend eine Person so sehr den Nahmen seines Freundes verdient: der Verlust keiner ist so tief und so lange von ihm betrauert worden.

Ein nicht so uneingeschränkter Beyfall gebührt dem Betragen Marc-Aurels gegen seinen adoptirten Bruder und Mitregenten Verus. Es war gut, daß er die dem Staate unschädlichen Fehler desselben zu verbergen, oder zu entschuldigen suchte: er handelte unrecht, wenn er die Nachsicht so weit trieb, daß er das Wohl des Staats der Unbesonnenheit, oder den Ausschweifungen auch seines nächsten Verwandten Preis gab; — er verstellte sich, wenn er ihm Lobreden hielt. Das nähmliche läßt sich von seinem Betragen, in Absicht seiner Gemahlinn, sagen. Schon bey seinen Zeitgenossen machte ihn die Geduld, die er gegen ihre Zügellosigkeit bewies, und das Lob, mit welchem er ihre Tugenden pries, einer zu sorglosen Aufsicht auf die Seinigen oder einer Unaufrichtigkeit verdächtig. — Vielleicht sahe es Marc-Aurel als einen Theil der Dankbarkeit an, die er dem frommen

Antonin, dem Stifter seiner eignen Größe, schuldig war *), daß er diejenigen beyden Personen, so viel als möglich, schonte, welche dieser ihm als Theilnehmer und Miterben seines Throns beygesellt hatte. — Aber er sollte doch die Wahrheit und das allgemeine Beste, über diese Privatverhältnisse, so ehrwürdig sie ihm immer scheinen mochten, die Oberhand behalten lassen.

Friedrich war gegen seine Brüder und Verwandten, gegen alle, welche durch Natur, oder durch erwiesene Dienste ein Recht auf seine Zuneigung hatten, gütig, zuvorkommend, zuweilen zärtlich: aber er würde gegen keinen so nachsichtig gewesen seyn, von dem er geglaubt hätte, daß er durch seine Vergehungen seiner Regierung Schande mache, oder seine Absichten vereitle. Er bewies selbst in dem einen Falle, wo er, schon durch erlittne Unglücksfälle empfindlich gemacht, leichter gegen jeden begangnen Fehler in Unwillen gerieth, eine unbillige Strenge gegen den ältesten seiner Brüder. Und ob er gleich bey Personen, die er, wegen ihrer äußern Verhältnisse, oder ihrer nahen Verbin-

*) Dixisse fertur, „si uxorem dimittimus, reddamus et dotem.“ Dos autem quid erat nisi imperium? J. C. 19.

dung mit ihm, zu schonen Ursache hatte, seinen Tadel durch Höflichkeit zu mildern, und vielleicht selbst seinen freundschaftlichen Empfindungen durch den Ausdruck ein lebhafteres Colorit zu geben wußte: so war er doch zu aufrichtig, als daß er geradezu loben sollte, was er für tadelnswürdig hielt, und er war zu mächtig, als daß Rücksichten ihn nöthigen konnten, eine angenommene Rolle in seiner Familie zu spielen.

Die Tugenden, welche man von Marc-Aurel am besten kennt, und durch Thatsachen beweisen kann, sind Tugenden des Menschen und des Privatmannes: — es ist seine Mäßigung und Bescheidenheit, in Absicht der ihm vom Senate zuerkannten Ehrenbezeugungen; es ist seine Schonung gegen Feinde und Rebellen; seine Nachsicht und Duldsamkeit gegen fehlerhafte Freunde, seine Folgsamkeit gegen den Rath redlicher und einsichtsvoller Diener. — Den großen Regenten lernen wir unglücklicher Weise weniger aus seiner Geschichte, als aus den in seinem Buche von ihm aufgezeichneten Meinungen, Absichten und Vorsätzen, und aus der allgemeinen Bewunderung und Zufriedenheit kennen, die seine Regierung bey seinen Zeitgenossen erregte, und deren Nachruhm sich ungekränkt und un-

vermindert bey den folgenden Generationen erhalten hat. Wir wissen sehr viel von dem, was er dachte; und wir können bey seiner Schrift mehr, als bey dem Buche irgend eines großen Herrn, gewiß seyn, daß sie uns seine gewohnte Art zu denken, und den Geist seiner Regierung schildert: aber wir wissen sehr wenig von seinen Handlungen, und noch weniger bestimmtes wissen wir von dem Einflusse, den seine Regierung auf das Beste seiner Länder und die Vervollkommung der Menschen in denselben gehabt hat. Ja nach den Begebenheiten der nächst folgenden Zeiten zu schließen, hatte weder sein großes Beyspiel die Sitten der Römer verbessert, noch hatten seine Anstalten dem Staate eine größere Stärke gegeben.

Alles das ist in dem Leben Friedrichs des Philosophen verschieden und beynahe entgegengesetzt. Als Mensch hatte sein Charakter einige beträchtliche Flecke: aber als Regent ist er groß und ohne Gleichen. Er war in seiner Privataufführung nicht immer den Grundsätzen treu, die er in den ruhigern Stunden der Speculation vertheidigte, oder dem schönen Bilde ähnlich, das sich seine Poesie von einem vollkommnen Menschen zu entwerfen wußte. Eben so

wenig waren seine Handlungen immer unter sich, als mit seiner Theorie einstimmig: er war zu verschiednen Zeiten und gegen verschiedne Personen gerecht und unbillig, dankbar und unerkenntlich, freygebig und karg, nachsichtig und hart. Aber in seiner Staatsverwaltung ist eine gleiche Haltung (tenor) fast durch seine ganze Regierung sichtbar; — und dieselbe Uebereinstimmung mit sich selbst, welche man von der sittlichen Aufführung Marc-Aurels rühmt, ist das unstreitige Verdienst von Friedrichs politischer. Wir kennen die thätigen Auftritte seines Lebens genau; und die Geschichte seiner Kriege und seiner Staatsverwaltung liegt vollständig vor den Augen des Publicums. Wir wissen also, wie viel zu seinen Siegen sein persönlicher Muth, seine große Kenntniß der Kriegskunst, seine sich immer gleiche Gegenwart des Geistes, seine richtige Voraussehung künftiger Umstände und seine entschlossene Vollziehung gemachter Entwürfe beytrug. Wir wissen, daß der Reichthum, zu welchem sich der Staat unter ihm erhob, seiner Aufmerksamkeit auf die Quellen desselben, auf Ackerbau und Gewerbfleiß, — seiner Bemühung die Natur in seinen Ländern zu verbessern und die Menschen aufzu-

muntern, unmittelbar zuzuschreiben war. Daran kann auch sein strengster Tadler nicht zweifeln: daß er seine Zeit, seine körperlichen und geistigen Kräfte, seine ersparten Schätze auf das Wohl seiner Unterthanen, die Unterstützung ihres Fleißes, die Erleichterung ihrer Noth, auf die Wiederherstellung des ihnen von der Natur oder den Feinden geraubten Eigenthums, wandte; und daß es ihm im Ganzen gelang, sie wohlhabender, fleißiger und gegen Unglücksfälle gesicherter zu machen.

Die Schriften Friedrichs, ob sie gleich so zahlreich, von so verschiedner Art, und unter so verschiednen Umständen aufgesetzt sind, daß sie Züge aus dem wahren Bilde seiner Seele enthalten müssen, können doch nicht so sicher, als die des Marc-Aurel, für Beweise seiner gewöhnlichen Art zu denken und zu handeln, angesehn werden. Er war Dichter; er schrieb zum Theil in der Absicht, um vor andern zu glänzen, zum Theil um sich zu vergnügen; — in den spätern Zeiten auch, um andre zu unterrichten. In allen diesen Gesichtspunkten kann der Schriftsteller, ohne Heuchler zu seyn, doch vermöge der Natur der Sache und unvermerkt eine etwas andre Gestalt annehmen, als seine

gewöhnliche im Handeln ist. Aber dafür können wir uns auch auf die Lobsprüche, welche ihm die Geschichte giebt, desto besser verlassen, da sie sich auf ausführlich erzählte Thatsachen gründen, und wir den Zustand, aus welchem er seine Länder gehoben, und den, wohin er sie gebracht hat, vor Augen haben. Er wird wahrscheinlich auch, in Absicht seines Nachruhms, glücklicher seyn, als Marc-Aurel. Dauerhafte Wirkungen seiner Regierung, das hoffe ich gewiß, werden in dem immer wachsenden Flor seines Staats, in den verbesserten Maximen und Einrichtungen aller Staaten fortdauern, und noch auf Jahrhunderte die Größe seines Geistes und die Stärke seines Charakters bezeugen; da hingegen schon die nächste Generation nach Marc-Aurel, die hohe Meinung, welche er seinen Zeitgenossen von sich eingeflößt hatte, bloß durch Ueberlieferung empfieng und fortpflanzte, ohne daß sie von den Diensten, welche er seinem Volke, oder der Menschheit geleistet hatte, die Früchte genoß.

Die ganze Lebensbeschreibung des Marc-Aurel vom Julius Capitolinus ist fast aus lauter Fragmenten zusammengesetzt, die noch dazu von Abschreibern durch einander geworfen

zu seyn scheinen. Es sind Anekdoten, nicht Geschichte. So erfahren wir vom Marcomannischen Kriege, der die wichtigste Staatsverhandlung in dem Leben Marc Aurels ist, nichts, als daß er ihn glücklich geendigt hat, daß er ihn mit großen Besorgnissen anfing, und, als ein frommer, etwas abergläubischer Fürst, sich den Beystand der Götter durch alle Arten religiöser Uebungen zu verschaffen suchte; daß er, um die Kosten zu demselben, ohne neue Beschwerden der Unterthanen, in den Provinzen zu bestreiten, den Schmuck, Kunstwerke und andre Kostbarkeiten aus den kaiserlichen Sammlungen dieser Art versteigerte; daß er in einer wasserlosen Gegend, bey einer großen Dürre, die seine Armee in Gefahr setzte, vom Himmel ein Gewitter mit Regen — und, nach der Erquickung der Truppen, auch bald einen großen Sieg erhielt; daß er selbst der gefangnen und überwundnen Barbaren schonte, — daß er von dem Kriegsheere eben so sehr geliebt und geachtet wurde, als von den Bürgern in Rom; daß er endlich zweimahl einen glorreichen Frieden schloß, und Italien von der Furcht vor den Deutschen befreyte, und im dritten Kriege von noch größern Fortschritten nur durch seinen Tod abgehalten wurde.

Ueber jenen Regen, ob er wunderthätig oder natürlich gewesen, — ob er von einer Christlichen Legion, oder von einem Aegyptischen Zaubrer erbeten worden sey, ob er, oder das Symbol auf den Schilden einer Legion, ihr den Nahmen Fulminatrix zugezogen habe: darüber ist weit mehr geschrieben, und nachgeforscht worden, als über die Begebenheiten und Handlungen des ganzen Marcomannischen Krieges. Und doch ist es wahrscheinlich, daß, wenn wir eine ausführliche Nachricht von demselben, entweder von der Hand eines kriegserfahrnen Augenzeugen, oder nur eines einsichtvollen Geschichtschreibers hätten, Marc-Aurel auch als Feldherr Friedrichen weit ähnlicher erscheinen würde, als es uns jetzt, bey so dürftigen Bruchstücken seiner militärischen Geschichte, erlaubt ist, anzunehmen. Darin stimmen alle Zeugnisse überein, daß dieser Krieg als einer der schwersten und fürchterlichsten betrachtet wurde, den die Römer mit den Deutschen zu führen gehabt hatten. Nie hatte sich ein weitläuftigerer und zahlreicherer Völkerbund in diesen Gegenden gegen die Römer vereiniget. Deutsche und Sarmatische Nationen, sonst selbst in immerwährenden Kriegen gegen einander, waren zu einem gemeinschaftli-

chen Einfalle in die Römischen Provinzen zusammengetreten. Italien war mit Schrecken vor ihnen erfüllt; und in der That waren sie schon bis an die Grenzen desselben, bis in die Nähe von Aquileja vorgedrungen. Die Pest wüthete zu eben der Zeit im Innern des Reichs, indem die Barbaren es von außen angriffen. Diesem Strome setzte sich Marc-Aurel in Person entgegen. In drey verschiednen Kriegen brachte er acht Jahre im Felde zu. Eben so abgehärtet, wie Friedrich, gegen die Beschwerlichkeiten des Krieges bey einem schwächlichen Körper, eben so furchtlos bey den Gefahren desselben, philosophirte und schrieb er auch, wie dieser, im Lager oder in den Winterquartieren. Mehrere seiner philosophischen Aufsätze sind von Carnunt datirt, dem Gränzorte, der dem Schauplatze des Krieges am nächsten war. Es ist gewiß, daß er mehrere wichtige Siege über die Marcomannen erfocht, und die man nicht bloß ihm als obersten Regenten zueignete, sondern seinen Anordnungen zuschrieb. Es ist endlich gewiß, daß er in dem ersten dieser Kriege die Hauptabsicht erreichte, die Barbaren von den Römischen Grenzen zu entfernen, und von dem Römischen Staate abhängiger zu machen; daß

er in dem zweyten sogar schon die Hoffnung hatte, Sarmatische Länder in eine Römische Provinz zu verwandeln, wenn er nicht in dem Laufe seiner Siege durch die Empörung des Avidius Cassius wäre unterbrochen worden; und daß der dritte einen eben so günstigen Ausgang versprach, als Marc-Aurel selbst von dem Schauplatze des Krieges und des Lebens abgerufen wurde. — Wenige große Männer des Alterthums sind so unglücklich gewesen als Marc-Aurel, so schlechte Herolde ihres Ruhms zu finden!

Nächst dem Marcomanuischen Kriege ist keine Begebenheit in dem Leben Marc-Aurels wichtiger, als die Empörung des Avidius Cassius; keine zeigt uns die äußerste Milde seines Charakters, und die Zufriedenheit des Römischen Volks mit seiner Regierung in einem hellern Lichte. Cassius, der, man weiß nicht, ob von väterlicher oder von mütterlicher Seite, von dem berühmten Mörder des Cäsars abstammte, war ein Mann von wirklichem militärischem Verdienste, und besonders von Alt-Römischer Strenge in seinem Commando. Marc-Aurel selbst schätzte ihn, und hatte ihn, dieser letztern Eigenschaft wegen, zum Anführer einer, durch Klima, Luxus, und zu nachsichtige Gene-

rale ausgearteten, Armee, — der Truppen in Syrien, gewählt, wodurch er zugleich Vorsteher dieser Provinz ward. Hier wurde er von eben dem Heere, das er in so strenger Zucht gehalten hatte, das ihn aber noch mehr verehrte, als fürchtete, zum obersten Befehlshaber ausgerufen. Seine Provinz schien die Ernennung der Armee zu billigen. Eine so ansehnliche Stadt, wie Antiochien, vereinigte sich förmlich mit ihm. Aegypten und Alexandrien nahmen an der Empörung Antheil; und die Gefahr für Marc-Aurel schien um desto größer zu seyn, da er an dem andern Ende des Reichs von auswärtigen Feinden umringt war. Dieses fürchterliche Ungewitter zerstreute sich aber eben so plötzlich, als es sich gesammelt hatte. Die Verblendung der Armee und der Provinz war nur augenblicklich gewesen. Und, da sie vielleicht aus einem falschen Gerüchte von dem Tode, oder der nahen Todesgefahr Marc-Aurels entstanden war: so war sie mit der sichern Nachricht von seinem Leben und seiner Gesundheit verschwunden. Alle übrigen Theile des Reichs vereinigten sich gegen den Empörer. *) Marc-Aurel rüstete sich

*) Amor Antonini hoc maxime enituit, quod consensu omnium, praeter Antiochenses, Avidius interemtus est. J. C.

erst gegen ihn, da er schon den Tod desselben und die Rückkehr der Truppen zur Unterwerfung und Treue erfuhr. Nur durch die Unerschrockenheit, mit welcher er diesen drohenden Feinden entgegen ging, und durch die Großmuth, mit welcher er den überwundnen verzieh, konnte er die Größe seiner Seele zeigen.

Zum Glücke lernen wir diese letztern Gesinnungen nicht aus der kurzen und unbefriedigenden Erzählung des Julius Capitolinus, sondern aus drey Aktenstücken von Marc-Aurels eigner Hand kennen, die uns der Biograph des Avidius Cassius, Volcatius, aufbehalten hat.

Das erste davon ist ein Schreiben an seinen Bruder und Mitregenten Verus, der ihm die aufrührerischen und beleidigenden Reden des Gouverneurs von Syrien gemeldet, und ihn vor den heimlichen Anschlägen des, mit seiner Regierung unzufriednen und bey dem Heere beliebten, Feldherrn gewarnt hatte. Antonin antwortet ihm darauf: „daß sein Brief mehr die „ängstliche Besorgniß eines Verwandten, als „die ächte Denkungsart eines Regenten aus„drücke, und daß es nicht mit dem Geiste sei„ner Regierung übereinstimme, durch solche Be-

„sorglosse in dem Betragen gegen angesehne „Staatsdiener regiert zu werden. Wenn dem „Cassius vom Schicksale das Scepter bestimmt „sey, so werde er vergeblich Anstalten machen, „ihm zuvorzukommen. Kein Fürst, habe Antonin der Fromme gesagt, sey vermögend, „seinen Nachfolger ums Leben zu bringen. Cassius sey noch von niemanden förmlich ange„klagt; — und, wie Verus selbst berichte, „besitze er die Liebe der Soldaten. Er könne „ihn also nicht als einen Schuldigen behandeln. — „Cassius möge von ihm so reden, wie es sei„ner Art zu denken und seinen Sitten gemäß „sey. Er selbst wolle, um künftige Gefahren „von seinen Kindern abzuhalten, nicht einen gu„ten, tapfern, und dem Staate nützlichen Feld„herrn aufopfern. Verdiente Cassius mehr, „als sie, geliebt zu werden, und wäre sein Leben „für den Staat wichtiger, als ihre Erhaltung: „so werde er auch den Tod seiner Kinder nicht „ungern sehn.“

Mit den Gesinnungen, die in diesem Briefe herrschen, sind diejenigen übereinstimmend, die er in den beyden andern der oben erwähnten Aktenstücke, in den, nach unterdrückter Empörung, an seine Gemahlinn und an den Senat

erlassenen Schreiben äußert. Faustina hatte ihn in einem Briefe zur strengen Bestrafung der noch lebenden Theilhaber und Mitwisser der Empörung aufgefordert; sie hatte ihm vorgestellt, daß die Pflicht der Selbsterhaltung und die Liebe zu den Seinigen ihm Nachsicht gegen Feinde verbiethe, die seiner und der Seinigen nicht würden geschont haben, wenn sie Sieger gewesen wären. „Dein Eifer, antwortet er ihr, für die „Sache deines Mannes und deiner Kinder, ist „deiner würdig. Aber ich werde nichts desto we„niger der Gattinn, der Kinder und des Schwie„gersohns des Cassius schonen; und ich werde „selbst in Absicht der Schuldigen dem Senate „schreiben, daß er die Strafe weder auf zu viele „ausdehne, noch zu sehr schärfe. Keine Eigen„schaft ist so fähig, dem Oberhaupte des Römi„schen Reichs die Liebe aller Völker zu erwerben, „als Milde und Versöhnlichkeit gegen Feinde. „Diese hat den Cäsar und den Augustus zu „Göttern gemacht; diese hat deinem Vater An„tonin den Beynahmen des Frommen erwor„ben. — Ja, wenn nach meinen Gesinnungen „über die Urheber dieser Empörung wäre geur„theilt worden: so würde auch Avidius sein „Leben nicht verloren haben. Meiner Sicher-

„heit wegen sey also ganz unbesorgt. Die Göt-
„ter beschützen mich: das Bewußtseyn meiner
„Rechtschaffenheit giebt mir ein volles Vertrauen
„in ihre Fürsorge.“

An den Senat schreibt er: „Ich bitte und
„beschwöre euch, daß ihr die euch gerecht schei-
„nende Strenge bey Seite legt, und nur dem
„Charakter meiner, oder vielmehr eurer eignen
„Milde treu bleibt, und daß kein Todesurtheil
„in dieser Sache von euch ausgehe. Kein Se-
„nator müsse bestraft, kein edles Blut vergossen
„werden. Auch die Verwiesenen, wünsche ich,
„mögen wieder zurückkommen, und die, deren
„Güter man eingezogen hat, sie wieder erhal-
„ten. Und o könnte ich viele von den in dieser
„Empörung Erschlagenen ins Leben zurückrufen!
„Nie wird es an dem obersten Regenten eines
„Staats gebilliget werden, wenn er an denen,
„die ihn persönlich beleidiget haben, Rache übt:
„— und Rache scheint selbst die gerechte Be-
„strafung derselben zu seyn. Verzeiht also den
„Kindern, dem Schwiegersohne und der Ge-
„mahlinn des Avidius Cassius. — Aber
„was sage ich verzeihn, von Personen, die
„nichts verbrochen haben? — Nein, in unge-
„störter Ruhe sollen sie leben, — damit sie

„wissen, daß sie unter des Marcus Aurelius „Regierung leben. Ein Theil ihrer väterlichen „Grundstücke, und ihr ganzes bewegliches Ver„mögen soll ihnen wiedergegeben werden. Sie „sollen nicht nur frey, sondern auch wohlhabend „und glücklich seyn; und in allen Gegenden des „Reichs, wohin sie kommen, den Ruhm eurer „und meiner Menschenliebe verbreiten. — Auch „ist, versammlete Väter, das noch keine große „Güte, der Gattinn und der Kinder eines Ver„brechers zu schonen. Ich verlange von euch „noch mehr: ich bitte, daß ihr auch die wirklich „Mitschuldigen der Empörung„ die aus dem Se„natoren- und Ritter-Stande sind, von der To„desstrafe und der Einziehung der Güter frey„sprecht; daß ihr sie selbst von der Furcht, von „der Schande, und von dem Hasse des Volks „zu befreyen sucht. Laßt mich, durch eure Bey„stimmung, für meine Regierung den Vorzug „erhalten, daß bey einer gegen mich ausgebroch„nen und gedämpften Empörung, kein Mensch „anders, als im Getümmel des Aufruhrs selbst, „sein Leben verloren habe." *)

*) Ich habe mich bey diesen Briefen, als an sich merkwürdigen Denkmählern der Geschichte Marc-Aurels, länger verweilt, als es zu der eigentlichen Absicht dieses Aufsatzes nöthig gewesen wäre.

In diesen Briefen ist dieselbe Vermischung von Seelengröße und standhafter Tugendliebe, mit Aberglaubrn und überspannten Ideen sichtbar, die sich in seinem Leben und auch in seinen Selbstgesprächen zeigt.

In dem Briefe an den Verus verleugnet er beynahe die natürlichen Empfindungen, wenn er seinen Kindern gar keine Ansprüche auf seine Fürsorge für ihre Erhaltung und künftige Größe zugesteht. Die Begriffe, welche er über die Unvermeidlichkeit des Schicksals äußert, sind von der Art, daß, wenn er übereinstimmend mit denselben gehandelt hätte, er nie Anstalten zu Verhütung künftiger Unglücksfälle hätte machen dürfen.

Es ist ein edler und großer Zug seines Charakters, daß er das Wohl des Staats dem Glücke der Seinigen vorzieht. Es ist die Denkungsart eines Mannes, der sich seiner Würde bewußt ist, durch Reden, welche seine Ehre angreifen, nicht leicht in Zorn gebracht zu werden. Es ist endlich eine schätzbare Tugend eines Regenten, besonders eines Römischen Kaisers in den damahligen Zeiten, wenn er gegen Männer von Ansehn und Ver-

dienst Argwohn zu fassen abgeneigt ist, und auf ungewisse Gerüchte von aufrührischen Anschlägen wenig achtet.

Aber es ist doch ein wenig unnatürlich, daß ein Fürst, welcher Vater ist, selbst den Untergang seiner Kinder wünsche, um einem würdigern Nachfolger Platz zu machen: und es würde nnweise seyn, wenn er es auf den Ausgang eines bürgerlichen Kriedes ankommen ließe, diesen Nachfolger zu bestimmen. — Die ehrenrührigen Aeußerungen eines Unterbefehlshabers gegen seinen Landesherrn sind allerdings Handlungen des Ungehorsams und Verletzungen der Bürgerpflicht, die wenigstens untersucht, wenn auch nicht auf eine bloße Angabe gestraft werden müssen. Das Unternehmen, einem gesetzmäßigen und anerkannten Regenten, wenn es auch der Regent eines Wahlreichs ist, seine Herrschaft zu rauben, beleidigt nicht bloß die Person des Fürsten, sondern auch den Staat, stört die öffentliche Ruhe, und wird selbst, wenn der neue Prätendent der Herrschaft nicht unwürdig wäre, durch die gewaltsamen Mittel, die er braucht, um dazu zu gelangen, das größte Verbrechen.

Die Gelindigkeit des Kaisers gegen die Mitschuldigen, nach unterdrücktem Aufruhr, ist weit

untadelhafter, als die anscheinende Gleichgültigkeit desselben, vor der Empörung, in Absicht der Anstalten ihr zuvorzukommen. Doch auch in dem Briefe an die Faustina ist seine Zuversicht zu dem Schutze der Götter, die er auf seine Frömmigkeit gründet, mehr in dem Charakter eines guten, nicht ganz aufgeklärten Mannes, als eines Philosophen. *) Die Einschränkung seiner Gelindigkeit auf die Personen der Senatoren und Ritter, — in dem Briefe an den Senat, giebt ihr einiger Maßen das Ansehn, als wenn sie nicht aus bloßer reiner Menschenliebe, sondern mehr aus Fürsorge für seinen Ruhm, und aus der Begierde, sich die Liebe der mächtigern Stände zu versichern, entstanden wäre. Die Grundsätze der Schonung endlich, welchen er folgt, sind in Absicht der schuldlosen Verwandten eines Verbrechers vollkommen richtig, in Absicht wirklicher Theilnehmer an strafbaren Unternehmungen nicht eben so unumschränkt zu billigen. Man kann indeß diese außerordentliche Nachsicht Marc-Aurels gegen die Freunde

*) Auch beym Julius Capitolinus sagt er zu seiner Gemahlinn, die ihn fragt, was er und sie wohl hätten zu erwarten gehabt, wenn Avidius gesiegt hätte: „Non sic deos coluimus, nec sic vivimus, ut ille nos vinceret.

und Anhänger eines Empörers, der ihn zu entthronen und das Reich zu zerrütten drohte, als einen Beweis ansehn, daß er keine neuen Gefahren von ihm befürchtete, daß er der Liebe des größten Theils seiner Unterthanen gewiß zu seyn glaubte, und daß er die Ursachen des Aufruhrs in den vorübergehenden Leidenschaften weniger Personen suchte: Voraussetzungen, die, da sie durch den Erfolg gerechtfertiget wurden, für die Güte seiner Regierung ein neues günstiges Zeugniß ablegen.

Friedrichs Regierung fiel nicht in einen Zeitpunct, in welchem es ihm möglich war, sich vor einem seiner Statthalter, als einem ihm gefährlichen Rival, zu fürchten. Noch weniger war er in dem Falle, den Kindern und Freunden eines überwundnen Empörers verzeihen zu können. Aber seine Ehre wurde auch zuweilen durch beleidigende Reden, selbst von Personen, die in seinem Dienste waren, angegriffen: und er hat sich nie um derselben willen an jemanden gerächt. Er ist einmahl in der Gefahr gewesen, durch einen verrätherischen Anschlag sein Leben oder seine Freyheit zu verlieren: und er hat sich weder argwöhnisch in Absicht der Theilnehmer an der Verschwörung, noch begierig nach der

Bestrafung dee Thäter, noch sehr dankbar gegen die Entdeckrr bewiesen.

Friedrich und Marc-Aurel waren beyde gegen die Tadler ihrer Regierung sehr nachsichtig: aber die Großmuth eines jeden hatte ihren eigenthümlichen Charakter. Marc-Aurel sah es als ein Recht römischer Bürger an, deren Staat eh?dem frey gewesen war, und noch jetzt manche Formen der republikanischen Verfassung beybehielt, daß sie dreist und selbst ohne Schonung von ihren Regenten urtheilen durften. Er bekümmerte sich, wie sein Geschichtschreiber versichert, sehr darum, was von ihm gesprochen würde: aber nicht um diejenigen zu bestrafen, die nachtheilig sprächen, sondern um das Lob oder den Tadel seiner Unterthanen zur richtigern Beurtheilung seiner eignen Aufführung zu benutzen. — Friedrichs Gelindigkeit war zuerst auf seine Macht gegründet, und auf die vollkommne Sicherheit, die er besaß, daß weder spöttischer noch unbilliger Tadel seinem Ansehn bey seinen Unterthanen schaden könnten. Er war nicht gleichgültig gegen die Meinung der Welt, oder gegen die mündlichen und schriftlichen Aeußerungen der Personen von Gewicht. Er ließ sich auch wohl herab, Kundschaft darüber

einzuziehn, und war gemeiniglich von dem Tadel, oder der Unzufriedenheit, die irgendwo gegen ihn laut wurden, sehr wohl unterrichtet. Aber er hielt sich für zu groß, seine Empfindlichkeit darüber merken zu lassen. Er änderte schwerlich je etwas in seiner Aufführung, um der nachtheiligen Urtheile willen, die davon im Publikum waren gefällt worden; aber er veränderte auch oft sein Betragen gegen diejenigen nicht im geringsten, von welchen solche Urtheile herrührten.

Dazu kam aber nun noch, daß er, so gut wie Marc-Aurel, die Beleidigungen gegen seine Person von den Verbrechen gegen den Staat, oder dessen Oberhaupt unterschied, und sich die Rache im ersten Falle für weit weniger erlaubt hielt, als die strenge Bestrafung im letztern. Auch war es nicht bloß die Gewißheit von der Ohnmacht seiner Tadler, die ihn gegen Angriffe auf seine Ehre gleichgültig machte: es war auch die Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Maßregeln: es war die sichere Hoffnung, daß er, trotz der ausbrechenden Unzufriedenheit einiger, doch von dem größten Theile seiner Unterthanen geliebt sey, oder am Ende ihren Beyfall erhalten werde.

Friedrich war eben so wenig geneigt, als Marc-Aurel, gegen Diener, deren Treue, oder deren Geschicklichkeit er erprobt hatte, Verdacht zu fassen. Er ahndete nicht leicht Gefahr für seine Person: und in Absicht seiner Regierung fürchtete er weit mehr die öffentlichen, als die heimlichen Feinde. Auch schien es zuweilen, daß er, so gut, wie Marc-Aurel, ein unumschränkt über die Fürsten gebiethendes Schicksal annähme, welches sie, so lange sie ihrem Staate unentbehrlich sind, in den größten Gefahren beschütze, und alle Maßregeln persönlicher Sicherheit für sie unnütz mache.

Aber schwerlich würde er bey der wirklichen Voraussetzung, oder auch bey dem bloßen Gedanken, daß einer seiner Unterthanen sich bis zur Gleichheit mit ihm erheben wolle, so kalt und ruhig geblieben seyn, als Marc-Aurel sich im Briefe an den Verus zeigt, da er von der Möglichkeit redet, daß Cassius ihn und seine Kinder vom Throne verdrängen könne. Einen Aufrührer hätte er nicht gefürchtet: aber einen Rival, wenn irgend ein Mensch in seinem Staate vermögend gewesen wäre, diese Rolle zu spielen, hätte er gewiß so zeitig als möglich, und mit

aller Macht, die er gegen ihn aufbiethen konnte, unterdrückt.

In dieser Absicht, wie in Absicht mehrerer Charakterzüge des Philosophen auf dem Römischen und des auf dem Preußischen Throne, ist es die Verschiedenheit ihrer beyderseitigen Lage, welche die Eigenthümlichkeit ihrer Denkungsart, ihrer Gesinnungen und ihrer Tugenden hervorbringt. Friedrich war der Erbkönig einer alten Monarchie, Enkel einer langen Reihe von regierenden Ahnen: Marc-Aurel war gewisser Maßen die oberste Magistratsperson einer alten Republik; er war Sohn eines Privatmanns, und erst mit dem achtzehnten Jahre, nach schon beynahe vollendeter Erziehung, aus einer angesehnen Patricischen Familie in die regierende übergegangen. Er fand noch, da er die Regierung antrat, in vielen Zweigen derselben die äußern Formen der Freyheit und Gleichheit, obgleich der Geist der Verfassung völlig monarchisch war. Der Hof eines Kaisers war von der Haushaltung eines vornehmen Bürgers wenig unterschieden. Zwar stimmte sich der Ton höher, und der Abstand zwischen dem Regenten und den Unterthanen wurde größer, wenn die höchste Würde einige Geschlechter hindurch in derselben

Familie fortgedauert hatte. Aber eben in dem Jahrhunderte Antonins hatten die regierenden Familien mit jedem Regenten gewechselt. — Dieser Widerspruch zwischen den Formen und dem Wesentlichen der Verfassung hatte im Ganzen für den Römischen Staat eben so viel böse, als gute Folgen. Was dem Regenten an Familien-Würde abging: das mußte, wenn ihm sein Ansehen gesichert seyn sollte, entweder die Furcht oder die Liebe der Unterthanen ersetzen. Daher die Grausamkeiten der Neronen und Domitiane, deren Gleichen wir in befestigten Erb-Monarchieen so selten finden: daher die ungeheure Strenge und Ausdehnung des Majestätsverbrechens. Die vollziehende Macht wurde tyrannisch, weil sie nach der Verfassung zu schwach war. — Auf der andern Seite waren die guten Kaiser, wie Marc-Aurel, ihren Unterthanen näher, als Könige zu seyn pflegen. Sie hatten Gefühle, Denkungsart, Sitten mehr mit ihnen gemein; ihre Fürsorge hatte mehr das Ansehn von Menschen- oder Vaterlands-Liebe; es war ihnen eher möglich im eigentlichen Verstande Freunde zu haben.

Aus dieser eigenthümlichen Lage Marc-Aurels erklärt sich also auch, wie er, der die oberste

Gewalt nicht als ein Eigenthum seiner Familie, sondern als ein ihm persönlich aufgetragenes Amt ansah, weniger durch den Gedanken beleidigt wurde, einen ihm jetzt noch untergeordneten Feldherrn zur höchsten Würde emporsteigen zu sehn: und wie er, bey der Voraussetzung, daß dieser Feldherr ein der Regierung würdiger Mann wäre, selbst damit zufrieden seyn konnte, wenn er seine Kinder verdrängte. Aus dieser Lage erklären sich mehrere der Lobsprüche, die ihm ertheilt werden, und die Friedrich in der Art und in dem Grade weder verdient, noch zu seinem wahren Ruhme bedurfte. Die Freundlichkeit und Gefälligkeit des Marc-Aurel im äußern Betragen z. B. war civilitas morum im eigentlichen Verstande, — der Ausdruck eines gewissen Bürgersinns und eines Gefühls von Gleichheit mit den übrigen Römern der Senatorischen Classe. Friedrich hatte dafür die Popularität eines Erbfürsten. Die Erhebung eines solchen Königs über die übrigen Classen ist einmahl entschieden. Er muß sich der Stelle, welche das Glück ihm angewiesen hat, und welche die öffentliche Meinung ihm zuerkennt, im Aeußern gemäß betragen, oder er verliert zugleich etwas von seiner wirklichen

Achtung. Aber er kann und muß durch Güte und durch gefälliges Wesen das Unangenehme des Abstandes mildern, der ihn von Privatleuten trennt. Er kann den Zutritt zu sich leicht, er kann denen, welche ihm näher zu kommen Gelegenheit haben, den Umgang mit sich angenehm machen. Das erste that Friedrich in seinem ganzen Leben, und er wurde, in dieser Absicht, ein Muster der Fürsten: das andre that er nicht immer auf gleiche Weise. Er vergaß in seinen frühern Jahren den König, bey den frohen Ausbrüchen des Witzes, und der Lustigkeit seiner Französischen Gesellschafter, vielleicht zu sehr, und löste ihre Zunge, durch die Freyheit seiner eignen Reden, zu einer beynahe unanständigen Dreistigkeit. Aber in den spätern ließ er auch zuweilen seine Freunde den König zu sehr fühlen, und benahm der Vertraulichkeit, mit welcher er einige beehrte, dadurch ihr Einnehmendes, daß er sich ihrer zu einer desto freyern Ergießung seiner satyrischen Laune bediente. Aber es ist für jeden Menschen schwer, durch Vorsatz das Betragen abzuändern, welches ihm seine Lage zur Gewohnheit gemacht hat. Der noch so herablassende König wird, ehe er es sich versieht, in den gebietherischen oder den

vornehmen Ton fallen. Doch, trotz dieser Mischung von civilitas mit abschreckender Majestät, war der Umgang Friedrichs dazu gemacht, ihm Freunde und Verehrer zu erwerben. Mehrere von denen, die er seiner Vertraulichkeit würdigte, sind bis ans Ende mit ihm verbunden geblieben: und alle, die sich je ihm genähert hatten, wurden ihm nach seinem Tode wieder innig gewogen. So viel tiefer war der Eindruck seiner Güte, als der von dem Gewichte seines Standes gewesen.

Um eben der oben angezeigten Ursache willen stand es unter den Verdiensten Marc-Aurels, welche seine Zeitgenossen rühmten, oben an, daß er das Ansehn des Senats geehrt und erweitert, alle Magistratspersonen in der Ausübung ihrer Gewalt ungestört gelassen, alle bürgerlichen und kriegrischen Angelegenheiten mit den Vornehmsten und Angesehensten berathschlagt, und nicht nur guten Rath angehört, und, wenn er ihn billigte, befolgt, — sondern auch der Mehrheit der Stimmen wider seine Meinung nachgegeben habe. Die Römer sahen nähmlich immer noch den Senat als das rechtmäßige und immerwährende Haupt der Republik, und die kaiserliche Würde als eine Dictatur an, die die Umstän-

de nothwendig gemacht hatten, — die aber um desto mehr Zufriedenheit erweckte, je mehr sie ihre eigne Gewalt mäßigte, und je mehr Einfluß und Ansehn sie den alten Staatskörpern ließ. Die Verfassung und die Gewohnheiten des ehemahligen Freystaats unter der Regierung der Consuln war immer noch für sie das Ideal der politischen Vollkommenheit; und jeder Kaiser gewann mehr oder weniger die Achtung der Edeln, nachdem er sich in seinen Regierungs-Maßregeln der Verfassung, und in seinem Betragen den Sitten jener Zeit mehr oder weniger näherte.

Friedrich fand in seinem Staate kein anderes befestigtes Ansehn, als das seinige, und das, welches von ihm ausging. Keine Erinneruug einer alten bessern Verfassung war bey seinem Volke vorhanden, deren Wiederherstellung es wünschte, oder deren Formen es wenigstens von seinem Regenten beobachtet zu sehn begehrte. Kein Stand in der Nation, keine Classe von Bürgern hatte anerkannte Rechte, seine Macht mit ihm zu theilen. Er kam auf den Thron einer unumschränkten Monarchie: und er hatte den Geist derselben. Und eben dadurch wurde seine Regierung so vollkommen: daß seine Talente und sein Charakter so genau zu der Ver-

fassung stimmten, an deren Spitze er stand. Er war gemacht allein zu herrschen, und er wollte es auch. Er liebte so wenig die collegialische Behandlung der Geschäfte, wo die Mehrheit der Stimmen entscheidet, daß er auch selbst seine Minister und Befehlshaber lieber einzeln und despotisch in ihren Departements handeln, als sich gemeinschaftlich berathschlagen ließ. Er fragte selten andre um Rath; er setzte keinen Ruhm in die Gelehrigkeit; er machte es eher sich zum Gesetze, Meinungen, die ihm unter der Gestalt eines Raths mitgetheilt wurden, nicht anzunehmen: er ließ sicher, wenn er einmahl entschlossen war, sich durch noch so viele widersprechende Stimmen nicht irre machen. Wäre dieser Charakter bey ihm mit wenigern Einsichten und geringerer Thätigkeit verbunden gewesen: so hätte er den Angelegenheiten, die er zu verwalten hatte, geschadet. Hätte er ihn in einer republikanisch gesinnten Nation gleich uneingeschränkt wirken lassen: so hätte er Haß und Widersetzlichkeit gefunden. Aber bey seinem Verstande und Muthe, und als Oberhaupt eines zwar edlen, aber doch seinem Könige ganz unterwürfigen Volks, wurde er eben durch dieses Alleinherrschen, durch diese Entfernung aller

Rathgeber, durch das unumschränkte Zutrauen auf seine eignen Einsichten, durch das Niederschlagen jenes Widerstandes, den seine einmahl entworfnen Pläne bey seinen Unterthanen, und besonders bey den Staatsdienern fanden, in den Stand gesetzt, solche große Dinge auszurichten. So können zwey große Männer, in verschiednen Umständen, ganz entgegengesetzt handeln: und doch auf gleiche Vollkommenheit in ihren Maßregeln und selbst in ihrem Charakter Anspruch machen. Marc-Aurels Nachgiebigkeit gegen den Rath seiner Freunde, und seine Achtung für die Rechte des Senats und der Obrigkeiten in seiner Nation, waren den Verhältnissen, dem Orte, der Zeit, den Menschen, unter welchen er lebte, eben so angemessen, als Friedrichs Beharrlichkeit bey seinen eignen Entschlüssen, und seine Eifersucht auf ungetheilte Herrschaft, seinen Verhältnissen und seiner Lage angemessen waren. In Marc-Aurels Charakter scheint überhaupt Güte und Bescheidenheit die Oberhand zu haben, die selbst zuweilen in Schwäche und in Mißtrauen gegen sich selbst ausartet. In Friedrichs Charakter ist die Stärke der Güte und die Würde der Anmuth überlegen. Bey jenem waren es menschenfreundli-

che Neigungen, das gefühlvolle Theilnehmen an den Schicksalen seiner Nebenmenschen, bey diesem war es der Verstand, und das wohlgeleitete Interesse eines Königs, welches seine Regierung so wohlthätig machte. So ist es mit dem armen menschlichen, in die Hülle des Körpers versteckten, und von den Umständen abhängigen Geiste. Alle Tugenden, alle Liebenswürdigkeiten sind nicht in Einer Person vereinbar. Ein hoher Grad des einen Vorzugs schließt einen andern aus, und nähert sich irgend einem Fehler. Das kann man indeß mit Gewißheit behaupten, daß vielleicht kein glücklicherer Platz auf der ganzen Erde ist, wo ein edler Geist sich vollständig entwickeln, und sich in seiner ganzen Größe zeigen kann, als der, auf welchem Friedrich stand, der Platz eines unumschränkten Monarchen. Schon dadurch allein könnte sich diese Regierungsform (so bedenklich sie auch von mancher Seite seyn mag) bey dem menschlichen Geschlechte in Achtung erhalten, daß sie von Zeit zu Zeit Muster von Erhabenheit und Thätigkeit aufstellt, dergleichen die untergeordneten Stände, nnd alle von andern abhängigen und durch andre eingeschränkten Lagen nicht aufweisen, wenigstens nicht in demselben Lichte zeigen

können. Und, unter einem solchen Monarchen, wie Friedrich war, kann auch die Unterwürfigkeit mit einem gewissen Edelmuthe verbunden seyn, und der Gehorsam mit der Freyheit des Geistes bestehn: weil Unterwerfung und Gehorsam alsdann nicht bloß auf Furcht vor der Macht, sondern auf Verehrung der Vollkommenheit beruhen.

In keiner Rücksicht sind Friedrich und Marc-Aurel mehr von einander unterschieden, als in der Mischung und dem Verhältnisse ihrer Geistesfähigkeiten. Bey Friedrich war Witz ein hervorstechendes Talent. Marc-Aurel hatte keine Spur davon. Er war bloß gesunde Vernunft, und zwar eine sehr abstracte Vernunft. Alle die Vorstellungen, mit welchen er sich in seinem Werke beschäftiget, sind immer die allgemeinsten, welche der Gegenstand zuläßt, — die Ermahnungen, oder der Trost, welche er sich selbst giebt, sind immer aus den höchsten Principien genommen. — Der Zusammenhang seiner Begebenheiten und Handlungen mit dem Weltall, die Kleinheit der Gegenstände, welche das Interesse der Leidenschaft ausmachen, wenn sie mit der unendlichen Zeit und dem unendlichen Raume verglichen werden; die Weltbürger-

schaft, die den Menschen mit allen vernünftigen Wesen unter der Regierung eines höchsten Gottes verknüpft; das Nichtige der sinnlichen Lust und des Ruhms, bewiesen aus einer bis zu den ersten Grundbegriffen fortgesetzten Zergliederung der Dinge, welche Vergnügen und Ehre gewähren, das sind, wie es scheint, die einzigen Gegenstände, welche seine philosophische Muße beschäftigen. Der Ton, in welchem er davon redet, ist immer ruhig, und ohne Enthusiasmus, aber ernsthaft und feyerlich, und bestätiget sehr wohl, was sein Geschichtschreiber von der immer gleichen Ruhe, und dem nicht unfreundlichen, aber unveränderlichen Ernste sagt, die auf seinem Gesichte und in seinem Betragen geherrscht haben sollen. *)

Friedrichs Witz, mit fröhlicher Laune verbunden, machte, daß er alle Sachen in einem lachenden, und viele in einem belachenswerthen Lichte ansah. Er verglich und trennte auch seine Begriffe, aber nicht um die ersten Elemente der

*) Studium philosophiae serium eum et grauem reddidit, non tamen abolita in eo prorsus comitate. J. C. 4. — Erat enim ipse tantae tranquillitatis, ut vultum nunquam mutauerit moerore vel gaudio. ib. 16.

Dinge zu finden, oder um ihre Totalität zu übersehen, sondern um sich entweder Klugheitsregeln abzuziehn, oder um seltsame Contraste und ihn belustigende Aehnlichkeiten zu finden. Er war auch geneigt die Schwäche an den Menschen, und die Geringfügigkeit in den Dingen, welche für groß gehalten werden, aufzuspüren, aber mehr mit dem Geiste der Satyre, welcher in dem Unvollkommnen das Ungereimte und Lächerliche sieht, als mit dem Geiste der Philosophie, der entweder einen mitleidigen Antheil daran nimmt, oder darin einen Grund zur Mäßigung der Begierden findet.

Friedrich hatte überdieß eine fruchtbare Imagination, eine Mannigfaltigkeit von Kenntnissen, ein festhaltendes und schnell wieder gebendes Gedächtniß, eine Gabe dichterischer Darstellung. Seine Briefe und seine Gedichte zeigen uns noch jetzt, was seine Gespräche seinen Gesellschaftern so angenehm machte, einen Reichthum glücklich ausgedrückter Ideen über die verschiedensten Gegenstände. Politik, Moral, Naturwissenschaft, Geschichte, die Theorie der Künste, das öffentliche und Privatleben, die Sitten und die Manieren, das Alterthum, und sein Zeitalter, alles hat sein Nachdenken beschäftigt.

Aus jedem Felde der Wissenschaften hat er die Blüthe gesammelt, oder einige der schönsten und reifsten Früchte gebrochen. — Marc-Aurel war, so weit wir ihn kennen, weit ärmer an Gedanken. Er scheint keine andre Wissenschaft erworben, oder sich doch mit keiner in seinen reifern Jahren beschäftigt zu haben, als mit der, welche unmittelbar auf seine moralische Besserung abzielte. Daher sind in seinen Selbstgesprächen unaufhörliche Wiederhohlungen. Wir finden tief in die Materie eindringende Betrachtungen darin, die viel zu denken geben; wir finden solche, die das Herz ergreifen. *) Friedrich selbst nennt mit Recht einige der Antonin-

*) Ein solcher rührender Gedanke, der für den Geist, aus welchem er herkam, Bewunderung erregt, und das eigne moralische Gefühl des Lesers erweckt, ist folgender (im 5ten Buche, 6te Betr.) — welchen er an mehrern Orten auf verschiedne Weise, und mit verschiednen Wendungen wiederholt: „Es giebt Menschen, die, wenn sie andern etwas Gutes erwiesen „haben, sich den Dank einfordern. Andre thun dieß „zwar nicht, sehen aber doch bey sich selbst, die, welchen sie nützlich gewesen sind, als ihre Schuldner an. „Eine dritte Classe — ohne Zweifel die beste, weiß, „nach vollbrachter That, nichts mehr von dem, was „sie gethan hat: sondern sie ist dem Weinstocke ähnlich, der, wenn er seine Trauben gebracht hat, „nun nichts weiter verlangt, als Knospen zu einer „neuen Frucht hervorzutreiben. — Ein Pferd, das „läuft, ein Hund, der der Spur nachgeht, eine Biene, „die Honig macht, und ein Mensch, der Gutes thut,

schen Trostgründe stärkende Seelen-Arzneyen. Aber das Ganze ermüdet durch seine Einförmigkeit. Wie unzähligemahl wiederholt er: daß der Ruhm als ein leeres Nichts erscheine, wenn man den Werth der Menschen untersucht, deren Beyfall den Ruhm ausmacht; daß, was dem Ganzen der Welt nicht schadet, kein wahres Uebel für den Menschen, der ein Theil dersel-

„thun nichts sonderbares, worüber man vor Bewun-„derung aufschreyen dürfte: sie handeln nur ihrer „Natur gemäß. Und eine Handlung dieser Art kann „keinen andern Endzweck haben, als eine ähnliche „nach sich zu ziehn. — „Eine Sache bleibt also „übrig, sagt er VI. 47. — nach Betrachtungen über die Kürze und Hinfälligkeit des menschlichen Lebens, — „welche unsre Achtung und unser Bestreben „verdient; die, mit Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit, „wohlwollend gegen die Heuchler und die Ungerechten, „unser Leben hinzubringen.“ Auch folgendes ist eine sehr treffende Vorstellung, um die Sanftmuth gegen Beleidiger zu empfehlen, VII. 26. „Sobald dich „jemand beleidigt: so frage dich selbst, welche Vor-„stellung vom Guten und Bösen wohl bey ihm zum „Grunde gelegen habe, als er zu dieser Handlung be-„wogen wurde: und du wirst aufhören, dich über sein „Betragen zu wundern, oder darüber zu zürnen, „und du wirst bloß Mitleiden mit ihm haben. Denn „entweder denkst du mit ihm einerley, und siehst „eben die Dinge für gut und für übel an, um de-„rentwillen er dich beleidigte. Alsdann ist es sehr „billig, daß du ihm verzeihst. — Oder du denkst „anders, wie er, und hältst nicht mehr solche Sachen „für gut oder für übel. Alsdann wirst du noch viel „leichter zum Wohlwollen gegen einen Irrenden zurück-„kehren.“

ben ist, seyn könne; daß das wichtigste Geschäft unsers Lebens nicht darin bestehe, über die Dinge oder die Menschen um uns, sondern über unsre eignen Vorstellungen Gewalt zu bekommen. — Und alle diese an sich sehr nützlichen Vorschriften scheinen nicht genug angeknüpft an seine besondere Lage, an die Gegenstände, mit welchen er sich beschäftigte, an die besondern Pflichten, die ihm oblagen. Marc-Aurel denkt sich immer nur als Menschen, — als ein Vernunftwesen, selten als Regenten, fast niemahls als römischen Kaiser, — als den Mann dieser Zeit, dieses Orts und dieses Berufs. Das Besondre seiner Erfahrungen ging entweder für ihn verloren: oder er fand wenigstens nicht werth, es mit seinem philosophischen Geiste zu bearbeiten. Er warf alles andre, was von den mannichfaltigen Gegenständen eines sehr geschäftigen Lebens in seinem Gedächtnisse übrig blieb, oder sich seiner Einbildungskraft wieder darstellte, als Schaale hinweg, und behielt nur einige wenige sittlich-erhabne Grundsätze als den Kern zurück.

Friedrich hingegen lebte und webte in der wirklichen Welt, und philosophirte nur über sie. Außer der Geschichte und den Regierungsge-

schäften selbst, waren es die Litteratur und der Umgang, die ihm unaufhörlich neue Ideen zuführten. Er weidete sich an dem Anblicke und an der ausführlichen Schilderung des Einzelnen: und ging in dem Abziehn allgemeiner Begriffe nur so weit zurück, als es nöthig ist, die Folge von Ursache und Wirkung in den Begebenheiten zu entdecken, oder über die Handlungen der Menschen Urtheile zu fällen.

Es ist nicht zu leugnen, daß sich zu dem Leben eines Regenten die Talente und die Studien Friedrichs besser, als die Marc-Aurels schicken. Die Vereinigung von Einbildungskraft, Verstand und Witz, wenn jede von diesen Fähigkeiten in einem mäßigen Grade vorhanden ist, bringt in Geschäften weiter, als ein hoher Grad speculativen Scharfsinns von Witz und Einbildungskraft entblößt. Zur Verwaltung eines Staats wird eine Mannichfaltigkeit von Kenntnissen, nicht die Ergründung der ersten Prinzipien erfordert. Ja, die Gewandheit des Geistes, welche dem obersten Aufseher desselben nöthig ist, um von bürgerlichen zu kriegerischen Geschäften, von der innern Polizey zu den auswärtigen Angelegenheiten mit Leichtigkeit überzugehn, scheint leiden zu müssen, wenn sich dieser

Geist zu anhaltend mit gleichförmigen und tiefsinnigen Untersuchungen beschäftigt.

Marc-Aurel dankte den Göttern, daß sie es ihm in der Beredtsamkeit und in der Dichtkunst nie so gut hätten gelingen lassen, daß er von dieser Liebhaberey wäre gefesselt worden, weil er darüber leicht die Erreichung wichtigerer Endzwecke hätte versäumen können. Friedrich würde nicht in diese Gesinnung eingestimmt haben. Er schätzte nicht nur das Talent eines Dichters sehr hoch: sondern er wendete auch auf nichts so viel Fleiß, als dieses Talent bey sich auszubilden. Und ob er gleich in den Briefen an seine Französische Freunde seine Verse oft verachtete: so machte er deren doch unaufhörlich im Kriege und im Frieden, von der Jugend bis zum höchsten Alter. Er mußte also gewiß viel Vergnügen an dieser Arbeit finden, und er mußte im Grunde des Herzens überzeugt seyn, daß sie ihm nicht mißlinge.

In gewisser Absicht hatte Marc-Aurel Recht. Es wird mehr als ein Regent in der Geschichte genannt, der durch die Liebhaberey für irgend eine Wissenschaft oder Kunst verhindert worden ist, sein Amt gut zu verwalten. Der Kaiser Rudolph und der Englische König Ja-

cob waren sehr gelehrte aber schlechte Fürsten. Auch schadet es oft den Geschäften, auf die Ausschmückung des Vortrags zu viel Zeit zu wenden, oder darin einen zu großen Werth zu setzen. Indessen sind vielleicht Poesie und schöne Wissenschaften weniger in dem Falle den Geschäften Eintrag zu thun, als die Mathematik und Naturlehre, oder als die philologische Gelehrsamkeit. Durch jene wird ihr Freund immer aufs praktische Leben, — unter die Menschen und Welthändel zurückgeführt. Sie erlauben überdieß eine öftere Unterbrechung; sie können zu jeder Zeit bey Seite gelegt und wieder vorgenommen werden, ohne daß der Faden reißt. — In der That verstand Friedrich vollkommen seine Muße zu nutzen, und doch keine seiner Arbeitsstunden seiner Liebhaberey aufzuopfern, auf die Eingebungen der Muse, mitten unter dem Getöse der Waffen, oder in dem Gewirre der Unterhandlungen, eine kurze Zeit zu horchen, und sich dann schnell mit ungeschwächtem und unzerstreutem Geiste, aus seinem Cabinet an die Spitze seiner Truppen zu begeben, oder zu den Berathschlagungen der Staatsmänner überzugehn. — So sehr er Schmuck des Ausdrucks und Beredtsamkeit liebte, und so viel Mühe er

sich gab, in der fremden Sprache, die er zum Ausdrucke seiner gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Ideen gewählt hatte, gut zu schreiben: so gleichgültig war er über den Ausdruck in seiner Muttersprache bey der Betreibung seiner Geschäfte; so kurz, einfach und militärisch war sein Ton, wenn er mit seinen Befehlshabern und Staatsdienern sprach.

Wenn aber auch Marc-Aurel, als Mensch, nicht das viel-umfassende Genie Friedrichs, seine Mannichfaltigkeit von Kenntnissen und seinen Reichthum von Gedanken hatte: so scheint er doch, als Regent, seine Sorgfalt auf alle die Gegenstände gewandt zu haben, die Friedrichs Wirkungskreis ausmachten. So mangelhaft und unzusammenhängend auch die Erzählung des Capitolinus ist: so ersieht man doch aus ihr, daß es kaum irgend einen Zweig der Staatsverwaltung giebt, mit welchem er sich nicht beschäftigt, und in welchem er nicht seinem Reiche irgend etwas Gutes gethan habe. Mehrere Unglücksfälle und Gefahren, welche während seiner Regierung auf den römischen Staat eindrangen, gaben ihm Gelegenheit, seine Thätigkeit, Klugheit und Menschenliebe, in Hülfleistungen und Anstalten aller Art, zu be-

weisen. Gleich bey dem Anfange derselben verwüstete eine große Ueberschwemmung der Tiber einen Theil von Rom und alle umliegenden Gegenden, und zog eine Hungersnoth nach sich. Zwey große Kriege, gegen die beyden mächtigsten Gränznachbarn und Feinde, welche die Römer damahls hatten, — die Parther und die Deutschen, — folgten auf einander. Mitten in dem Laufe derselben wüthete im Innern des Reichs mehrere Jahre hindurch die Pest, die auch den Armeen gefährlich wurde, und den kriegerischen Unternehmungen mehr als einmahl Hindernisse in den Weg legte. Endlich störte die Cassianische Verschwörung sowohl die Ruhe des Reichs, als die Entwürfe des Landesherrn. Alle diese Uebel bekämpfte er mit Muth, und besiegte sie größtentheils glücklich. Sparsam, wie Friedrich, mit dem öffentlichen Einkommen*), wendete er, wie dieser, große Summen auf die Wiedererbauung zerstörter Städte und die Unterstützung verwüsteter Gegenden. Er schlug die auswärtigen Feinde, oder entfernte sie von der römischen Gränze; und wurde von den innern,

*) In largitionibus pecuniae publicae parcissimus fuit. — Sed tamen et bonis viris pecunias dedit, et oppidis labentibus auxilium tulit. J. C.

durch die Anhänglichkeit des größten Theils seiner Unterthanen, ohne eigne Anstalten, befreyet. In den Zwischenzeiten der Ruhe war es bald die Verbesserung der bürgerlichen Gesetzgebung, bald der Theil der öffentlichen Polizey, welcher über die Sitten die Aufsicht hat, bald jener nicht weniger wichtige, der für die Zufuhr der Lebensmittel sorgt und den Getraidehandel anordnet, — bald der Bau und die Unterhaltung von Landstraßen und Canälen, und bald die Bevölkerung verödeter Gegenden durch neue Anbauer *), worauf seine Aufmerksamkeit vorzüglich gerichtet war.

Man darf nur diese verschiedenen Anstalten und Geschäfte Marc-Aurels nennen, um an ähnliche Friedrichs erinnert zu werden. Auch er hat, nach langen und blutigen Kriegen, die er mit der Erwerbung neuer Besitzungen, oder mit der Sicherung seiner alten endigte, Muße und Mittel gefunden, die Folgen der Kriege in seinen Ländern zu vernichten, und deren Flor, durch den Anbau ihres Bodens, und

*) De alimentis publicis multa prudenter invenit; — frumentariae rei consuluit, — vias urbis atque itinerum diligentissime curavit. — Hispaniis exhaustis Italica allectione consuluit.

durch die Beschäftigung ihrer arbeitsamen Einwohner, weit über die Stufe zu erhöhn, worauf er, vor den feindlichen Verwüstungen, gestanden hatte. Seine Maßregeln der innern Verwaltung, besonders die der Staatswirthschaft, gingen mehr ins Große und brachten bleibendere Wirkungen hervor, als die Marc-Aurels: — zum Theile deßwegen, weil diese Zweige der Regierungskunst überhaupt zu seiner Zeit besser gekannt waren, und durch die Anwendung wissenschaftlicher Kenntnisse auf dieselben neue Hülfsmittel erhalten hatten. — Marc-Aurel gab einzelne gute Gesetze, oder verbesserte die Rechtspflege durch einzelne gute Einrichtungen: wozu diese, wie mich dünkt, vorzüglich gehört, daß er zuerst in den Provinzen öffentliche, und mit obrigkeitlichem Ansehn versehne Registraturen errichtete, in welchen wichtige Privatverhandlungen — auch die Geburten der Kinder aller freyen Leute — eingezeichnet wurden. *) Aber Friedrich veranstaltete eine große Reform in dem ganzen Prozeßgange: und unter ihm wurde selbst das System des bürgerlichen Rechts der Vollkommenheit um einige Schritte

*) Per provincias tabulariorum publicorum usum instituit.

näher gebracht. — Marc-Aurel sorgte für die Verproviantirung der Hauptstadt, und der Oerter und Gegenden, wo Mangel eintrat, oder zu befürchten war. Aber wir hören nicht, daß er etwas für den Ackerbau selbst, und zu Belebung der Indüstrie gethan habe, wodurch die Lebensmittel auf immer vermehrt, und unter die ärmern Classen gleicher vertheilt werden. — Das, was von Gesinnungen, von Absichten, von der Aufmerksamkeit des Regenten auf die verschiednen Zweige des öffentlichen Wohls abhängt: das ist beyden Fürsten gemein. Vernünftige und gute Regenten richten, wie wir sehn, ihre Aufmerksamkeit in allen Jahrhunderten auf dieselben Gegenstände, und betragen sich, unter gleichen Umständen, auf ähnliche Weise. — Aber das, was von Kenntnissen abhängt: darin ist Friedrich dem Marc-Aurel nnd das spätere Zeitalter dem frühern sehr überlegen. Keinen Gegenstand der Untersuchung hatten die Alten in der Theorie mehr vernachlässiget, als die Staatswirthschaft, als Gewerbe und Handel; — bey keinem hingen sie in der Ausübung so fest an veralteten Vorurtheilen. Und der Grund lag in der That mit darin, daß immer nur Ein gesitteter und polizirter Staat in der Welt, vor-

handen war: und dieser Zweig des menschlichen Wissens, wie jeder andre, nur durch die Mittheilung der Ideen, nur durch das Gegeneinanderhalten verschiedner, halb ähnlicher, halb unähnlicher Fälle vervollkommnet wird.

Ein Vorzug wird vom Marc-Aurel insbesondre gerühmt, der eine wahre Regenten-Tugend ist: — der, daß er die Menschen zu ihren Pflichten anzutreiben, und vom Bösen abzuschrecken verstand.

Ein König, der ein großes Reich beherrscht, kann nichts von dem, was er auszuführen gedenkt, allein — er kann nun den kleinsten Theil selbst bewirken. Sein vornehmstes Geschäft ist also, andre in Thätigkeit zu setzen. Seine eigne Tugend hat einen eingeschränkten Wirkungskreis, wie jedes Menschen. Aber dadurch wird ihr Einfluß groß, wenn er es versteht, andre tugendhaft zu machen; wenn er dem Trägen Fleiß, dem Muthlosen Tapferkeit einzuflößen, jeden Beamten zu seiner Pflicht anzuhalten, jedem seiner Geschäftsträger einen Sporn zu geben weiß, der ihn zur Anstrengung bewege; wenn er unter den Mittelspersonen und Werkzeugen der Regierung, den Eigennützigen, oder Herschsüchtigen durch die Furcht vor seiner Aufsicht im Zaume zu halten, und den Schwachen, in sich selbst Miß-

trauischen, durch seine Nachsicht, oder seinen Beyfall zu beleben im Stande ist. — Fuit per omnia moderatissimus in hominibus deterrendis a malo, invitandis ad bona. Das ist die kurze Schilderung, die uns Capitolinus von diesem Charakterzuge Antonins macht. — Von den Mitteln, die er dazu brauchte, sagt er, wie von so vielem andern, was wir zu wissen wünschten, nichts. Aber, nach dem Geiste, der in seinen Schriften und in seiner Regierung herrscht, war es besonders sein Beyspiel, die hohe Achtung, welche er allen nicht ganz verdorbnen Mensche einflößte, seine eigne standhafte Liebe des Guten, und die Gewalt, welche Güte, mit Kraft verbunden, wenn sie besonders durch einen hohen Stand und durch Macht unterstützt wird, auf die Gemüther der Menschen hat. Friedrich besaß von diesen Eigenschaften viele: aber er besaß neben ihnen noch hundert kleine Regierungskünste, die nicht in der Einfachheit des Charakters von Marc-Aurel lagen: — die aber auch bey Friedrichen ihre Wirkung nicht würden gethan haben, wenn sie nicht durch die hohe Meinung, die seine Unterthanen von seinen Fähigkeiten und von der Festigkeit seines Charakters hatten, wären unter-

stützt worden. Diese hohe Meinung machte, daß selbst eine gewisse Unregelmäßigkeit in seinem Betragen, welche, besonders bey Belohnungen und Strafen, die Erwartung zuweilen täuschte, und sein Spiel gleichsam verbarg, weit entfernt seine Diener gleichgültig gegen seinen Beyfall, oder Tadel zu machen, nur ihre Wachsamkeit in Ausrichtung seiner Befehle, vergrößerte. Niemand verstand besser, als er, durch ein freundliches Wort, durch eine kleine Aeußerung der Zufriedenheit zu belohnen, oder aufzumuntern, durch ein Ehrfurcht gebiethendes Wesen den Stolz und die Widersetzlichkeit niederzuschlagen, durch die Benutzung gelegentlich eingesammelter Kenntnisse, die Idee zu erregen, daß nichts ihm verborgen bleibe, durch die Bestimmtheit und das Entscheidende seiner Befehle dem Ungehorsam oder der Fahrlässigkeit alle Ausflüchte zu benehmen, durch das volle Vertrauen in die Richtigkeit seiner Maßregeln, welches er äußerte, auch die, welchen er ihre Ausführung auftrug, beherzt zu machen; endlich durch seine eigne rasche Thätigkeit seine Diener und Agenten in Feuer zu setzen. Und — was noch seltner ist, er hatte diese Gewalt eben so wohl über die Gemüther des Volks, wenn er sich die-

sem, entweder an der Spitze seiner Heere, oder auf seinen Reisen durch seine Länder, näherte, als über die Gemüther der Großen, welche in einer beständigen Verbindung mit ihm standen.

Man hat dem Marc-Aurel zu seiner Zeit einen Mangel von Aufrichtigkeit Schuld gegeben *): und eben diesen Vorwurf hat man auch oft Friedrichen gemacht. — Dieser Verdacht wird auf Männer von vorzüglichem Verdienste, oft nur vom Neide und der gekränkten Eigenliebe geworfen, Leidenschaften, welche den Menschen geneigt machen, das offenbare Gute in den Reden und Handlungen andrer dadurch herabzusetzen, daß er etwas verborgnes Böses dabey vermuthet. Wenn wir dem Eindrucke folgen, welchen die Schriften und das Leben beyder Fürsten, im Ganzen genommen, auf uns machen: so können wir unmöglich Unredlichkeit als einen eigenthümlichen Zug ihres Charakters annehmen. Gutmüthigkeit und religiöse Tugendliebe besteht mit fortgesetzter Verstellung nicht: nnd beyde Eigenschaften kann man dem Antonin nicht absprechen, wenn

*) Dederunt in vitio, quod et fictus fuisset, nec tam simplex, quam videretur, aut quam Pius vel Verus fuisset. J. C. c. 29.

man den Zeugnissen der Geschichte in irgend einer Sache trauen darf. Der Muth, die Größe der Seele, die Abwesenheit aller Menschenfurcht, das Bewußtseyn eigner Macht, selbst die Lebhaftigkeit der Empfindungen und das Feuer des Temperaments verträgt sich eben so wenig mit der kleinen und ängstlichen Sorgfalt, sich vor andern Menschen zu verbergen, oder unter ihnen mit einer Maske zu erscheinen: und jene Züge sind unverkennbar in Friedrichs Charakter vereinigt. — Wie können Männer, die, in dem Laufe eines langen Lebens, sich im Ganzen so gleich geblieben sind, in den Verdacht kommen, sich verstellt zu haben? Wie können sie, die mehr, als irgend ein Fürst, ihr Herz in ihren Schriften vor der Nachwelt aufgeschlossen, und sich über ihre geheimsten Gesinnungen mit so viel Offenherzigkeit erklärt haben, noch jemanden über die Wahrheit des Charakters, den sie äußerten, zweifelhaft lassen? Freylich kann daraus nicht gefolgert werden, daß sie nicht in einzelnen Fällen andre Gesinnungen hegten, als sie äußerten. Je verwickelter die Verhältnisse eines Menschen gegen andre Menschen sind, je mehr er deren Hülfe nöthig, und ihren Widerstand zu befürchten hat, je mehr er die Aufmerksam-

keit der Welt auf sich zieht, und von Menschen aller Stände und aller Charaktere beobachtet wird; desto öfter kann er in den Fall kommen, entweder daß er in einem andern Lichte erscheint, als der wahren Beschaffenheit seines Innern gemäß ist, oder daß er sich auch für verbunden achtet, eine angenommene Rolle zu spielen. — Personen, welche sich, wie Marc-Aurel, eine stoische Gleichmüthigkeit zum Gesetze gemacht haben, kommen eben deswegen leicht in den Verdacht, sich zu verstellen: weil sie Leidenschaften, die andern so natürlich, und selbst unvermeidlich vorkommen, zu unterdrücken suchen. Und zuweilen kann es allerdings geschehn, daß, ob sie gleich ihr Aeußeres beruhiget haben, ihr Inneres doch noch im Aufruhr ist, und daß, durch eine kleine Selbsttäuschung, sie sich schon die Gemüthsstimmung zuschreiben, deren Ausdruck sie annehmen. — Marc-Aurels Betragen gegen seine Gemahlinn und seinen Mitregenten, und seine Reden von ihnen, gaben den wahrscheinlichsten Grund, ihn einer langen fortgesetzten Verstellung zu beschuldigen. Aber vielleicht ist es billig, wie ein neuerer Geschichtforscher gethan hat, eher die Verbrechen der Faustina und die Ausschweifungen des Verus, als

die Aufrichtigkeit Marc-Aurels in Zweifel zu ziehen. Oder, wenn die öffentliche Meinung des Zeitalters zu einstimmig gegen jene zeuget: so ist es vielleicht möglich, diesen dadurch zu rechtfertigen, daß er sich für verbunden hielt, die Ehre von Personen aufrecht zu erhalten, die er nicht von sich entfernen konnte, ohne zugleich Bewegungen im Staate zu veranlassen, und die er, so lange sie mit ihm verbunden waren, nicht herabsetzen konnte, ohne auf seine Regierung einen Flecken zu werfen. *) — Bey Friedrichen, wenn er je verstellt gewesen ist, war die Verstellung nie zugleich Selbstbetrug, — sondern immer Politik. Er sah sie vielleicht zuweilen als eine Art von Waffen an, die gegen Fremde oder gegen verdächtige Personen zu gebrauchen, im öffentlichen Leben erlaubt ist, zu

*) Obgleich Julius Capitolinus an dem einen Orte C. 5. sagt, daß Marc-Aurel die Laster des Verus verborgen und vertheidiget, und ihn nach seinem Tode unter die Götter erhoben habe: so sagt er doch an einem andern, C. 20. daß eben in der Rede, in welcher er dem Staate für die zur Ehre des Verus verordneten gottesdienstlichen Feyerlichkeiten dankte, er zugleich merken ließ, daß nun erst mit dem Tode des Verus eine neue und bessere Staatsverfassung beginnen würde, da die Person vom Staatsruder entfernt worden sey, die mit zu weniger Kraft und Nachdrucke zur Ausführung seiner Entwürfe mitgewirkt hätte.

andrer Zeit als ein Schild, mit welchem sich ein Fürst gegen den Tadel der Unverständigen decken muß. — Die größere Verwickelung, welche die Mehrheit der Staaten, und die Vervielfältigung der zum Staats-Interesse gerechneten Gegenstände der neuern Politik gegeben hat, ist Ursache, daß Verstellungskunst den Regenten neuerer Zeiten mehr, als den alten, Schuld gegeben wird. Doch auch in dieser Krankheit scheint der Punkt der Crisis vorüber zu seyn. Die Aufklärung und Geistescultur, durch welche, wenn sie eine gewisse Stufe erreicht hat, die Menschen fein und verstellt werden, macht, wenn sie weiter geht, sie wieder freymüthig und offenherzig. Und man kann mit Wahrheit behaupten, daß unter Friedrichs Regierung eine Veränderung zum Bessern in dieser Absicht vorgegangen ist, und daß sein Beyspiel selbst dazu beygetragen hat, die Irrgänge der Politik zu vereinfachen, und die Unterhandlungen der Höfe durch Geradheit und Bestimmtheit der gegenseitigen Erklärungen abzukürzen.

Noch ist ein wichtiger Umstand zurück, welche die Regierung Friedrichs von der Marc-Aurels, sehr zu des erstern Vortheile, obgleich nicht durch sein Verdienst, unterscheidet. —

Marc-Aurel erschien in einem Zeitpunkte, wo der Römische Staat in Verfall gerieth, die Nation, unter der er gebohren war, ausartete, das menschliche Geschlecht selbst von der Höhe, die es schon erreicht hatte, wieder herabzusinken schien. Friedrich hingegen wurde in dem Jahrhunderte geboren, in welchem die Einwohner Europens insgesamt anfingen, sich zu erheben, und sein Vaterland insbesondre erst aufblühte, die Indüstrie in ihm erwachte, die Wissenschaften Fortschritte machten, die Genies sich zeigten. Marc-Aurel sah, so wie sein ganzes Zeitalter, auf die vergangne Zeit, als die Periode des Ruhms, der Glückseligkeit und der Tugend, zurück: und nach beyder Meinung konnte sich sein Verdienst nur darauf einschränken, den Verfall der Sachen zu verzögern, oder, im glücklichsten Falle, sie auf den Punkt, wo sie gestanden hatten, zurückzuführen. Friedrich und das Volk, welches er regierte, hatten alle Ursache, wenn sie das Gegenwärtige mit dem Vergangnen verglichen, auf jenes stolz zu seyn, und große Hoffnungen für die Zukunft zu fassen. Nie hatten bisher die Deutschen, und insbesondre die Brandenburgischen Staaten den Grad von Anbau, — so vollkommne Künste und Handwerke, einen

so blühenden Handel, so viel Aufklärung, und eine so angenehme Geselligkeit gehabt, als sich jetzt bey ihnen einfanden. Nichts von allem diesem war bey Friedrichs Eintritt in die Regierung reif: aber alles war im Werden. Und er, zum Gärtner dieser menschlichen Pflanzungen gesetzt, wurde vom Schicksale gleichsam in der schönsten Jahreszeit, und zu der angenehmsten und fröhlichsten aller Arbeiten des Anbaus berufen, — zu der, die schon in vollem Wachsthume begriffenen Gewächse groß zu ziehn, und die sichtbar gedeihenden Knospen bis zu Blüthen und Früchten entwickeln zu helfen.

Marc-Aurels Tugenden gingen in dem allgemeinen Sittenverderbnisse — seine Anstalten in den großen Unglücksfällen des Reichs verloren. Friedrichs Geist fand, oder erweckte ähnliche Geister, von denen er unterstützt, und sein Werk fortgeführt werden konnte. Die Fortschritte, welche die Wissenschaften und Künste zu seiner Zeit überall machten, erhöhten und erweiterten die Wirksamkeit seiner Bemühungen, zum Besten seines besondern Staats. Das Glück vereinigte sich unter ihm mit der Weisheit.

Selbst der Kriegsruhm Marc-Aurels wird durch die geringe Cultur der Länder, wo er seine Kriege führte, und durch die Dunkelheit der Nationen, welche er überwand, verringert. Friedrichs Heldenthaten geschahen auf dem glänzendsten Theater der Welt, und das Verdienst seiner Feinde, die Gleichheit der Waffen, mit denen sie ihn bestritten, die Hülfsmittel, die ihnen zu Gebothe standen, die Künste des Krieges und Friedens, die auch bey ihnen im Steigen waren: — alles dieß trug dazu bey, die Siege, welche er über sie erfocht, noch glänzender zu machen. — Eben diese Barbaren, welche Marc-Aurel besiegt hatte, ohne einen ausgezeichneten Ruhm davon auf die Nachwelt zu bringen, fielen in kurzem in sein Reich ein, und zerstörten alle Spuren seiner wohlthätigen und weisen Regierung. Der von Friedrich seinen Ländern verschaffte Flor hat nicht nur keine ähnliche Gefahr zu befürchten, sondern auch von dem sich immer mehr und mehr erweiternden Umkreise der Cultur in allen Europäischen Ländern neue Unterstützungen zu erwarten.

Selbst die Vollständigkeit, mit welcher die Nachwelt die Geschichte Friedrichs, und die dürftige Kenntniß, die sie von den Thaten

Marc-Aurels erhält, wird ihr den großen Unterschied der beyden Jahrhunderte zeigen, — den Forschungsgeist, welcher die Menschen zu Friedrichs Zeiten belebte, und die Gleichgültigkeit, mit welcher sie zu Marc-Aurels seinen das Wissenswürdige ansahen, — die Fortschritte, welche Sprache und Beredtsamkeit, Staats- und Geschichtskunde unter den Deutschen in Friedrichs Periode gemacht hatten, und den tiefen Verfall, zu welchem die zuvor blühende römische Litteratur zu Marc-Aurels Zeiten herabgesunken war.

Marc-Aurels Verdienst ist wie ein einzelner Stern am Himmel in einer finstern Nacht, der um desto heller glänzt, — aber im Grunde weder Licht verschafft noch wärmt. Friedrichs Verdienst ist wie die Sonne an einem heitern Tage, die ihre wohlthätigen Einflüsse zum Gedeihen aller Geschöpfe mit dem Einflusse von tausend andern Naturkräften vereiniget; — und die nur deswegen allein leuchtet, nicht, weil alles übrige finster ist, sondern weil ihr hellerer Glanz kleinere Lichter verdunkelt.

II.

Vergleichung Friederichs des zweyten mit dem römischen Kaiser Hadrian.

Ich habe in der vorhergehenden Abhandlung Friedrich den zweyten mit Marc-Aurel verglichen, — zwey sehr ungleiche Fürsten, aber sehr geschickt, wechselseitig Licht auf einander zu werfen, weil sie, ungeachtet der größten Verschiedenheit ihrer Natur-Anlagen, ihrer Erziehung, ihrer Studien, ihrer Neigungen und selbst ihres Charakters, und der noch größern ihrer Lage und ihrer Begebenheiten, doch gleich große und gute Fürsten, — die Ehre ihres Zeitalters wurden; und weil sie beyde, troß aller Ver-

schiedenheit, in gemeinschaftlichen Gesinnungen und Handlungen zusammenkommen: daher auch der jüngere unter ihnen den ältern ausnehmend verehrte. Ich habe frühzeitig die Spuren von dieser Verehrung, noch vor dem siebenjährigen Kriege, in dem Polignacischen Cabinette zu Charlottenburg gesehen, wo alle gute Büsten jenes Kaisers, von der unverkennbaren Hand Friedrichs, mit dessen Nahmen in Französischer Sprache bezeichnet waren. Ich glaube, daß es nicht weniger ein Hülfsmittel ist, geheime Züge in dem Charakter Friedrichs und verborgnere Verhältnisse in seinen Begebenheiten zu entdecken, wenn man die Unterschiede zwischen ihm und einem andern Römischen Fürsten aufsucht, der auf den ersten Blick einige frappante Aehnlichkeiten mit ihm hat. Büsching war der erste, der, in seiner Lebensbeschreibung Friedrichs, ihn mit Hadrian verglich, und es gelang ihm, dieses, durch einige von ihm ausgewählte Eigenthümlichkeiten beyder, so wohl, daß er damahls jedermann, und auch mich, ergötzte, und viele befriedigte. Ich glaube nicht, daß es Widersprechungsgeist ist, welcher mich geleitet hat, in der Folge die Verschiedenheit zwischen beyden sorgfältiger aufzusuchen; und ich schmeichle mir

auch nicht, daß weder meine Vergleichungen noch Gegeneinanderstellungen Friedrich den zweyten demjenigen genauer bekannt machen werden, welcher ihn in der Nähe gesehen oder seine Geschichte und seine Schriften mit Sorgfalt studirt hat. Ich glaube indeß doch nichts Unnützes zu thun, wenn ich, indem ich einige Punkte der alten Geschichte aufkläre, bey meinen Zeitgenossen den merkwürdigsten Regenten unsers Jahrhunderts und seine Geschichte in Erinnerung bringe.

Die Aehnlichkeit zwischen Friedrich und Hadrian ist in der That mehr scheinbar, als reell. Hadrians ewige Reisen, deren Absicht nur die Befriedigung seiner Neugierde war, hatten mit den Geschäftsreisen, die Friedrich jährlich durch seine Staaten unternahm, nichts gemein, als den Nahmen. Friedrich verwarf sogar die Reisen, insofern sie Mittel des Unterrichts oder der Ausbildung seyn sollten, — und hielt sie, — vielleicht mit zu weniger Ausnahme, — für unnütz und zeitverderbend.

Es ist wahr, Hadrian liebte alle Künste und Wissenschaften, studirte sie, und arbeitete

selbst in denselben. Friedrich that dieß auch. Aber das Studium des letztern war Vorbereitung oder Erhohlung eines großen Geschäftsmanns: das Studium des ersten war mehr so beschaffen, wie es sich für einen Gelehrten von Handwerk gebührt, und neigte sich zur Pedanterey.

Hadrian, ein ausschweifender Liebhaber der Jagd; — Friedrich, ein Feind derselben, als eines geistlosen, und eines alle Geistes-Arbeiten sehr störenden Zeitvertreibes.

Hadrian, ein abergläubischer Erforscher der Zukunft, durch alle Künste und Auslegungsregeln der Wahrsagerey: Friedrich, der entschlossenste Gegner des Aberglaubens, und Verspotter der Prophezeyhungen; — Hadrian verengert die Gränzen des Reichs und giebt die Eroberungen seines kriegerischen Vorfahren auf, um sich eine ruhigere Regierung zu versichern: Friedrich, Sohn und Nachfolger eines Königs, der den Frieden so wie die Soldaten liebte, wendet die von diesem gesammelten Schätze und geübten Heere an, seinen Staat zu vergrößern, und hat durch einen großen Zeitraum seines übrigen Lebens damit zu thun, diese neuen Erwerbungen, mit dem Degen in der Faust,

zu vertheidigen. Die Edelmuth Hadrians gegen wirkliche Rebellen oder gegen verdächtige Große, war eine Tugend, die ein so befestigter und so geliebter König, als Friedrich, nicht zeigen konnte. Die Nachsicht des erstern gegen die Schuldner des öffentlichen Schatzes, seine Wohlthätigkeit gegen einzelne Personen, waren Maßregeln eines Regenten, der ohne angeborne Rechte auf die Regierung, sich in derselben durch Gunst des Volks befestigen mußte, oder waren Freundschaftshandlungen eines ehemahligen Privatmannes, der seine alten Bekannten an seiner neuen Größe wollte Theil nehmen lassen. Friedrich kannte weder jene Bewegungsgründe, noch diese Verbindungen. Er schenkte als König, um entweder Verdienste zu belohnen, oder um Unglücksfälle wieder gut zu machen; und wenn er von den Anforderungen des Fiscus weniger erließ, so war es, weil sein Fiscus viel weniger ungerechte und gewaltsame Forderungen an die Unterthanen machte, als der Römische. Hadrian beschäftigte sich allerdings sehr mit der Armee: aber nicht um das Handwerk des Soldaten zu vervollkommnen, sondern nur um die alte militärische Genügsamkeit und Disciplin wieder herzustellen. Friedrich fand schon ein sehr gehor-

sames, ein abgehärtetes, und wohlgeübtes Heer: aber er machte es erst zu einem erfahrnen und wahrhaftig kriegerischen. Hadrian blieb bey den nothwendigen aber kleinen Besorgungen stehen, die Soldaten an Alter und Körpergestalt auszuwählen, oder ihre Kleidung und Waffen an gewisse Regeln zu binden: Friedrich vernachlässigte diese Kleinigkeiten nicht, aber er verband damit die höheren Geschäfte eines großen Heerführers und eines Meisters in der Kriegskunst; — er ließ sich bis zum gemeinen Soldaten herab, um ihn zu gewinnen; aber seine Generale waren es vorzüglich, die er zu belehren und zu üben suchte. Hadrian errichtete Monumente seiner Pracht in allen Provinzen, die er durchreiste, und wechselsweise bewohnte, um diese Baue zu dirigiren: Friedrich erbaute die abgebrannten Städte der Provinzen, er verschönerte nur seine Hauptstadt; er errichtete für sich zwey Palläste: aber alles das waren nicht Hauptgegenstände seiner Regierung, worauf er seinen Ruhm vornehmlich gründete, sondern es waren entweder Handlungen seiner gewöhnlichen Fürsorge, oder seine Erhohlungen und Zeitvertreibe. — In der Beschreibung von den beständigen Zügen des Hadrian hört man wohl von

Feyerlichkeiten, denen er beygewohnt, von Schauspielen, die er veranstaltet, von ungerechten Administratoren und besonders Finanzbedienten, die er bestraft hat: aber wir erfahren nicht, daß er allgemeine nützliche Verordnungen, Anstalten zu einer bleibenden Verbesserung gemacht habe. Friedrich war gegen Prunk und Feyerlichkeiten gleichgültig: er überließ einzelne Ungerechtigkeiten der Bestrafung der Richterstühle: aber der Tyranney seiner Staatsdiener und Unterverwalter suchte er mehr durch bestimmte Vorschriften ihres Verhaltens, durch weise Entwürfe der ganzen Finanz-Verwaltung, oder durch die, ihnen zu bestimmten Perioden abgeforderte, Rechenschaft zuvorzukommen, als daß er einen Ruhm darein gesetzt hätte, sie strenge zu bestrafen. Hadrian zerstreute sich in alle Wissenschaften: Friedrich fixirte sich auf einige, weil er nicht bloß Eitelkeit, sondern Genie hatte, welches immer eine bestimmte Richtung von der Natur bekömmt: — und brachte es daher auch in diesen zu einem hohen Grade von Vollkommenheit. Die Poesie Hadrians war größtentheils der Wollust, Friedrichs seine der Philosophie gewidmet. Die kleinen Reste der ersten verrathen weder Geschmack noch poetischen Geist.

Von der letztern sind Monumente übrig geblie-ben, die allein den Ruhm eines Mannes würden gründen können. — Das Lob, welches Hadrian von den schlechten Geschichtschreibern seiner Regierung erhält, daß er das Kriegswesen vollkommen verstand, wird dadurch verdächtig, daß hinzugesetzt wird, er habe auch die Gladiatorischen Waffen zu führen gewußt. Ohne Zweifel verwechselte man die körperlichen Uebungen, und den geschickten Gebrauch der Waffen, mit der Wissenschaft und den Vorübungen eines Heerführers. Friedrich, der auf alle Leibesübungen, militärische sowohl als friedliche, nur mittelmäßigen Fleiß gewandt hatte, war dafür mit allem, was zu großen kriegerischen oder friedlichen Geschäften der Verstand thun muß, was durch Kenntnisse und durch Nachdenken darin auszurichten ist, unaufhörlich und mit Glück beschäftigt gewesen.

Hadrian hat in der Folge seiner Regierung, fast mit allen, die zuerst seine ergebensten Freunde, oder seine treuesten Diener, und selbst mit denen, die seine Wohlthäter waren, gebrochen, — und nicht bloß ihnen seine Gunst oder ihre Aemter entzogen, sondern sie verfolgt, arm gemacht, und sogar des Lebens beraubt. Frie-

drich ist in seinen Freundschaften, wie in seinem Vertrauen, viel beständiger gewesen, und wenigstens gegen diejenigen, welche eines von beyden besessen, nie, nachdem sie solche verloren hatten, grausam geworden.

Es scheint eine der auffallendsten Aehnlichkeiten zu seyn, daß Hadrian, wie Friedrich, die Wissenschaften geehrt, und doch die Gelehrten verachtet; sie seines Umganges gewürdiget, und doch sie zuweilen verspottet habe. Aber weder das Betragen Friedrichs und Hadrians im Umgange mit den Gelehrten, noch die Eigenschaften, welche Ursachen desselben waren, scheinen bey beyden gleich gewesen zu seyn. Bey Friedrich ist zuerst eine große Verschiedenheit zwischen der Periode, da er lernte und sich bildete, und zwischen der, da er wieder andre lehren und sie bilden wollte. Eine andre ist zwischen seinem Betragen gegen die beyden Nationen: die, von welcher er seine Cultur erhalten hatte, und die, welcher er sie mittheilen wollte. Er hat immer eine wahre Verehrung gegen die Männer von Talent beybehalten, die zuerst seine Muster oder seine Lehrer gewesen waren: und wenn sie selbst, wie Voltaire, ihm die größten Blößen im Moralischen zeigten, und selbst durch

auffallende Thorheiten sich verächtlich machten: so siegte doch bey ihm die Achtung für ihre Talente über das Mißfallen an ihren Fehlern. Aber nachdem er zum vollen Bewußtseyn, so wie zur völligen Ausbildung seiner Kräfte, gelangt war, und zugleich als schöner Geist, als Regent, als Eroberer einen so hohen Platz unter seinen Zeitgenossen eingenommen hatte: so würde es freylich den erst emporkommenden Gelehrten schwerer, seine Achtung in dem Grade zu gewinnen, daß ihre Schwachheiten von ihm wären übersehen worden. Die Französische Nation war die, deren Schriftsteller ihn unterrichtet hatten; seine Deutschen waren die, welche er unterrichten zu müssen glaubte. Die Ansprüche der erstern an litterarischen Ruhm schienen ihm gegründet; die der letztern anmaßlich. Und nach diesen Voraussetzungen mußte er auch einzelne Personen aus beyden Nationen verschieden behandeln. — Hadrian verachtete und drückte, wie Spartianus sagt, eben die Gelehrten, von welchen er seine eigne Gelehrsamkeit überkommen hatte. Da er nichts that, (so weit uns wenigstens die Regierung desselben bekannt ist,) die Wissenschaften zu befördern, oder den Geschmack und die Künste aus einem Lande, wo

sie schon blüthen, in ein anderes, wo sie noch im Keimen waren, zu verpflanzen: so konnte er gegen die Gelehrten nicht, wie Friedrich, das Verhältniß eines Souverains behaupten, welcher dieselben dirigirt und unterstützt. Wenn er sie zu demüthigen suchte, so scheint ihn mehr die Eifersucht eines Nebenbuhlers, als der Stolz oder das Selbstgefühl eines Beschützers, angetrieben zu haben. Er suchte Fehler in den Schriften derer, welche den größten litterarischen Ruhm zu seiner Zeit hatten, so wie Richelieu sie in dem Cid des Corneille aufsuchte, weil er selbst als Schriftsteller glänzen wollte. Er verwirrte die Philosophen mit spitzfindigen Fragen, um die Ueberlegenheit seines eignen Scharfsinns zu zeigen. Friedrich war von Schriftsteller-Eitelkeit frey: es sey, weil er sich bewußt war, durch Vorzüge einer höhern Art zu glänzen; oder weil er die Wissenschaften aus wahrer Zuneigung, mehr des Vergnügens als des Ruhms wegen, trieb. Aber er war nicht von dem Stolze frey, den ein Mann von großen Gaben, in großen Glücksumständen geboren, fast unmöglich von sich abhalten kann, besonders, wenn noch ausgeführte glänzende Unternehmungen hinzukommen: von dem Stolze, von Unbekannten,

ehe ihre Vorzüge bewiesen sind, gering zu denken, und den Verstand, so wie die Tugenden der Menschen, besonders derer, die sich solche anmaßen, in Zweifel zu ziehn. Daraus entstand naturlich, daß er die Blößen derselben aufsuchte, und auch, zumahl in den Sachen, wo sie ihre Stärke zu haben glaubten, ins Licht stellte. Er widersprach auch gern den Gelehrten, wie Hadrian, er gab selten, sogar gegründeten Einwendungen, nach, die von diesen gegen seine Meinungen gemacht wurden. Aber es geschah mehr, weil sich sein System durch die Länge der Zeit, durch die öftere Wiederhohlung desselben, und den Beyfall so vieler Menschen, bey ihm befestigt hatte, — weil die Gründe des Unterredners wirklich auf sein Gemüth keinen Eindruck machten, — weil sie ihm in der That nicht deutlich waren, oder seicht schienen: als weil er überhaupt nicht in einem gelehrten Streite unterliegen wollte. — Daß diese eindringende Kraft den Vorstellungen andrer so oft fehlte, lag allerdings auch daran, daß er nicht aufmerksam genug auf dieselben war. Und er war nicht aufmerksam, weil er schon zum voraus nicht etwas der Aufmerksamkeit sehr würdiges von den meisten erwartete. War indeß jemand so glück-

lich, durch die Kürze und das Einleuchtende seines Vortrags, seine Aufmerksamkeit zu fesseln; so ging auch gewiß die Kraft seiner Beweise für das Gemüth des Königs nicht verloren. Und wann er diese Kraft fühlte, so war er im Stande nachzugeben; oder er widersprach dann nur, um die Wahrheit zu erforschen. Mit einem Worte: Friedrich war stolz, Hadrian eitel. Friedrich ließ die Gelehrten und Künstler zuweilen seine Erhabenheit fühlen, oder suchte ihre Kleinheit aufzudecken: Hadrian wetteiferte mit ihnen, und suchte durch ihre Erniedrigung sich selbst zu erheben.

Wenn beyde, Friedrich und Hadrian, in der Behandlung der Gelehrten und Künstler, einige Aehnlichkeit hatten: so waren sie in ihrem Geschmacke desto ungleicher. Hadrian liebte in Schriftstellern das Schwere und das Gesuchte, er affectirte in seinem Stile das Veralterte, er schrieb selbst ein Gedicht, welches sein Geschichtschreiber unter die äußerst dunkeln Schriften setzt. Das größte Verdienst von Friedrichs Vortrage, so wie der erste Maßstab, wornach er den Vortrag andrer beurtheilte, war die Deutlichkeit. Er haßte alle Affectation: das eigenthümliche Wort, nach dem besten Sprachgebrauche, war das, was er selbst immer suchte und gemei-

niglich fand, und was er in der Prosa und Poesie, die ihm gefallen sollte, forderte. Ohne Leichtigkeit in den Vorstellungen und ungekünstelte Reinheit des Ausdruckes konnten ihm auch die Produkte wirklich großer Genies nicht Beyfall abgewinnen. Hadrians Wahl unter den Schriftstellern wich von der allgemeinen Meinung so sehr ab, wie sein Stil vom Sprachgebrauche: er zog einen jetzt unbekannten Antimachus dem durch alle Jahrhunderte bewunderten Homer vor. Eine solche eigensinnige Vorliebe ist selten mit einer wahren Empfindung des Schönen verbunden. Friedrich urtheilte über Französische Dichter und Prosaisten gerade so, wie die ganze Französische Nation, wie alle ihre geschmackvollen Männer urtheilten: und diese Einstimmung ist bey seiner sonstigen Abneigung, anderer Meinungen zu folgen, ein sichrer Beweis, daß er wirklich ihre Schönheiten gefühlt habe. — Ueberhaupt konnte es ihm zuweilen wiederfahren, daß das wirklich Gute an Menschen und Schriften, nicht bis zu seiner Kenntniß durchdrang, weil seine Aufmerksamkeit nicht genugsam darauf hingelenkt, oder selbst durch Vorurtheile davon abgehalten wurde; aber nie, daß es von ihm wahrgenommen seyn soll-

te, ohne daß er es geliebt und hochgehalten hätte.

Hadrian nahm sich des gemeinen Volks an, und verbesserte das Schicksal der Sklaven: oder er verminderte eine himmelschreyende Ungerechtigkeit der Römischen Richterstühle gegen sie. *) Dieß, sein großes Gedächtniß, sein an guten Einfällen reicher Witz sind wahre Aehnlichkeiten zwischen Hadrian und Friedrich, die erste in den Grundsätzen, die zwey andern in den Eigenschaften des Geistes. Wenn beyde eine ungewöhnliche Anhänglichkeit an die vernunftlosen Geschöpfe, die um sie waren, oder mit denen sie zu thun hatten, gezeigt haben; wenn Friedrich seinen Windspielen, wie Hadrian seinen Hunden und Pferden, Grabmähler errichtet hat: so ist die Uebereinkommung in einem so einzelnen Umstande auffallend; aber die Sache selbst ist viel gemeiner, als daß sie eine Aehnlichkeit des Charakters verursacht. Bey einem Mangel des ganz vertraulichen Umgangs mit Men-

*) Zuvor wurden, wenn Ein Sklave Mörder seines Herrn geworden war, alle übrigen Leibeigne desselben auf die Folter gespannt. Hadrian schränkte es auf diejenigen ein, die nahe genug gewesen waren, den Anschlag erfahren zu können. Auch die Todesstrafe ließ er nicht mehr vom Hausherrn, sondern vom Richter den Sklaven zuerkennen.

schen, entsteht die Liebe gegen Thiere, die sich uns sehr ergeben zeigen, leicht. Ein gewisses Bedürfniß des Herzens, eine Anlage zur Zärtlichkeit ist noch dazu nöthig. Und diese scheint weder dem Hadrian noch Friedrichen gefehlt zu haben, nur daß sie bey jenem mehr in Wollust ausartete, bey diesem sich auch in Freundschaften offenbarte.

Es wird vom Hadrian behauptet, was von so vielen andern großen Männern alter und neuer Zeit gesagt wird, daß er zu gleicher Zeit einen Brief geschrieben, einen andern dictirt, einen dritten vorlesen gehört, und mit einer Person gesprochen habe. Ich schätze das Gegentheil höher, was Friedrich that, und was er allen empfahl, — auf einmahl nur Eine Sache, und eine nach der andern zur rechten Zeit, zu verrichten.

Die Krankheit des Hadrian war die Klippe, woran sein Ruhm scheiterte: Friedrichs Ruhm ist durch seine Krankheit noch erhöht worden. Jener, es sey, daß er zu den natürlichen Fehlern seines Temperaments zurückkehrte, nachdem der Ehrgeiz ihn verließ, kraft dessen er sich Gewalt angethan hatte; oder, daß seine Ungeduld über seine körperlichen Uebel, alle andre

verdrießlichen Leidenschaften verstärkte: genug, er zeigte sich bey der Annäherung des Todes bösartiger, grausamer, von schlechterem Charakter, als er je in seinem Leben gewesen war. Friedrich litt viel: und seine Forderungen an die Aerzte, so wie seine unregelmäßige Diät, zeigen, daß auch er vom Schmerz übermannt, und von Schwachheiten beschlichen werden konnte: aber in allen andern Verhältnissen, als König, als Verwandter, als Herr, gegen die Personen, welche ihm Gesellschaft leisteten, gegen die Diener, welche ihn pflegten, blieb er derselbe Mann unverändert: und er zeigte sich, wo möglich, in den letzten Tagen noch aufmerksamer, sich alle zu verbinden, und niemanden zu beleidigen.

In der sehr unvollendeten Schilderung, welche uns die Geschichte von dem Leben und Charakter Hadrians hinterlassen hat, sehen wir im Ganzen das Bild einer rastlosen Thätigkeit, aber ohne bestimmten Zweck, einer mannichfachen Liebhaberey, aber ohne entschiedene Talente; einer Betriebsamkeit, mehr die Dinge der Welt zu besichtigen, als sie weise zu regieren; einer mehr auf Verschönerung und Schmuck, als auf Verbesserung und Glückseligkeit abzielenden

Staatsverwaltung. Ein solcher Regent macht, während er lebt, Aufsehn, aber er läßt wenig oder keine sehr wohlthätigen Spuren seiner Wirksamkeit hinter sich zurück. — Dagegen erhebt sich nun allerdings sehr der immer nach einem Plane durch viele Jahre fortarbeitende Friedrich, von unverkennbarem Genie zu der Regierung, wie zu den Wissenschaften, und der Urheber bleibender Werke in beyden, Friedrich, der, in der Mitte seiner Staaten ruhig sitzend, bis an die Enden derselben seine Arme ausstreckte, allen wohlzuthun: — die Zeiten ausgenommen, da er, an der Spitze seiner Heere, entweder wichtige Entwürfe durchsetzte, oder der eindringenden Macht gegen ihn verbundner Feinde wehrte.

Zweyte Abtheilung.

Ueber den

Regierungs-Charakter

Friederichs des zweyten.

I.

Der König, das ist die allgemeine Stimme, that nie einen Wiederruf, — wollte sich, besonders in den Augen seiner Diener und Unterthanen, nie dem Vorwurfe eines begangnen Irrthums aussetzen. Er beharrte also auf Entscheidungen, auch nachdem er einsah, daß die Voraussetzungen falsch wären, denen zu Folge er sie gegeben hatte.

Es giebt Auftritte in seiner Regierung, welche dieses zu beweisen scheinen. Es giebt andre, wo er auf gründlichern Bericht seine ersten Verfügungen abgeändert, und, selbst in Absicht der Meinung von Recht und Unrecht, Vorstellungen Gehör gegeben, oder sich durch eignes reiferes und ruhigeres Nachdenken umgestimmt hat.

So mannigfaltig und verwickelt sind die Fäden, aus denen der menschliche Charakter gewebt ist, daß selbst von den am meisten gleichförmigen und mit sich übereinstimmenden Charakteren, zu verschiedenen Zeiten, doch ganz ent-

gegenstehende Handlungsweisen angeführt werden können. Wozu gerade dieß am meisten beyträgt, daß der Mensch das eine Mahl nach Charakter, d. h. nach seinen, immerwährend durch Natur und Gewohnheit gestärkten, Gemüthseigenschaften, das andre Mahl nach Leidenschaften, d. h. nach augenblicklichen, auf der Stelle entsprungnen, Vorstellungen und Eingebungen der Einbildungskraft handelt. So kann der gutmüthigste Mensch zuweilen boshaft, und der menschenfeindlichste in einzelnen Fällen gütig seyn.

Einige uns umständlicher aufbehaltne Facta dieser Art zeigen uns, in dem Gemüthe des Königs, in der That, den Streit zwischen Liebe zur Gerechtigkeit, und Sorgfalt für sein Ansehn. Und nichts ist angenehmer, als in edlern Geistern dieser Mischung und dem Widerspruche verschiedner Principien nachzuspüren.

Wenn lang vorgefaßte Meinungen ihn gegen einen Stand oder eine Person einnahmen: so konnte allerdings die natürliche Schnelligkeit seines Geistes und die nothwendige Eile, bey der Vielheit der Geschäfte, eine ungerechte Verurtheilung bey dem ersten Scheine von Schuld hervorbringen. Aber sein richtiger Verstand,

und die nachfolgende kältere Ueberlegung konnte ihn, bey der wirklichen Liebe zur Wahrheit und dem Vorsatze gerecht zu seyn, die ihn gewiß niemahls verließen, nicht lange in einem groben Irrthume lassen. Es fehlte ihm auch, unter der Menge furchtsamer oder selbstsüchtiger Diener, die, um nicht ihrem Herrn zu mißfallen, die Pflicht, ihm die Wahrheit zu sagen, unterließen, nicht an so freymüthigen und um sich selbst unbesorgten Depositarien seiner Macht, die den falschen Voraussetzungen des Königs die richtige Darstellung der Thatsachen, und seinen Vorurtheilen Gründe der Gerechtigkeit entgegensetzten. Wenn sie dieses edelmüthige Geschäft mit Weisheit verrichteten, und die ihrem Souverain schuldige Unterwürfigkeit zeigten, indem sie durch die Sachen selbst, die sie sagten, ihn als Menschen zu belehren suchten: so konnte höchstens eine vorübergehende Empfindlichkeit, ein spottender oder ein heftiger Ausfall der ersten üblen Laune, das Unglück seyn, welches ihnen bevorstand: aber sie verlohren dadurch nichts von seiner Zuneigung, und sie stiegen oft noch in seinem Vertrauen und in seiner Achtung. Demohnerachtet gab er selten unmittelbar ihren Vorstellungen nach. Er beharrte sogar zuweilen auf der pünkt-

lichen Befolgung des ungerechten Befehls für die gegenwärtige Zeit. Aber tr milderte doch sogleich den Ton, und er milderte in der Folge nach und nach die Verfügungen. Er konnte mit der Zeit sich sogar zu Handlungen entschließen, die einer gegebnen Genugthuung ähnlich sahen. Nur mußte es scheinen nicht Aenderung eines alten Willens, sondern ein neuer Entschluß zu seyn; nur mußte es das Ansehn haben, als wenn die Ideen, die er nun befolgte, von ihm selbst entsprungen, nicht von einem andern ihm mitgetheilt worden wären, als wenn die Gesinnungen, welche er dann äußerte, nicht die Frucht fremder Vorstellungen, sondern seiner eignen Erkenntniß oder Billigkeit wären.

Die Sache ist an sich streitig: und die Frage wird durch das Beyspiel eines großen Regenten, der die Kunst zu herrschen besser verstand und glücklicher übte, als irgend einer, noch zweifelhafter und wichtiger. Ist es bey der Verwaltung großer Angelegenheiten, ist es besonders für den Regierer des ganzen Staats Pflicht, ist es nützlich, eingesehne Irrthümer zu gestehen, und unzweckmäßige Entschlüsse nach den Vorstellungen von Untergebenen umzuändern? Kann es je nothwendig seyn, den Schein anzu-

nehmen, als wenn man nicht irren könne, oder kann die Beharrlichkeit und Unveränderlichkeit in den Beschlüssen die Unrichtigkeit der Maßregeln vergüten?

Es ist von der einen Seite Größe der Seele, ein begangnes Unrecht zu gestehn und der verkannten Wahrheit Gehör zu geben, sie werde uns gezeigt, von wem sie wolle. Der Stand und die Hoheit des Mannes, der dieses thut, selbst die schon sonst anerkannte Größe seiner Einsichten macht eine solche Selbstverleugnung nur noch verdienstlicher. Giebt der Regent also nach, ändert er seine Befehle ab, bey solchen Sachen und unter solchen Personen, bey und unter welchen seine Gründe bekannt werden: wo jedermann einsehen muß, es geschehe aus Ueberlegung, nicht aus Schwäche, aus Ehrfurcht für Wahrheit und Recht, nicht aus Unentschlossenheit oder Besorgniß: so kann er dadurch an dem Gehorsam und der Ehrerbiethung, von Seiten der ihm Untergebnen, nichts verlieren: und die Geschäfte müssen dadurch in Güte der Maßregeln, und Gerechtigkeit der Entscheidungen gewinnen.

Auch der große Friedrich that also Unrecht (es sey mir erlaubt selbst freymüthig zu reden

indem ich der königlichen Pflicht gegen freymüthiges Einreden nachzugeben gedenke) Friedrich that Unrecht, gegen ganze Regierungs-Collegien, Minister, — gegen Personen, denen er jene Einsicht zutrauen konnte, wenn er doch auf augenscheinlichen Unrichtigkeiten, und die ihm selbst einleuchten mußten, bestand. Entweder sah er jene Männer für so eingeschränkt an, daß sie sich durch die Festigkeit seines Urtheils in ihrem eignen irre machen ließen, daß sie ihre Einsichten seinen Befehlen blindlings unterwarfen, oder er hielt sich für so weit über sie erhaben, daß er eben so wenig ihre Urtheile achten, als ihre Einsichten benutzen durfte. In dem ersten Falle waren sie nicht fähig, gute Minister und Mittelspersonen seiner Verwaltung zu seyn: in dem andern wurden sie zu sehr von ihm herabgesetzt, um mit Liebe und Eifer an seiner Seite zu arbeiten.

Zwey Fälle giebt es, nach meiner Meinung, wo es einer Person, die über andre zu gebiethen hat, nothwendig werden kann, auch wahrgenommene Ungerechtigkeiten nicht sogleich gut zu machen, und entdeckte Irrthümer nicht durch ungeänderte Maßregeln zu verbessern.

Erstlich, wenn dadurch die Meinung der Untergebnen von der Erhabenheit des Fürsten, und seiner Fähigkeit zu regieren zerstört wird. Das ist in dem Falle möglich, wenn diese Untergebnen, auf welche bey einem gewissen Geschäfte der Regent Rücksicht nehmen, auf deren gehorsame Verehrung er rechnen muß, nur durch Vorurtheil und Gewohnheit, oder auf Treue und Glauben, nicht durch eigne Einsichten, die Achtung oder das Zutrauen gegen ihn gefaßt haben, um deßwillen sie ihm gehorchen. In diesem Verhältnisse ist oft der gemeine Soldat gegen seinen Feldherrn, und überhaupt der gemeine Bürger gegen seinen Fürsten. Auch ein Eugen und ein Friedrich gewannen die Unterwürfigkeit und die Bereitwilligkeit des großen Haufens nicht dadurch, daß das höhere Maß ihres Verstandes diesem wirklich bekannt geworden wäre. Die Verehrung also, die sie von ihm genossen, da sie nicht durch Handlungen erregt worden war, die ihre Erhabenheit bewies, konnte auch durch eine Handlung verloren gehen, die ihnen von ihrer Größe nichts entzog, ja die in den Augen der Verständigen dieselbe noch erhöhte. — Die geringen und unwissenden Classen sind indeß zuletzt die thätigen Werkzeuge zur Ausführung aller politi-

schen Unternehmungen. Sie sind es vornehmlich im Kriege. In allen den Geschäften, wo diese mit dem Regenten mitwirken, und wo es ihm also wichtig ist, eine gewisse Meinung von sich bey diesen zu erhalten, ist es ihm oft unvermeidlich, durch einen falschen Schein der Unfehlbarkeit blenden zu müssen.

Zweytens. Bey vielen Geschäften, und gerade bey eben diesen Unternehmungen, an deren Ausführung die Menge Theil nimmt, ist, um in die Operationen mehrerer zerstreuten Theile Einstimmigkeit und Uebereinstimmung zu bringen, Beharrlichkeit so unentbehrlich, als die Weisheit der Maßregeln selbst. Nichts ist solchen Unternehmungen gefährlicher, als Verwirrung und Mißverstand in den genommenen Verabredungen, und Schläfrigkeit in der Ausführung der Befehle. Beydes wird durch häufige Abänderungen veranlaßt, selbst, wenn es Verbesserungen der ersten Entschlüsse sind.

Hingegen in Sachen des Rechts, in der innern Verwaltung des Staats, mitten im Frieden, in Aussprüchen über das Eigenthum, oder in solchen, die Schuld und Verdienst einzelner Personen betreffen, kann es dem Regenten weit weniger nothwendig seyn, eine falsche Parthey,

die er anfangs genommen, seines Ansehns wegen, hartnäckig zu vertheidigen.

Einmahl, hier hat er mit der Meinung von Personen zu thun, die, wenn sie sind, was sie für die Stellen, die sie bekleiden, seyn sollen, d. h. Leute von Kopf und Kenntnissen, die schwache und starke Seite ihres Herrn doch einsehen lernen; — denen nichts neues damit gesagt wird, wenn sie erfahren, daß er ein Mensch ist, und irren kann. Im Gegentheil, Männer von Verdienst sind beleidigt, wenn man Mine macht, sie blenden zu wollen; sie sind nur desto scharfsichtiger Fehler auszuspähen, und finden, haben sie anders einen Saamen von Bösartigkeit in ihrer Natur, desto mehr Vergnügen daran, diese Fehler aufzudecken und bekannt zu machen.

Zum andern, hier ist durch Abänderung der ersten Sentenz keine Zerrüttung der Plane zu besorgen. Wenn besonders der Irrthum in der Thatsache lag; so wird, ohne alle Verminderung des oberherrlichen Ansehns, die auf eine Voraussetzung sich beziehende Entscheidung von selbst aufgehoben, wenn jene Voraussetzung unrichtig befunden worden ist.

Schon diese Entwickelung zeigt einen Entschuldigungsgrund für den Monarchen, dessen Charakter ich schildere, wenn seine Beharrlichkeit nicht in allen Fällen zu rechtfertigen seyn sollte. Die kriegerischen Geschäfte haben einen großen Theil seiner Lebenszeit angefüllt, und den vornehmsten Theil seiner Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Züge des großen Feldherrn waren auch in seinem Regentencharakter herrschend. Aber jene Geschäfte erfordern im Befehlshaber eine Standhaftigkeit, die bis zur Hartnäckigkeit geht, so wie sie im Untergebenen einen Gehorsam verlangen, der ohne Bedingung und beynah blind sey. Der militärische Charakter bringt es mit sich, im Laufe der Geschäfte nie Rath von einem Subaltern anzunehmen, nie ihm seine Fehlbarkeit merken zu lassen. Im Ganzen genommen werden weitläuftige bürgerliche Geschäfte, behandelt mit dem Geiste eines Heerführers, wenn der Regent, der ihnen vorsteht, ein Friedrich ist, doch weit glücklicher verwaltet werden, als einzelne ausgehobne Verirrungen sollten vermuthen lassen. Denn in allen menschlichen Angelegenheiten macht die Ordnung, die Uebereinstimmung und die lange Fortsetzung gleichförmiger, Maßregeln vieles wieder gut,

was in besondern Theilen, aus mangelhaften Einsichten, versehen worden ist.

2.

Die Regierungsart, welche der König wählte, und die man die Regierung aus dem Cabinet nennen könnte, hat ihre eignen Mängel und Vorzüge, und ihr Werth oder Unwerth hängt mehr, als die Beschaffenheit der Regierung durch den geheimen Rath, von den persönlichen Eigenschaften des Regenten ab. Ich will mich deutlicher darüber erklären.

Mehrere große Monarchen in Europa haben es für dienlich gefunden, ihre Residenz von ihrer Hauptstadt, dem Sitze der obersten Landes-Collegien und Gerichtsstellen, zu entfernen. Aber die unmittelbarsten Mittler zwischen ihnen und ihrem Volke, die, welche unter ihnen den verschiedenen Zweigen der Regierung vorstehen, die Minister mit einem Worte, haben doch die meisten Fürsten um sich versammelt, um entweder in voller Versammlung derselben die wichtigsten Angelegenheiten, oder mit jedem von ihnen insbesondere den ihm anvertrauten Theil der Geschäfte zu überlegen. Friedrich hatte seine Minister, so wie die Regierungscollegien, von sich

entfernt, er versammelte dieselben nie, er arbeitete mit ihnen nie persönlich die Geschäfte aus. Die Geschäftsmänner, welche ihn umgaben und die sein Cabinet ausmachten, waren nur dazu bestimmt, alle an ihn einlaufenden Berichte, Anfragen, Antworten der Minister, und die Bittschriften seiner Unterthanen ihm vorzulegen, und zu excerpiren, und seine Entscheidung darauf in die gehörige Form zu bringen. Wenn sie mehr thaten, so traten sie aus den Gränzen ihres Amtes: und der König, der ihnen in der That zuweilen einen Theil von Ministerialischem Ansehn überließ, gestand ihnen nie die Achtung und selbst nie die Dankbarkeit zu, welche er seinen Ministern schuldig zu seyn glaubte.

Diese letzten conferirten also eigentlich mit ihm nicht, sondern sie fragten nur bey ihm an, sie erhielten seine Entscheidung, sie machten, wenn es die Wichtigkeit der Sache erforderte, und die Gewißheit ihrer Ueberzeugung sie dazu berechtigte, Gegenvorstellungen, und vollzogen zuletzt die königliche Entscheidung. In andern Fällen verlangte der König ihr Gutachten, und ihre Vorschläge, welche allemahl schriftlich von ihnen eingeschickt, und vom Könige eben so beantwortet wurden. Einzelne Ausnahmen, wo

der König auch mündlich mit ihnen die Geschäfte besprach, oder auch sie mit gemeinschaftlicher Berathschlagung versammelte, haben keinen Einfluß auf den allgemeinen Geist und den Charakter der Regierung gehabt.

Es ist gewiß, daß für einen König, der selbst regieren will, und selbst zu regieren versteht, es besser ist, seine Minister einzeln, als sie alle in Gemeinschaft über die Angelegenheiten zu hören, — daß es besser ist schriftlich als mündlich mit ihnen zu handeln. Die Freymüthigkeit eines jeden leidet etwas Gewalt, wenn er in Gegenwart andrer seines Gleichen, oft seiner Nebenbuhler oder heimlichen Feinde, seine Meinung sagen soll. — Wenn man schreibt, kann man seine Worte mehr abwägen, man faßt sich kürzer, man ist weniger in Gefahr auf fremde Dinge auszuschweifen, und — welches vielleicht die Hauptsache ist, — man hat weniger Gelegenheit, dem Herrn gewisse Gesinnungen im Gespräche als annehmlich zu empfehlen, — indem man bloß das Ansehn hat, sein Urtheil durch Darlegung der Thatsachen zu leiten.

Nach der Methode, welche Friedrich befolgte, thut ein König gewiß viel selbst, — und scheint beynahe alles zu thun. Das erste ist, (die

Weisheit des Monarchen vorausgesetzt, die doch, bey einer solchen Selbstthätigkeit desselben, als Ursache oder als Folge, nicht fehlen kann) immer ein großes Gut für die Sache selbst; das andre ist wenigstens ein Mittel, die Vollziehung der Sachen zu beschleunigen, und alle Mitwirkenden in Feuer zu setzen.

Es ist ferner gewiß, daß, wo der Monarch auf gewisse Weise von seinem Hofe, und den Ersten seiner Untergebnen entfernt ist, der Cabale viele Wege abgeschnitten sind, durch welche ein von Ministern und Großen umgebner König in andern Staaten oft bestrickt wird.

Die Pünktlichkeit, mit welcher der König jede Anfrage auf der Stelle beantwortete, machte diese Expedition der Geschäfte eben so schnell, als sie einfach war.

Aber ist es auf diesem Wege auch einem Fürsten eben so möglich, zu einem recht gründlichen Unterricht über die Gegenstände, welche er entscheiden soll, zu gelangen, als es ihm leicht ist, sich dadurch vor einem ungebührenden Einflusse der Gunst oder der Intrigue zu verwahren? Die Nothwendigkeit der Eile bey vielfältigen Geschäften, die natürliche Liebe des Königs zur Präcision im Ausdrucke, und die vielleicht

nicht ganz gegründete Meinung, daß bey gehöriger Absonderung des Wichtigen vom Unwichtigen, sich alle Sachen ins kurze fassen lassen: alles dieß zusammengenommen hatte den König veranlasset, seinen Ministern beynahe ein gewisses Maß für alle ihm zu überreichenden Aufsätze vorzuschreiben, oder sie wenigstens auf die möglichste Kürze dabey einzuschränken. Aber mußte nicht dadurch zuweilen die Vollständigkeit der Berichte, oder die deutliche Entwickelung der Gründe leiden? Mußte nicht ein dadurch beym Könige veranlaßter Irrthum oft erst weitläuftig gehoben, vielleicht zuletzt als unwiderleglich ihm gelassen werden, den, im mündlichen Vortrage, ein paar Worte gleich von Anfange hätten wegräumen können?

Wenn jedes Departement, und ohne Zuziehung oder Benachrichtigung der andern, einzeln mit dem Könige seine Geschäfte verhandelt: so wird jedes seine Vortheile oder seine Gerichtsbarkeit auf Unkosten der andern zu erweitern suchen: und es gehört das scharfe alles übersehende Auge, die starke alles im Gleichgewichte haltende Hand eines solchen Königs, wie Friedrich der zweyte dazu, wenn nicht an die Stelle der Verwirrung oder des unzeitigen Nachgebens,

die im versammelten Conseil zu fürchten sind, bey einer so getheilten Behandlung der Geschäfte, ein Widerspruch in den Maßregeln, und ein heimlicher innerer Krieg zwischen den Ministern entstehn soll.

Und weil doch die Könige Menschen sind, und diejenigen, welche täglich um sie sind, und täglich mit ihnen arbeiten, doch nach und nach, oder zu gewissen Zeiten, einen Einfluß über sie bekommen, durch welche sie mehr, als bloße Vollzieher ihres Willens, — durch welche sie auch wohl ihre Rathgeber werden; — ist es alsdann nicht schlimmer, wenn diese, durch den unmerklichen Einfluß der Gegenwart und des Gesprächs wirkende, Personen Subalternen sind, die weder Ehre von der guten Verwaltung der Regierung zu hoffen, noch von der üblen Schande zu fürchten haben, — als wenn der Fürst von denjenigen geleitet wird, die wirklich von ihm einen oder den andern Theil seiner Autorität anvertraut erhalten haben, und die über die Anwendung derselben dem Staate eben so, wie ihm selbst, verantwortlich sind. Je mehr der Mann im Dunkeln ist, der einen Fürsten zu lenken Gelegenheit hat: desto mehr ist er der Versuchung ausgesetzt, diesen Einfluß zu mißbrauchen. Denn

da er den Ehrgeitz, — die natürlichste Leidenschaft in einer solchen Lage, und noch die unschuldigste, — nicht befriedigen kann: was ist wahrscheinlicher, als daß er seinen Eigennutz zu befriedigen suchen wird? Und wie könnte der Eigennutz eines kleinen Privatmannes in großen Angelegenheiten anders als irre führen?

Ich weiß, daß Friedrich durch die Wahl der Personen, welche sein Cabinet ausmachten, und durch die Aufsicht über sie, diese Uebel im Ganzen zu verhüten wußte. Aber da sein Beyspiel als ein hellleuchtendes Gemählde der Welt aufgestellt ist: so ist es Pflicht aller denkenden Menschen, dasselbe mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu betrachten; um nicht nur ihn und seine Regierung, sondern auch die Natur der Sache, ihre Unbequemlichkeiten und Vortheile kennen zu lernen. — Und bey einer solchen Aufmerksamkeit auf den Gegenstand, von welchem wir reden, wird man, glaube ich, finden, daß zwar mit so vieler Einsicht und Denkkraft, einer solchen Thätigkeit und Eifersucht über sein Ansehn, und einem so richtigen Scharfblick in Beobachtung der Menschen, als der große König hatte, diese Concentrirung aller Geschäfte auf seine einsame Untersuchung und alleinige Entscheidung,

mehr Gutes als Uebels stiftete: daß aber unter einem schwächern, öfter in seinem Fleiße nachlassenden, öfter fremder Eindrücke empfänglichen Monarchen, bey dieser Methode, die Geschäfte unfehlbar entweder in Verwirrung gerathen, oder seichte und obenhin betrieben werden, — und daß insbesondere alsdann die Macht nur aus den Händen der Ersten und Vornehmsten des Staats, denen sie gewisser Maßen gebührte, in die Hände Geringerer, weniger bey dem Wohl der öffentlichen Sache interessirter, weniger durch die öffentliche Meinung in Schranken gehaltner Personen fällt; die also höchst wahrscheinlich einen schlechtern Gebrauch davon machen, als von den erstern zu befürchten war.

3.

Der soldatische etwas rauhe Stil, mit welchem Friedrich, in seinen eigenhändigen Randglossen zu den Berichten seiner Minister und Collegien, die Antworten auf dieselben ertheilte, da sie keinen Einfluß auf das anderweitige Betragen des Königs gegen diese seine Diener und Beamten hatten, machte auch auf dieselben keinen sonderlichen Eindruck, noch erregte sie Muthlosigkeit oder Unwillen: und oft wurde durch diesen Stil die Abfertigung nur kürzer und nachdrücklicher, ohne daß sie Personen, die dessen Sinn

schon kannten, und die Aufwallung des Augenblicks von der beständigen Gesinnung ihres Königs gegen sie zu unterscheiden wußten, empfindlich oder fürchterlich geworden wäre. Aber eben diese Ausdrücke, welche das Leidenschaftliche in dem Gemüthe des Königs, als er sie niederschrieb, verriethen, lassen vermuthen, daß die Entscheidungen selbst, welche auf diese Weise gegeben wurden, nicht immer das Werk der ruhigen Ueberlegung waren. In der That finden sich, unter diesen mit Heftigkeit ausgedrückten, oder mit einer Spötterey begleiteten eigenhändigen Randdecreten des Königs, mehrere, die entweder auf ein nicht richtig eingesehnes Factum sich gründen, oder von der, dem Könige in andern Fällen heiligen, Regel des Rechts und der Mäßigung abweichen. Es ist dieß die unvermeidliche Folge einer Regierung durch Cabinetsbefehle. Der erste Eindruck, der erste Blick auf die Sache entscheidet. In hundert Angelegenheiten, welche den Königen vorgelegt werden, ist es möglich auf diese Weise dem Endzwecke ein Genüge zu thun, so zu entscheiden, und recht zu entscheiden: wenn Könige eine so schnelle Fassungskraft, so viele gesammelte Erfahrungen, und eine so richtige Urtheilskraft haben, als Frie-

drich hatte. Aber es giebt andre Sachen, welche langsames Untersuchen, und wiederholtes Nachdenken, auch von dem größten Geiste durchaus erfordern. Diese werden aber sodann, bey der Gewohnheit auf jede Frage sogleich zu antworten, eben so schnell abgethan, wie die erstern.

4.

Es ist Friedrichen der Vorwurf gemacht worden, daß er, wider die Natur seines Standpuncts und seines Berufs, nicht bloß das Große, sondern auch das Kleine in der Verwaltung des Staats habe thun wollen, daß er nicht bloß die Direction der Geschäfte, in welcher er Meister war, sondern auch die ins Einzelne gehende Verwaltung derselben, in welcher ihm natürlicher Weise die Erfahrung mangelte, über sich genommen habe, daß er überhaupt, um der großen Einsichten willen, deren er sich in den vornehmsten Stücken bewußt war, und deren Richtigkeit der glückliche Erfolg seiner Unternehmungen bewährte, er sich auch angemaßt habe, über Dinge zu entscheiden, die er weniger verstand und die er nie studirt hatte.

Von diesen Vorwürfen sind einige wahr, und setzen den Character Friedrichs als Men-

schen mehr ins Licht, andre sind unbillig oder ungegründet: und ihre Entwicklung führt uns auf Charakterzüge seiner Regierung.

Der König hatte sehr viel Kenntniß auch von den einzelnen Verrichtungen, zu welchen sich, in der Ausführung, die Oekonomie des Staats und die Regierung eines Landes herablassen muß. Dazu verhalf ihm seine gute Beobachtungsgabe, sein Umgang mit gemeinen Leuten, sein glückliches Gedächtniß, seine Fähigkeit, aus wenigem, was ihm bekannt war, das übrige Unbekannte zu rathen. So wußte er viel von den Sitten und Eigenheiten des bürgerlichen und häuslichen Lebens, auch der untern Volksklassen, — viel von der Verfahrungsweise und den Fehlern der Unbedienten, viel von der Landwirthschaft seiner Staaten, und deren Verschiedenheiten, manches von Gewerben und Handel. Kaum wird ein König auch mit dieser Art von Gegenständen, die doch so weit aus seinem Gesichtspunct liegen, so bekannt gewesen seyn, als Er. — Aber freylich waren dieß nur Bruchstücke und konnten nicht wohl etwas anders seyn. Allerdings rieth er zuweilen falsch und schloß nach Analogien, wo er nach Erfahrungen, die ihm abgiengen, anders geurtheilt hätte.

Die Theorie, die zu diesen Zweigen der Staatswissenschaft gehört, und die, zur Zeit seiner Erziehung, noch keinen Theil der Wissenschaften ausmachte, war von ihm, so weit sie in dieser seiner Bildungs-Epoche bekannt war, oder so weit sie sich nachher aus wenigen deutlichen Erklärungen und faßlichen Beweisen erlernen ließ, studirt worden. Aber sie war nicht vollständig und richtig genug, um seinen Beobachtungen allenthalben zur Grundlage zu dienen, oder den Mangel derselben zu ergänzen. — Demohnerachtet hatte er auch in diesen Fächern große Dinge ausgerichtet. Und obgleich mehrere davon nur mittelbar den Ursprung ihres guten Erfolgs in seiner Regierung hatten, insofern durch ihn der Geist des Fleißes und des Nachdenkens war erweckt, und durch ihn der Muth und das Selbstvertrauen der Eingebohrnen erhöht, und die Achtung der Ausländer erhalten worden: so war es doch ganz menschlich, daß er sich in den Theilen der Administration, welche unter ihm gediehen, und von welchen er sich in der That Kenntnisse bewußt war, auch noch größere und gewissere Einsichten zutraute, als er wirklich besaß.

Die Beschäftigung mit dem Kriegswesen und die Anführung der Armee, diese Schule seiner

gesammten Regierungskunst, ist mit der Beachtung und Besorgung des kleinsten Details nothwendig verbunden. Auch hier kann zwar der Feldherr nicht immer bis zu demselben herabsteigen; sein Auge reicht nicht immer bis dahin, es richtig zu erkennen: aber er muß es nie verschmähen, und er muß jeden Subalternen in der Meinung erhalten, daß die Beobachtung oder die Verletzung seiner Pflicht unter seiner unmittelbaren Aufsicht stehe. — Diese Aufmerksamkeit auf das Kleine, auch diesen Grundsatz, daß der Regent das Ansehn haben müsse, es zu wissen, brachte er vom Lager ins Cabinet, aus dem Felde in die Regierung. Und da hier mehr Augen sind, die darauf sehen, was der König in diesen Angelegenheiten spricht oder thut, da mehrere Kenner sind, welche darüber urtheilen können, ob er richtig spricht und zweckmäßig handelt: so werden auch hier kleine Blößen, wenn ein so vielfach wirksamer Fürst deren giebt, eher bemerkt und aufgesammelt.

Demohngeachtet, wenn man einzelne Handlungen, (in welchen jeder Mensch oft Widersprüche mit sich selbst begeht,) von dem gewöhnlichen Gange seiner Regierung unterscheidet: so kann man nicht verkennen, daß er seinen eigent-

lichen Beruf und seine Stärke wohl kannte, und sich in der That vornehmlich auf jenen einschränkte, und diese benutzte.

Die Kriegskunst und die Finanzen waren es, auf die er eine immerwährende, und eine bis in das kleinste gehende Aufmerksamkeit richtete. Zu jener berief ihn sein Genie, zu diesen die Einsicht der absoluten Nothwendigkeit des Geschäfts. Die Justiz wollte er, einige Auftritte seiner letztern Lebensjahre ausgenommen, nur von ferne durch seine deklarirte Liebe zur Gerechtigkeit, und seinen Wunsch Rechtshändel zu verkürzen und zu vermindern, leiten. In den verschiednen Zweigen der Staatswirthschaft folgte er den Ideen derer, welche er für die verständigsten hielt, und nahm es nur eigentlich auf sich, die Schnelligkeit und den Fleiß in der Ausführung, so wie die Sparsamkeit im Aufwande durch seine Oberdirection zu erhalten. — Wenn er in der Folge der Zeit, mit anwachsenden Jahren und immer anwachsendem Glücke seiner Staaten, noch höhere Ideen von seinen eignen Einsichten, und kleinere von den Einsichten derer, die unter ihm arbeiteten, faßte; — wenn er die, durch den Umgang mit Männern von Handwerk, oder während der Ausführung ihrer Vorschläge eingesammelten, Ideen über

Ackerbau, Industrie und Handel, wieder umänderte, zuweilen auch jenen selbst als seine Ideen vortrug; wenn er, der königliche Greis, umgeben von einer neuen Generation seiner Unterthanen und Räthe, glaubte, diese in allem, auch was er in seinem vorigen Leben seinen ältern Dienern ganz überlassen hatte, belehren zu können; wenn er sich nun auch Eingriffe in das Gebieth der Rechtspflege, der Criminaljustiz erlaubte, die er sonst nie gewagt hatte; wenn er zuweilen seinen Ministern einen Unterricht in Dingen gab, von welchen er mit Recht Belehrung von ihnen hätte verlangen können: so ist dieß eine so natürliche Folge des Alters und großer Successe, verbunden mit der höchsten Autorität, — daß es sogar den Menschenkenner befremden müßte, wenn ein solcher König in seinem Alter anders hätte seyn sollen.

Demohnerachtet wußte der König oft, oder er ahndete die Mittelmäßigkeit seiner Kenntnisse: nur daß er die Unwissenheit andrer für noch größer hielt. Daher er auch nicht auf der Befolgung solcher Rathschläge, aber wohl auf der Beobachtung der allgemeinen Grundsätze der Ordnung bestand, — daher er auch gemachte Abänderungen seiner Pläne sich hintendrein ge-

fallen ließ, und, nach Proben von größrer Einsicht der Executoren, seine eignen Ideen ihnen zur Berichtigung überließ. Immer erhielt er durch diese zuweilen verfehlten Vorschriften fürs Einzelne, daß man seiner Aufmerksamkeit auf das Ganze gewiß war, und daß man die ihm dereinst zu gebende Rechenschaft fürchtete, wenn man auch seinen gegenwärtigen Rath nicht hatte benutzen können.

5.

Ein Zug, der, ich weiß nicht, ob mehr den Mann, oder den Stand auszeichnet, welchen er einnahm, ein Zug aber, der auf sein Verfahren, so wie auf die Werke, die er hervorbrachte, viel Einfluß hatte, ist die Begierde alles Unternommene zu beschleunigen, alles Angefangne so bald als möglich geendiget zu sehen. Bey jedem Menschen zwar, der sich einen Endzweck vorsetzt, besonders wenn er baut und pflanzt, (und womit hat der Staatsverwalter mehr zu thun?) entsteht mit dem Anfange der Arbeit eine ungeduldige Erwartung des Endes, mehr oder weniger lebhaft, je nachdem der Endzweck groß, das Gemüth des Menschen feurig, der Trieb

zum Genuß mit dem Triebe, beschäftigt zu seyn, im Gleichgewicht, und seine Aussicht auf fernere Pläne ausgedehnt ist. Aber die eingeschränkten Mittel, die vielfachen Hindernisse, die nicht von ihm zu hebende Trägheit der Mittelspersonen, gewöhnen den Privatmann nach und nach daran, auf die Ausführung seiner Anschläge zu warten, und bringen ihn endlich dahin, selbst auf die Geschwindigkeit der Vollendung einen mindern Werth, als auf die Dauerhaftigkeit des Werks, zu legen. Aber diese Begierde, es sey nach dem Ruhme des zu Stande gebrachten Werks, oder nach dem Genusse des veranstalteten Vergnügens, wächst ohne Zweifel mit der Mannigfaltigkeit der Entwürfe, die man auszuführen gedenkt, der Größe der Hülfsmittel, die man in Händen hat, und der Gewohnheit seinen Willen schnell befolgt zu sehn. Vielleicht kommt bey den Fürsten noch zur Beschleunigung der Eile in ihren Unternehmungen, der Bewegungsgrund hinzu, daß sie weniger, als der Privatmann, davon versichert sind, ob ihre Nachfolger in ihre Absichten eingehen, ihre Pläne verfolgen, und ihr angefangnes Werk vollenden werden. Bey unserm Könige vereinigte sich mehreres, ihm den Geist zu geben, den Lucan dem Cäsar zu-

schreibt: den, der in jeder Sache nichts für gethan hält, so lange noch etwas zu thun übrig bleibt. Ein natürlich lebhaftes Temperament, das jedes Bestreben leicht bis zur Ungeduld bey ihm steigen ließ, eine eigne große Geistes-Thätigkeit, die keine Unternehmung je aus den Gedanken verlor; ein Hang zum Fleiß, und zur Expedition der Geschäfte, die ihm auch den Fleiß derer, die unter ihm arbeiteten, als ihre unerläßlichste Pflicht vorstellte; die Mannigfaltigkeit gemeinnütziger oder ehrenvoller Denkmähler, die er sich nach einander zu errichten vorsetzte, und und die ihm also nicht zuließ, auf irgend eines mehr Zeit zu wenden, als es nothwendig brauchte; mehrere glückliche Erfahrungen, welche ihn gelehrt hatten, daß sein beharrlicher Wille unmöglich scheinende Unternehmungen möglich machen, und seine Betriebsamkeit die weitläuftigsten Geschäfte ohne sichtbaren Nachtheil für ihren Endzweck abkürzen könne; endlich der Hang zum Vergnügen und zum Genuß, der sich bey ihm auf eine sonderbare Art mit der Liebe zur Arbeit und dem Geiste der Unternehmungen paarte, und bald dem letztern Gränzen setzte, bald ihn zur Erreichung des Ziels anspornte: das alles erklärt es, warum er bey dem Baue seiner

Palläste, bey dem Graben der Canäle, bey der Errichtung der Colonien, bey der Aufführung fast aller großen Monumente seines Reichs und seiner Regierung, die Baumeister, und Entrepreneurs, — seine Minister und Kammern, so äußerst drängte, und ihnen oft nicht die zur dauerhaften Verfertigung nöthige Zeit ließ, indem er ihnen die durch Trägheit unnöthig verlängerte Zeit abschneiden wollte.

Es würde eine Schmeicheley, nicht eine Schilderung des Characters Friedrichs seyn, zu sagen, daß dieses Verfahren ganz fehlerfrey war, und bey einem Regenten überhaupt ohne Nachtheil sey. Er soll mehr als jeder andre für die Ewigkeit arbeiten, weil er zum Besten einer moralischen Person arbeitet, die er für unsterblich ansehen muß, — des Staats. Dauerhaftigkeit und Festigkeit der Werke, die er zum Besten desselben, oder auch zu seiner Zierde errichtet, ist daher ein größres Erforderniß ihrer Zweckmäßigkeit, als bey den Werken eines Privatmanns: und diese Dauerhaftigkeit läßt oft nicht eine so schleunige Vollendung zu. Es zeigt sich ohne Zweifel ebenfalls eine Stärke des Geistes dadurch, wenn er seine Bestrebungen mäßigt, um den Endzweck vollständiger zu erreichen, — den

Genuß oder den Ruhm, welcher am Ende seiner Unternehmungen ihn erwartet, aufschiebt, und sich mit dem Bewußtseyn etwas gutes zu thun, befriedigt, welches er schon während der Anstalten dazu genießt. — Es ist auch gewiß, daß die mit der Ausführung königlicher Entwürfe beladenen Personen, diese Neigung ihres Herrn, auf die Geschwindigkeit ihrer Arbeit mehr, als auf deren Güte, Acht zu haben, eben so sehr zum Schaden der Sache, seiner Einkünfte und des Staats, mißbrauchen können, als sie die Fahrlässigkeit und Langsamkeit eines andern Herrn mißbrauchen würden.

Indessen, wenn wir aus den Folgen auf die Ursache und deren Werth schließen: so brachte unter den Umständen, unter welchen sich der König befand, seine vielleicht zu hitzige Eile in Betreibung angefangner Werke, dem Staate mehr Vortheil, als Schaden. Es geht mit den großen Entwürfen, durch die ein Staat blühend, angebaut, und mit den Bequemlichkeiten des Lebens, den Hülfsmitteln der Industrie, oder dem Schmucke der Kunst versehen wird, wie mit den Entwürfen zu großen schriftstellerischen Werken des Genies. Vieles muß darin erst hingeworfen werden, ehe es ausgearbeitet wird,

oder es wird gänzlich vergessen. Die Räder der Staatsmaschine greifen dergestalt in einander, daß viele derselben zugleich in Gang gebracht werden müssen, wenn im Ganzen eine beschleunigte Bewegung erfolgen soll. Für einen großen Reformator eines Staats, wie unser König wirklich war, ist also eine Mannigfaltigkeit von Unternehmungen nöthig, die zugleich fortgeführt werden müssen. Wie wäre es aber möglich, auf jede derselben gleich anfangs den Fleiß, die Kosten und die Zeit zu wenden, welche vielleicht zu ihrer vollkommensten Ausführung erfordert wird, und die man darauf wenden würde, wenn man mit ihr ganz allein beschäftigt wäre. Vor allen kömmt es nur darauf an, daß man die Maschine aufstelle und in Gang bringe. Alsdann zeigen sich die Fehler und Lücken am besten: und was bey der ersten Unternehmung gleichsam nur Zeichnung und Andeutung von dem war, was geschehen sollte, kann in der Folge, wenn man es vollendet, obgleich unvollkommen, vor sich sieht, weit besser und zweckmäßiger ausgeführt werden, als es mit der langsamsten Ausarbeitung gleich anfangs gelungen seyn würde. — Freylich haben an Gebäuden, Canälen, Straßen und im Colonie-Wesen,

oft die ersten Arbeiten, vielleicht mit größern Kosten, verbessert oder von neuem gemacht werden müssen. Mehrere dieser Verbesserungen sind dem Nachfolger des Monarchen überlassen worden. Aber schon das Daseyn der ersten Versuche ist ein Gut für den Staat, denn es ist eine Aufforderung und gewisser Maßen eine Versicherung, daß dieselben zu größrer Vollkommenheit gedeihen werden. Und wie viel hat nicht der König wirklich zu beschleunigen gewußt, ohne es im mindesten an seiner innern Güte zu schmälern! Wie unglaublich viel hat der durch seinen Eifer belebte Eifer der Staatsbeamten und Staatsbaumeister ausgerichtet! und wenn es für das menschliche Gemüth fast nicht möglich ist, viele und schwere Dinge zu betreiben, ohne den Ruhm sie vollendet zu haben, als Belohnung, vor sich zu sehen, wenn man nur in dem Maße fleißig im Aussäen wird, nach welchem man das Reifen der Erndte sich nahe vorstellt: so wollen wir, indem wir die Mischung von Stärke und Schwäche, in dem Geiste unsers großen Königs, als ein lehrreiches Beyspiel von Menschlichkeit, mit philosophischer Kühnheit (die er selbst so sehr liebte) aufsuchen, dankbar die Vorsehung segnen, welche durch diese Mi-

schung doch den Urheber so großer und nützlicher und vielfacher Veränderungen und Werke in seinem Reiche vorbereitete.

6.

So promten Gehorsam der König nach der Regel, und besonders in Sachen, die bloß Geschäfte, nicht Personen angiengen, verlangte: so gab es doch Ausnahmen, wo er nachsichtig war, wenn Männer, die sein Zutrauen besaßen, die Vollziehung seiner Befehle, aus Gründen, es sey der Menschenliebe, es sey der Behutsamkeit, verschoben. *)
Es giebt einen Eigensinn, der auf allem besteht, eine eifersüchtige Herrschsucht, die immer fürchtet, durch jedes Nachgeben ihre Vorrechte einzubüßen. Beydes ist Schwäche. Diese hatte der König nicht. Ohne alle Gründe bestimmte er sich nie. Er wußte auch wohl das Wahrscheinliche von dem Gewissen in diesen Gründen zu unterscheiden. Er bemerkte, wo die Ausführer seiner Befehle besser, als er, unterrichtet seyn konnten, und kannte die, welche Verstand und guten Eifer genug hatten, daß er glauben konnte, auch sie handelten nicht ohne Gründe, — am wenigsten, wenn sie von seinen Befehlen ab-

*) S. Büsching: das Verfahren Münchhausens in der Sache des Consistorial-Rath Hähns.

wichen. Wo er also seiner Sachen weniger gewiß war, und von seinem Minister oder Feldherrn die gute Meinung hatte, daß sie nur gewisser zu werden verlangten, um dann mit mehr Einsicht zu gehorchen: da ließ er sich einen Aufschub in der Vollziehung seiner ersten Entscheidungen gefallen. Und so wie er Nachlässigkeit von Behutsamkeit unterschied, so wußte er Widerspenstigkeit von Gewissenhaftigkeit zu trennen.

7.

Der Vorzug, welchen er der adlichen Geburt einräumte, ist bey einem jeden erblichen Monarchen ein sehr natürliches Vorurtheil. Denn wie sollte er die Unterschiede der Geburt unter den Menschen nicht für wichtig halten, da sein eigner Thron auf diesem Grunde ruht? Wenn die höchsten Rechte in der bürgerlichen Gesellschaft in einer Familie erblich seyn können: warum sollten mindre Vorrechte nicht auch sich durch die Geburt fortpflanzen dürfen? Und da sich mit der Vorstellung von angebornen Rechten, einer Vorstellung, die deutlich und durch die allgemeine Meinung bestätigt ist, die dunklere und zweydeutigere von angebornen persönlichen Vorzügen so leicht vermischt: so

kann es nicht anders kommen, als daß in den Augen des Fürsten, des ersten der Adlichen, Adel, in gewissen Augenblicken, — Verdienst, und Niedrigkeit der Geburt, — eine unedlere Be- Beschaffenheit des Menschen zu seyn scheint.

Aber da Friedrich nicht bloß, wie die meisten Fürsten, seine Begriffe von den Dingen und durch die Umstände bekam, sondern, wie denkende Männer, sie auch durch freye selbstthätige Betrachtungen sich bildete: so waren jene Vorstellungen vom Adel, welche nur auf die äußern Verhältnisse der Menschen gegründet sind, mit andern abwechselnd, welche sich näher auf die Natur derselben beziehn. Er dachte und sprach, wie über viele andre Gegenstände, so auch über den Adel, das eine Mahl bloß als erblicher König, als erster Officier seiner Armee, als erster Adlicher seines Staats, das andre Mahl als Philosoph und Mensch.

Fast immer wird der Mensch den Vorzug, an welchem er Theil nimmt, an andern Menschen schätzen, und den, welcher ihm fehlt, zu wenig achten. Unter den Großen wird der ohne persönliches Verdienst, gewiß den angebornen Rang am meisten zu erheben geneigt seyn. Ein Mann ohne Geburt, der sich durch Wissenschaft

und nützlichen Fleiß auszeichnet, wird, (obgleich das ächte Verdienst, und der wahrhaft aufgeklärte Verstand einseitige Betrachtungsarten verhüten sollte) doch oft die billigen Vorrechte einer edlen Geburt, entweder gar nicht, oder unwillig anerkennen. Der, welcher beydes, Vorzüge des Geistes von der Natur, und Vorzüge des Standes vom Glück, bekommen hat, wird beydes geltend zu machen suchen: wird in seinen hellsten Augenblicken, wo die Vernunft allein den Ausspruch thut, ein wahrhaft unparteyischer Richter seyn: in denen, wo die Leidenschaft mitspricht, (welches leider! gemeiniglich die Augenblicke des Handelns sind, oder die, wo man sich nur mit einzelnen Geschäften und Personen abgiebt) abwechselnde Gesinnungen hägen, bald die Wagschale des Verdienstes, bald die der Familiengröße in seiner Achtung steigen und sinken lassen, nachdem er entweder von seinen eignen Ansprüchen den einen oder den andern Theil gerade jetzt lebhafter ins Auge gefaßt hat, oder nachdem sich ihm, in seiner jedesmahligen Lage, sein Vortheil mehr mit der Werthschätzung der einen oder der andern Partey verbunden zeigt.

In diesem letztern Falle des bald unparteyischen, bald mit sich selbst uneinigen Richters befand

sich auf eine ganz ausnehmende Art Friedrich. Groß durch das erhabne Geschlecht, aus welchem er herstammte, groß durch seine Naturgaben, groß durch Ausführung der gemeinnützigsten oder der schwersten Unternehmungen, mußte er natürlicher Weise selbst durch die Eigenliebe dahin gebracht werden, Geburt, Verstand und Tugenden hochzuschätzen. Den Schriften der in der Dunkelheit gebornen Weisen hatte er seinen Unterricht und seine Philosophie zu verdanken. Dichter und schöne Geister ohne einen andern, als einen litterarischen Nahmen, hatten seine einsamen Stunden ergetzt, und seine eigne Muse begeistert. In der Führung seiner Geschäfte hingegen, war er mit keiner Classe so genau verbunden gewesen, als mit dem Adel. Keiner Tugend anderer Menschen war er bey Erringung seiner Größe so verbindlich geworden; keiner war er bey der Erhaltung derselben so bedürftig, als der, welche nach der allgemeinen Meinung für das Eigenthum des Adels gehalten wird, — der kriegerischen Tapferkeit. Unmöglich konnte er also auf der einen Seite ableugnen, daß vorzügliche Talente und Tugenden auch in den mittlern und niedern Ständen zum Vorschein kommen; —

unmöglich die Rechte, welche diese Eigenschaften auch dann auf Achtung haben, verkennen. Aber er mußte doch zugleich der Geburt ihre Vorrechte zusichern, und in den äußern Bezeugungen der Achtung ihr beynahe die erste Stelle einräumen.

Diese Verschiedenheit des Urtheils, — und sogar bis zum anscheinenden Widerspruche — findet man in seinen Schriften; — man fand sie auch in seinen Gesprächen, — und zuweilen selbst in seinem Verfahren.

An dem einen Orte sagt er laut und deutlich, — daß niemand deshalb vortrefflich oder verächtlich geboren werde, weil er aus einer berühmten oder einer dunkeln Familie herstamme; sondern, daß die Natur die Anlagen gebe, daß die Erziehung sie ausbilde, und daß des Menschen Tugenden ihm selbst zugehören. Er scheint es in der Theorie sogar zur Pflicht des Staats-Verwalters zu machen, in der Wahl seiner Geschäftsträger, bey Vertheilung der Würden, nur auf diese Eigenschaften der Menschen zu sehen, die er für unabhängig von der Geburt erklärt hatte.

An einem andern Orte redet er so, als wenn das Gefühl der Ehre, das doch den Samen

zu allen Tugenden in sich schließt, das natürliche Eigenthum des Adels, als wenn es Ausnahmen von der Regel wären, wenn man Talente oder Verdienste bey Personen ohne Geburt anträfe.

Er erhob Männer aus dem Bürgerstande bis zu Ministerposten: und doch glaubte er seine Armee dadurch reinigen zu müssen, daß er auch unadliche Junker und Fähndriche aus ihr fortschaffte. In einigen Fällen trieb er seine Unparteylichkeit so weit, daß er dem Adel Anlaß zum Mißvergnügen gab: in andern, und besonders bey der Armee, gieng seine Vorliebe gegen die Geburt selbst bis zur Ungerechtigkeit gegen alte und treue Diener.

Er hielt Gelehrte, auch wenn ihre Väter unbekannt waren, seines Umgangs würdig: und mit einigen derselben, besonders in seinen jüngern Jahren, verband er sich genau. Aber für gewöhnlich, und mehr noch in seinem höhern Alter war seine Güte gegen verdienstvolle Männer vom Bürgerstande nur herablassend: gegen die von Adel allein freundschaftlich und vertraulich.

Wenn man aber die Fälle genauer betrachtet, in welchen er auf die eine oder die andre Art sich erklärte oder handelte: so wird man doch finden, daß, wenn er sich auch zuweilen einem

ihm selbst so günstigen Vorurtheile, als das von den angestammten Vorzügen edler Geschlechter ist, ohne weitere Untersuchung überließ, er doch im Ganzen das, was in diesem Vorurtheile reell und der Erfahrung gemäß, und was bloß conventionell oder Anmaßung des Stolzes ist, ziemlich richtig unterschied. Seine Begriffe darüber waren nicht völlig entwickelt: und eben deßwegen waren sie nicht völlig übereinstimmend. Wenn er sein philosophisches Nachdenken vorwalten ließ, (bey welchem er gemeiniglich nur bey den allgemeinsten und frappantesten Betrachtungen stehen blieb): so war er geneigt, in die nicht ganz wahren, oder doch nie beobachteten Sentenzen der Dichter und Philosophen einzustimmen, daß Verstand, Fleiß und Rechtschaffenheit die einzigen vernünftigen Unterschiede unter den Menschen, und alle übrigen Ansprüche Thorheiten sind. In dem alltäglichen Umgange, wo man mehr der Gewohnheit und dem Ueblichen, als der Philosophie, folgt, schien er dem Adel ohne Einschränkung die größten Vorrechte einzuräumen. In der Verwaltung der Geschäfte, bey Besetzung der Aemter, bey der Wahl seiner Gesellschafter, in allen den Fällen, wo Nachdenken, aber schnelles Nachdenken sich mit einer

gewissen Routine paart: empfand oder dachte er, wie mich dünkt, auf folgende Weise, und dachte gewiß nicht unrichtig.

Die Naturgaben sind freylich ohne Unterschied des Standes ausgetheilt: aber Erziehung bildet sie aus; und die Erziehung der Stände ist durch ihren Rang selbst, und durch die öffentliche Meinung, die ihnen ihren Rang angewiesen hat, verschieden. — Das zeitige Bewußtseyn eines unverlierbaren Vorzuges vor andern Menschen, giebt allerdings oft einen leeren Dünkel, eine Trägheit und Gleichgültigkeit sich neue Verdienste zu erwerben: aber auch ein gewisses Zutrauen zu sich selbst, das mit dem Muthe, mit dem Ehrgefühle verbunden ist, und das zu Aemtern, die ein weit ausgebreitetes obrigkeitliches Ansehn ertheilen, nothwendig erfordert wird.

Das, wodurch sich der Adel unterscheidet, oder wozu, wie es nach der Erfahrung scheint, mehr Adliche als Bürgerliche gelangen, ist eine gewisse Freyheit und Feinheit der gesellschaftlichen Sitten, kriegerischer Muth, und der Geist, der zum Regieren nothwendig ist. Alle andre Geschäfte sind von Menschen aus den Mittelständen mit Ehre getrieben, alle Künste und Wissenschaften mit Glück angebaut worden: aber es scheint

nicht bloßes Vorurtheil, wenn man bey der Armee, bey den ersten Stellen aller Regierungs-Departements, bey den Gesellschaftern der Souverains, die den Hof ausmachen, der Geburt einen Vorzug einräumt.

Die strengste Subordination ist die erste Tugend einer Armee. Sie wird aufrecht erhalten durch die blinde Verehrung, welche der gemeine Soldat gegen seinen Officier hägt. Und da, besonders in Deutschland, der gemeine Mann gar sehr den Adlichen, den er nicht mehr für seines gleichen hält, über den Bürgerlichen hinwegsetzt, da besonders der Bauer, aus welchem der Soldat wird, schon auf seinem Dorfe den Adlichen als seinen Herrn anzusehn gewohnt ist, dem er in Reihe und Gliedern als seinem Hauptmann gehorchen soll; da es viel darauf ankommt, daß die Officiere eines Corps einander gleich schätzen, um ihr Ansehn über ihre Untergebnen ungekränkt zu erhalten: so ist es für jetzt wenigstens wahrscheinlich, daß die Regimenter, unter deren befehlende Glieder keiner, als der einen schon angebornen Rang hat, aufgenommen wird, der militärischen Vollkommenheit näher kommen.

Die Gabe zu befehlen und Regierungscollegien vorzustehn, ist freylich nicht angeboren:

denn sie ist eigentlich die vollkommenste Kenntniß des Geschäftes, in welchem man andre anführen oder andre brauchen soll. Aber die Art von Würde im Betragen, die dazu nöthig ist, wenn man seine Erhabenheit über viele aufrecht erhalten soll, der Nachdruck oder die Energie im Character, welche macht, daß man leichtern Gehorsam erhält; selbst das äußere Ansehn, welches Ehrfurcht mit Unterwürfigkeit einflößt, ist schwerer zu erlangen, wenn man seine Jugend in der Niedrigkeit, oder doch wenigstens in der Dunkelheit zugebracht hat, und erst spät zu einer gewissen Achtung und zu ansehnlichen Aufträgen unter den Menschen gekommen ist. Der adliche junge Geschäftsmann kommt eher von den subalternen Stellen empor, in welchen der bürgerliche lange schmachtet; und wenn ihm auch sein Amt nur noch einen geringen Rang anweist, so hat er doch in der Gesellschaft einen angebornen, der ihn den Vornehmsten gleich setzt, sobald er artig ist und Verstand hat. Der König irrte sich also nicht, wenn er auch in den Civil-Departements, wo Klugheit und Kenntnisse mehr als Autorität gelten, aber doch Würde mit Klugheit und Kenntnissen verbunden werden muß, zwar dem bürgerlichen Verdienste den Zutritt

nicht zu den dirigirenden Aemtern verschloß, aber, nach der Regel, den Personen von bekannten Nahmen und Geschlechtern den Vorzug gab.

Was dem Adel den Herrscher-Geist giebt, das erleichtert auch seine Bildung zu den Sitten des Hofes. Wenn, von zwey gleich gesitteten Personen, der eine über andre erhaben, der andere vielen unterwürfig ist: so wird der erstre einen edlen und freyen Anstand bekommen, der andre wird sich von Schüchternheit und Zwange schwer los machen können. Man gebe beyden Talente und Witz, und versetze beyde in die Gesellschaft des Monarchen: der erstre wird sich zeigen, wie er ist, und wird gefallen: der andre wird sich zurückhalten, und nicht bemerkt werden, oder durch Anstrengung seine Schüchternheit überwinden wollen, und mißfallen. Immer wird dieser mehr Zeit, mehr Mühe brauchen, um seine Geistesfreyheit wieder zu erlangen. Und wenn ein Mensch solche Perioden oft gehabt hat: so wird eine Falte in sein Aeußeres gelegt, die ihn zum wahren Hofmanne untauglich macht.

Die Fürsten, die ihre Lieblinge oder ihre Gesellschafter aus den niedern Ständen gewählt haben, haben selten gut gewählt. Nicht, daß es

in diesen Ständen keine Personen gebe, die des Umgangs der Fürsten, und der besten, verständigsten Fürsten würdig wären. Aber diese kommen selten in ihre Nähe: sie haben noch seltner Gelegenheit, sich von ihrer schätzbarsten Seite zu zeigen. Der Geringe kann unter Großen anfangs nicht anders, als durch kleine Dienste und durch kleine Vollkommenheiten, emporkommen. Jene setzen selten eine sehr edle Natur voraus: oft verderben sie dieselbe; diese sind eben so selten mit großen Talenten und Tugenden verbunden. Der Fürst kann also nie unter den Besten des Mittelstandes wählen: er kann sich selten durch wahrhaft schätzbare Eigenschaften zur Vorliebe gegen einen derselben hinziehn lassen. Kein Wunder, daß die aus dem Staube gezognen Günstlinge der Könige so oft das Vorurtheil des Standes gerechtfertigt, und den Irrthum von angeborner Niedrigkeit der Gesinnungen bestätiget haben.

Wenn also Friedrich seine Vorliebe für den Adel vornehmlich in der Ausschließung der Unadlichen von den Officierstellen, in ihrer seltnen Beförderung zu den obersten Stellen der bürgerlichen Verwaltung, in einer größern Entfernung derselben von seiner Person, und von sei-

nem Hofe gezeigt hat: so ist in seinen Maßregeln mehr Zusammenhang und Uebereinstimmung, als in seinen Aeußerungen über diesen Gegenstand gewesen. Er wurde durch Vorurtheil und Philosophie auf zwey ganz entgegengesetzte Seiten gezogen. Jenes hatte er nicht genau durchforscht; diese hatte er nicht auf so specielle Sachen angewandt. Es blieb also immer ein großer und harter Abstand zwischen beyden. Und indem er zuweilen die Sprache des einen, zuweilen die Sprache der andern redete: schien er in seinen Meinungen sich zu widersprechen. Aber er fühlte, was er sich nicht deutlich entwickelte, daß in beyden etwas wahres liege. Und dieses Wahre, diesen richtigen Mittelweg traf sein natürlicher gesunder Verstand in der Ausübung, im thätigen Leben, wenn ihn auch sein räsonnirender Verstand in Schriften und Gesprächen verfehlte.

8.

Der Adel und die Großen haben oft den König für parteyisch gegen den Bauernstand gehalten; der Mittelstand hat nicht selten über die ausschließenden Vorrechte geklagt, die er bey seiner Armee, in Absicht auf den Güterbesitz,

und selbst in seiner persönlichen Achtung, bey gleichem Verdienste, dem Adlichen vor dem Bürgerlichen eingeräumt hat; der gemeine Mann hat zwar ihm günstige Gesinnungen zugetraut, aber, da dessen gesetzmäßige Verhältnisse gegen seine Herren wenig geändert worden, das Verfahren des Königs auch mit geringer Zufriedenheit angesehen.

So gleiche Klagen entgegenstehender Parteyen sollten vermuthen lassen, daß der, gegen welchen sie geführt wurden, unparteyisch gewesen sey.

So weit ich die Denkungsart des Königs, in den Thatsachen, die mir von dieser Art bekannt geworden sind, habe verfolgen können: so hatte er zuerst den Grundsatz, oder die Stimmung des Gemüths, welche den meisten denkenden Monarchen schon ihre Lage beybringt: daß sie das Volk, so wie den gemeinen Soldaten, als die letzte Stütze ihrer Macht ansehn, und dieses daher zu gewinnen suchen müssen. Feldherrn kommen noch geschwinder zu dieser Denkungsart, als Monarchen, die in ihren Pallast eingeschlossen sind. Denn jene sehen nicht nur das Volk mehr in der Nähe, sondern sie empfinden auch weit stärker das Bedürfniß, von der Treue

und Liebe desselben versichert zu seyn, und sie werden ihm sogar zuweilen durch empfangne außerordentliche Proben davon verbindlich. Ist der kriegerische König im Frieden Verwalter seiner Staaten, besucht er sie selbst, und geht er in die besondern Zweige der Landes-Oekonomie ein; so hat er noch mehr Gelegenheit, das Elend des Volks zu sehen, oder von der Ergebenheit desselben Beweise zu erhalten.

Aber dieser, Königen so gemeine, Grundsatz führt nicht weiter, als bis zur Affabilität, *) einer liebenswürdigen Eigenschaft der Großen, aber keiner großen Tugend, weil sie sehr leicht, gemeiniglich mehr auf den Lippen, als im Herzen, ist, und einen geringen Einfluß auf deren übriges Verhalten hat.

Unsers Königs Aufmerksamkeit für das Volk, besonders das Landvolk, gieng weiter. Er kannte im Ganzen den Zustand desselben; er wußte, daß seine unmittelbaren Richter diejenigen sind, die von ihm zugleich Gefälle und persönliche Dienste zu fordern haben; daß die höhern Instanzen, zu welchen von seinen Gutsherrn der Bauer appelliren kann, mit Personen ent-

*) Gesprächigkeit, Freundlichkeit in Mienen und Reden, Leichtigkeit sich sprechen zu lassen; dieß alles schließt das Wort Affabilität in sich.

weder aus eben dem Stande, über welchen der klagende Bauer sich beschwert, oder doch aus einem, der mit demselben kein Interesse gemein hat, besetzt sind. Er schloß also, nach der allgemeinen Beschaffenheit des menschlichen Herzens, daß die meisten Gutsherrn die Rechte über ihre Unterthanen zu erweitern suchen, und daß die höhern Magistrats-Personen, welche im Falle des Streits über diese Rechte zu entscheiden haben, wenn sie nicht ganz unparteyisch sind, eher für den Adel, als für den Bauer, parteyisch seyn werden. Er schloß nach den gewöhnlichen Verhältnissen, in der Aufklärung und der Wohlhabenheit eben dieser Stände, daß der Gutsherr viel mehr Mittel in Händen habe, seine Gerechtsame gegen den Bauer zu vertheidigen, oder Anmaßungen gegen ihn durchzusetzen, als dieser, sich beyden zu entziehn. Er hielt es also in der That für seine Pflicht, sich dieser Classe als der hülflosesten doppelt anzunehmen.

Gegen diese Gründe und gegen diese Grundsätze kann, glaube ich, kein vernünftiger und billiger Mann etwas einwenden. Wenn der König also die Klagen der Bauern in seinen Staaten, — auch dieselben Klagen zu wiederholten Mahlen, annahm, und deren Untersuchung ver-

ordnete: so übte er eine Handlung der Menschenliebe aus, die seinem Herzen Ehre macht. Wenn er vor der Untersuchung eher geneigt war, die Klagen der Bauern, als die Ansprüche ihrer Gutsherrn, für gerecht, und die jenen ungünstige Sentenzen seiner Gerichtshöfe für parteyisch zu halten: so handelte er zwar nach Vorurtheil, aber nach dem unschädlichsten, das ein Monarch haben kann, nach dem menschenfreundlichsten, und, wenn ich es sagen darf, auch nach einem nicht ungegründeten.

Aber wenn er auch vor aller Untersuchung entschied, welches doch nur selten geschehn ist, wenn er sogar die Richter, die er für parteyisch hielt, ohne die Sache ergründet zu haben, bestrafte, — welches doch nur ein einziges Mahl geschehen ist; — wenn er überhaupt, welches in der That mehrere Mahle sich ereignete, auch nach wiederholten sorgfältigen Prüfungen der schon abgeurtheilten Rechtssachen zwischen Guts-Herren und Unterthanen, und nach immer neuen Bestätigungen der ersten Entscheidung, doch noch die Klagen der Verurtheilten zuließ; so war er selbst, auf eine für die Ehre seiner Gerichts-Collegien beleidigende, für die Ruhe der Gutsbesitzer und

selbst der Bauerschaften in seinen Ländern nachtheilige, Weise, für diese letztern parteyisch.

Daß diese Begünstigung des Bauernstandes mehr aus Grundsätzen, als aus Empfindung, herrührte, zeigte sich dadurch, daß er nicht gegen jeden andern, der Unterdrückung ausgesetzten, niedrigen Stand, gleiche Gesinnungen äußerte. Gegen den gemeinen Soldaten, besonders im Kriege, war er, wie es fast alle große Feldherrn gewesen sind, gesprächig, freundlich, herablassend bis zum Tone der Vertraulichkeit. Aber weil er eine strenge Kriegszucht und den uneingeschränktesten Gehorsam der Untern gegen ihre Obern für ein wesentliches Erforderniß einer guten Armee hielt, so schützte er nicht immer den gemeinen Soldaten, im Frieden, gegen die Härte, selbst gegen die Grausamkeit seiner Befehlshaber. Aber gegen deren Eigennutz schützte er ihn. Er ließ zuweilen zu, daß er ungerecht behandelt wurde, aber nie, daß ihm etwas von dem ihm Gebührenden entzogen wurde. — Vielleicht folgte er hierin nicht bloß der Kenntniß des Kriegsdienstes, sondern auch einer richtigen Kenntniß des gemeinen Mannes, besonders in seinen Staaten. Vielleicht urtheilte er ganz richtig, daß der Soldat, so wie er im Durchschnitt in

unsern Armeen anzunehmen ist, eine rauhe Behandlung verträgt und zuweilen erfordert, aber durch Beeinträchtigung seines kleinen Einkommens unfehlbar erbittert wird.

Was aber auch der Grund und die Beschaffenheit seiner Nachsicht für den Bauernstand, und seiner Wachsamkeit ihn nicht unterdrücken zu lassen, gewesen seyn mag: so hat er sich doch nicht dadurch zu despotischen Eingriffen in das Eigenthums-Recht der Gutsherrn, und in gewaltsame Aufhebung des eingeführten Verhältnisses zwischen Guthsherrn und Unterthanen bewegen lassen. Wie weit hier der Fürst gehen dürfe, und wie weit es gut sey, daß er gehe; in wie weit die Eigenthums-Rechte über die allgemeinen Menschenrechte, wenn sie durch jene eingeschränkt werden, triumphiren dürfen; und bey welcher Gränze diese, ohne Rücksicht auf jene, wiedergefordert werden können: diese Frage, in Beziehung auf die Unterthänigkeit des Landmanns in den Preußischen Staaten, ist zu delicat, und würde mich von meinem Gegenstande zu weit abführen. Aber so viel gehört hieher, und das ist gewiß: daß der König von der Gränze, wo der Plan, den gemeinen Bauern zu erleichtern, anfängt, in eine Beraubung seiner Her-

ren auszuarten, weit entfernt stehen geblieben, daß seine Mittel, wenn sie auch zu Klagen des Adels oft Anlaß gegeben, doch im Ganzen sehr gelind gewesen sind, und mehr die Abschaffung augenscheinlicher Bedrückungen, als die Aufhebung der Dienstbarkeit, zur Absicht gehabt haben.

Einer Tugend des Königs, die sich bey Gelegenheit dieser Streitigkeiten zwischen Adel und Bauern, vorzüglich, — aber auch sonst noch oft gezeigt hat, muß ich noch insbesondre erwähnen: ich meine, der außerordentlichen Geduld, mit welcher er Klagen, und wiederholte Klagen, von einfältigen, oft dummdreisten, oft schikanirenden Leuten anhörte, — beantwortete, und zum Gegenstande seiner Aufmerksamkeit und Verfügungen machte.

Sie hängt mit derjenigen Tugend, — sey es der Geduld, der Menschenliebe, der Arbeitsamkeit und Ordnung, oder der Popularität, — zusammen, welche machte, daß er fast alle empfangenen Briefe ohne Ausnahme, auch die unbescheidnen oder Inhaltslosen, beantwortete.

Wahr ist es, daß jene Klagen und deren Beantwortung ihm nur Augenblicke, seinen Ministern, Gerichts-Collegien und Kammern aber oft mehrere verlorne Tage kosteten. Aber doch

auch diese augenblickliche, besonders oft wiederkommende Beschäftigung mit einförmigen und klein scheinenden Sachen, würde jeden andern Großen, besonders einen von so lebhaftem Geiste, der mit so großen oder so angenehmen Gegenständen seine Zeit auszufüllen wüßte, unwillig gemacht haben. Es ist eine Art von gemeinem Stolze der Höhern, — von welcher der König frey war: den Werth des Anliegens andrer nach dem Maßstabe seiner eignen Größe zu messen.

Geschah aber dieses nun von Friedrich aus dem festen Vorsatze seine Pflicht zu thun, und aus der Ueberzeugung, daß jene Geduld zu den Regentenpflichten gehöre?

Zum Theil war es dieß gewiß. Er glaubte, daß man der Einfalt des gemeinen Mannes sehr vieles zu gute halten müsse; und daß, sie zu ertragen, das einzige Mittel sey, die Verfahrungsweise seiner Räthe und Beamten zu erfahren.

Zum Theil war es eine Art und Ausübung derjenigen Beharrlichkeit und Regelmäßigkeit, die ihm in den Geschäften, und zuletzt sogar in seinen Unterhaltungen, zur Gewohnheit geworden war, und bey welcher ihm auch Wiederholun-

gen nicht lästig wurden, wenn sie ihn nur beschäftigten.

Es sey der Bewegungsgrund, welcher er wolle, diese Herablassung zu Leuten, die an Stand oder Einsichten weit unter uns sind, ist, als Eigenschaft des Geistes, eine sehr schätzbare Eigenschaft. Nichts ist, wodurch sich Männer, die mehr Eitelkeit als wahre Größe haben, mehr zu erheben glauben, als wenn sie alles, was unwichtig scheint, von sich abweisen. Dagegen weiß die wahre Erhabenheit, welcher die Herablassung nicht schwer wird, und weniger für ihre Ehre gefährlich scheint, das Kleine neben das Große zu setzen, und sich mit jedem zu seiner Zeit und an seinem Orte abzugeben.

Ich muß noch eines Umstandes bey dieser Nachsicht des Königs gegen unbescheidne Bitten, oder ungestüme Klagen erwähnen, welche sein richtiges Gefühl oder seine gute Beurtheilungskraft beweist. Jene Willfährigkeit war weit größer, wenn diese Bitten oder Klagen von ganzen Gemeinden, als wenn sie von einzelnen Personen kamen. In derselben Rechtssache von einer Dorfgemeinde mehrmahls belästiget zu werden, ließ er sich gefallen: und er hielt es für billig, wiederholte Untersuchungen derselben zu

veranstalten. Aber die Bittschriften einzelner wieß er auch oft ohne Umschweife, zuweilen mit Härte ab.

Der Grundsatz, welchen er hier zu befolgen schien, war dieser. Eine ganze Gemeinde wird selten anders, als durch wirkliche Beschwerden, zu gemeinschaftlichen Klagen vereinigt, oder ist sie von ihren Anführern irre geführt, so verdient die Schwäche und Unwissenheit des größern Theils Schonung. Und wahr ist es: daß ein König, welcher dieser Präsumtion folgt, — zwar wohl zuweilen den Gerichten unnöthige Arbeiten verursachen, aber doch Ungerechtigkeit am sichersten verhüten, und die Liebe seiner geringern Unterthanen erhalten wird.

9.

Die Nachsicht, und die mitleidige Fürsorge, die er für den Bauern hatte, und der Vorzug, den er dem Adel einräumte, standen beyde mit einander im Verhältnisse, und flossen aus einer Quelle.

Der Bauer war nur als Stand, der Edelmann als Individuum bey ihm angesehn. Jener Stand gab ihm seine Soldaten, dieser seine Officiere. Beyde gehörten näher zu ihm, als

Haupt der Armee. Der Bürger war ihm nur insofern wichtig, als er reich, — oder als er unternehmend und fleißig war. Jene sahe er zugleich als Werkzeuge und als Gegenstände seiner Regierung, diese nur in dem letztern Lichte an. Das Wohl jener Classen, glaubte er, durch besondre Aufsicht über ihre Lage, und ihre Schicksale, und zuweilen durch außerordentlichen Beystand, das Wohl dieser nur durch allgemeine Anordnungen besorgen zu müssen.

10.

Nichts aufzuschieben, ist eine vortreffliche Methode, viel in kurzer Zeit zu thun? Aber wer ist der aufschiebende Mensch? Und wie unterscheidet sich diese besondre Gattung der Trägen? Es sind diejenigen, welche nicht leicht aus dem einen Zustande in einen neuen überzugehen wissen, welchen jeder erste Anfang einer Sache, jede Aenderung ihrer Beschäftigung, wie ihrer Umstände, etwas kostet. Dann sind es die mit sich Unzufriednen, welche den guten Augenblick abwarten wollen. Ferner die, welche ihrem Vergnügen ergeben, sich nicht wollen darin stören lassen. Endlich die Zerstreuten, welche die Sachen vergessen.

Der König war keines von allen diesen. Immer bereit anzufangen und aufzuhören, so wie die Vernunft und die Umstände das eine oder das andre erheischten, nicht einer aufgezogenen Uhr ähnlich, sondern freyhandelnd, wie ein Mann und ein wahrhafter König, bestimmte und wählte er, was er in jedem Augenblicke thun wollte. Er war überdieß Herr über seine Talente, wie über seinen Willen, und seine Fähigkeit oder Aufgelegtheit zu diesen oder jenen Arbeiten hing nicht von der Witterung, von der Stunde des Tages, oder von seiner Verdauung ab. — Er lebte eingezogen und von zerstreuenden Vergnügungen entfernt. Die Geschäfte selbst gehörten zu den Abwechselungen, welche zu seiner Unterhaltung nothwendig geworden waren, und durch welche ihm die davon abstechenden Arbeiten der militärischen Uebungen, und des Studierens anziehender wurden. Endlich war sein Gedächtniß getreu, wo irgend ein Interesse ihm den Gegenstand wichtig machte.

Ueberhaupt, wenn die Geschäfte des Regenten durch Gleichförmigkeit ermüden: so reizen sie auch die Neubegierde, weil sie ihm immer von Personen und Vorfällen Nachrichten zuführen, die entweder durch sich, oder in ihrer Be-

ziehung auf seine Person und sein Amt oder wenigstens in ihrem Zusammenhange, als Gemählde der Welt, bedeutend sind. Ein philosophischer König wird auch schon deßwegen ein beßrer König seyn, weil für den, welcher der Natur der Dinge in der Geschichte und in den Wissenschaften aus eigner Neigung nachspürt, nichts ganz gleichgültig ist, was ihm diese Natur in ihrer gegenwärtigen Gestalt darlegt. Und hiedurch wird ihm ohne Zweifel sein eigner Beruf werther, der ihn, wenn er ihn selbst treibt, das Schauspiel des menschlichen Lebens, der Sitten, der Leidenschaften, der Glückseligkeit und des Elendes auf einem größern Raume, und in einer ununterbrochnern Folge überschauen läßt, als dasselbe von irgend einem andern Erdenbewohner gesehen werden kann.

11.

Friedrich selbst, wenn er seine Regierung jetzt übersähe und beurtheilte, würde unparteyisch und groß genug denken, um zu gestehn, daß er sich in der Wahl seiner Leute, der Personen, die er zu wichtigen Aufträgen bestimmte, oder zu hohen Posten berief, zuweilen sehr geirret habe; daß er sich sogar bey einigen durch unbe-

deutende Gründe, durch einseitige Vorzüge, oder durch Empfehlungen, die kein Zutrauen verdienten, habe bestimmen lassen.

Gewiß war der Mensch, welchen er selbst hatte kennen lernen, von der Seite wirklich empfehlungswerth, von welcher er ihn schätzte. Das, was er an den Menschen achtete und liebte, war wirklich das Gute, — promter Verstand, Fleiß, Beobachtungsgeist, oder Redlichkeit. Aber er schloß oft aus einer Eigenschaft zu viel. Er beurtheilte oft den ganzen Menschen, nach einer einzelnen Handlung, oder nach einem Worte, die ihm zufällig von ihm bekannt geworden waren.

Ein König ist zwar oft in der traurigen Verlegenheit, nur zwischen zwey gleich mißlichen Parteyen wählen zu können: entweder mit den Augen andrer zu sehen, und die Personen, mit welchen er erledigte Aemter besetzen will, bloß aus Berichten zu kennen; oder, wenn er sich auf Empfehlungen nicht verläßt, sie, wie den Löwen aus den Klauen, nur aus solchen abgerissenen und mangelhaften Datis zu beurtheilen, als ihm, bey seiner Entfernung von ihnen, der Zufall oder ihr günstiges Geschick hat zuführen können. Welches soll er vorziehn? Denen trauen,

welche den Menschen genau zu kennen im Stande sind, aber den Willen haben können, die Schilderung zu verfälschen, — oder sich selbst, der ihn weniger kennt, aber unparteyischer urtheilt? Ein Glück ist es, wenn die Aeußerungen, welche dem Monarchen von dem Menschen, die er brauchen will, bekannt werden, gerade solche Charakterzüge sind, dergleichen es auch unter kleinen Handlungen giebt, die, weil sie mit der ganzen Beschaffenheit des Kopfes und Herzens in Verbindung stehen, auch auf dieselbe richtig schließen lassen.

Eine Art von Divinationsgabe ist also allen Königen, die selbst regieren wollen, nöthig. Sie müssen glücklich errathen, was sie gründlich zu wissen, ganz unvermögend sind. Ich sehe diese, so zu sagen, als die feinste Blume der Urtheilskraft an. Und wirklich glänzt sie unter den übrigen Verstandesgaben Friedrichs hervor. Er verstand, wenn es irgend jemand verstand, sich das Bild eines ganzen Menschen nach einem einzigen Zuge, den er von ihm gesehen hatte, mit ziemlicher Richtigkeit zu entwerfen. Er unterschied durch ein richtiges Gefühl den Punkt in den Reden und Handlungen andrer, der charakteristisch ist, und über ihre Fähigkeiten und

Neigungen im Ganzen urtheilen läßt, von den gleichgültigen Nebensachen, die nichts bedeuten, oder in der Beurtheilung irre führen.

Aber unmöglich kann doch auch das Errathen des noch so weit sehenden Mannes immer zuverlässig seyn. Es werden immer Fälle vorkommen, wo die Merkmahle, welche gewöhnlicher Weise auf gewisse Eigenschaften des Geistes oder Charakters schließen lassen, dieselben nicht anzeigen. Und es muß der menschlichen Schwachheit, auch bey den größten Männern, und auf dem Throne, so viel Nachsicht zugestanden werden, daß das mit den Jahren und dem guten Erfolge wachsende Zutrauen zu sich, diese Männer schneller in ihrem Urtheile, und eben deßwegen dem Irrthume mehr unterworfen macht.

12.

„Es ist eine andre Art von Verstand, sagt d'Argenson *), welche zu den Wissenschaften, eine andre, welche zur Staats-Verwaltung gehört.“ Der Gesichtspunkt, in welchem er dieß sagt, ist eingeschränkter, als die Wahrheit des Satzes selbst. Es ist unstreitig, daß das geschäftige Leben andre Fähigkeiten, andre Vor-

*) In den Loisirs d'un Ministre.

übungen erfordert, als das contemplative. Und der Unterschied wächst mit dem Umfange und der Mennichfaltigkeit der Geschäfte. Allgemeine Ideen zu zergliedern und zu verbinden, ist eine andre Beschäftigung des Geistes, als einzelne Dinge zu beobachten und zu beurtheilen. Die Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt ist sehr verschieden von der praktischen Menschenkenntniß; und die Empfindungsgabe, welche zu Auflösungen wissenschaftlicher Probleme führt, ist nicht einerley mit der Gewandtheit des Geistes, welche in Verlegenheiten des Krieges oder der Unterhandlungen schnell die Hülfsmittel entdeckt.

Aber das war es nicht eigentlich, was d'Argenson sagen wollte. Er sah nur auf eine besondre Art der Klugheit, die der Administrator in Staaten, deren Regierungsform, wie die ehemahlige Französische, weniger durch Gesetze bestimmt, als durch Gewohnheiten, Rechte der verschiednen Corporum *) und durch Formalitäten eingeschränkt wird, nöthig hat, um die Autori-

*) Weder das Wort Gemeinheit, noch die von Herrn Campe vorgeschlagenen Wörter Gesammtheit und Gesellschaft erschöpfen die beyden in Corpus liegenden Begriffe, — Verbindung mehrerer zu einem bestimmten Zwecke und Organisation dieser Verbindung. Die evangelische Geistlichkeit kann mit Recht ein Cor-

tät mit der Beobachtung dieser Formen zu verbinden. — Er macht noch dadurch auf zwey Punkte aufmerksam, welche die Regierung, so wie den Charakter der Könige, sehr schildern, und durch deren Entwickelung auch unsers Königs Charakter und Regierung ins Licht gesetzt werden kann: erstlich, wie er sich in Absicht der Hindernisse verhalten habe, welche wirkliche Rechte, oder bloße Gewohnheiten, und herrschende Meinungen der verschiednen Classen, Stände und Corporum seiner Unterthanen, seinen Reformen, oder seinen Unternehmungen in den Weg legten; zum andern, wie er den Formalitäten, welche dem Leben der Regenten und ihren Geschäften, mehr, wie dem Leben und den Geschäften aller andern Menschen, ankleben, und beschwerlich fallen, entweder mit Anstand habe genugzuthun gewußt, oder mit Muth habe trotzen können? In einer kleinern Sphäre, auch im gesellschaftlichen Umgange, charakterisirt sich der Mensch durch die geschickte Beobachtung oder durch die Vernachläßigung der Formalitä-

pus, nicht füglich eine Gemeinheit oder Gesammtheit genannt werden. Man hat daher lieber das lateinische Wort beybehalten, als ein deutsches, aber dem dadurch auszudrückenden Begriffe nicht entsprechendes an dessen Stelle setzen wollen.

ten. Der eine Mensch gefällt, weil er alle conventionelle Regeln der Höflichkeit, auf eine ihm wohlstehende und geschm[illegible]e Weise, beobachtet, ohne doch darüb[illegible]ichtigern Pflichten des Umgangs oder de[illegible]reundschaft zu versäumen. Der andre erwirbt sich Achtung und Liebe, ob er sich gleich über diese Regeln hinwegsetzt, wenn er durch die Offenheit und Simplicität seines Charakters, oder durch das Reichhaltige seiner Gespräche, oder durch die reellen Dienste, die er zu leisten im Stande ist, diese Dreistigkeit wieder gut macht, indem er zugleich die Motive derselben sehen läßt. Dieser letztre, wenn er mit vorzüglichen gesellschaftlichen Tugenden auch Ansehn genug in der Gesellschaft verbindet, um seinem Beyspiele Nachahmer zu verschaffen, kann selbst Reformator derselben werden, indem er den Zwang der falschen Politesse vermindert, und die Ausdrücke der wahren einfacher und kürzer macht. Niemahls aber wird derjenige, dessen ganze Aufmerksamkeit mit diesen Kleinigkeiten beschäftigt ist, und der ein großes Verdienst darein setzt, sie pünktlich zu beobachten, ein Mann von großem Geiste seyn, noch wird er wichtige Beyträge zum Nutzen oder zum Vergnügen der Gesellschaft liefern.

Zum ersten Punkte.

Ich nehme einen Monarchen an, der das Gute thun, und nützliche Verbesserungen in seinen Ländern machen will.

Dieser kann zweyerley Hindernisse finden, die ihn in seinen Reformen einschränken.

Erstlich. Die ausgemachten und deutlich bestimmten Gesetze der Verfassung, nach welchen dem Landesherrn nur ein gewisser Theil der Macht zugestanden, und ihm gewisse Bedingungen vorgeschrieben sind, unter welchen allein es ihm freysteht sie auszuüben.

Zweytens. Die Gewohnheits-Rechte, die, ohne je von der ganzen Nation anerkannt, und durch feyerliche Verträge zwischen ihr und dem Souverain bestätiget worden zu seyn, durch langen unbestrittnen Gebrauch, ganzen Ständen oder besondern Corporibus seiner Unterthanen zukommen. Von dieser Art waren die Rechte der Parlamenter in Frankreich, die Rechte gewisser adlichen Classen am Hofe.

Drittens. Die Meinungen und die Leidenschaften, die in der ganzen Nation, oder unter ihrem größern und geringern Theile, oder in be-

sondern Classen von ihr, z. B. dem Adel oder der Geistlichkeit, herrschend sind.

Die Gerechtigkeit verlangt, daß der Souverain die eigentlichen Rechte seiner Unterthanen, oder die mit seinem Volke eingegangenen Verträge heilig halte.

Die Gewohnheits-Rechte der Corporum sind oft alte durch die Zeit geheiligte Mißbräuche, und Anmaßungen, nicht durch Ueberlegung, sondern durch das Ohngefähr entstanden, nicht durch einen wirklichen Vertrag bestätigt, sondern nur durch die lange Nachsicht.

Hier tritt eine Collision der Pflichten ein. Insofern solche Gewohnheiten, durch ununterbrochnen Gebrauch, die stillschweigende Einwilligung des Souverains und des Volks erhalten haben; insofern sich die ganze Verfassung, der Gang der Geschäfte, selbst der Charakter der Menschen, nach solchen Gewohnheiten gemodelt hat: insofern nähern sich dieselben der Natur der Constitutions-Rechte, und nach dem Maße wird es zur Gerechtigkeit gehören, sie zu achten.

Insofern diese Gewohnheiten wirkliche Mißbräuche sind, und dem allgemeinen Besten im Wege stehen, insofern sie bloß einzelne Theile des Staats zum Nachtheil des Ganzen begünsti-

gen, oder nur den Vorstellungen und dem Charakter einer Classe angemessen, den National-Begriffen aber, und dem National-Charakter entgegen sind: insofern wird es die Regentpflicht, die das allgemeine Beste aufs möglichste zu befördern befiehlt, verlangen, an der Abschaffung oder Einschränkung solcher Gewohnheiten zu arbeiten, oder trotz derselben, gemeinnützige Einrichtungen, die denselben zuwider sind, durchzusetzen.

Insofern endlich solche Gewohnheiten, sie mögen nun erschlichen oder dem Staate schädlich und den nöthigen Verbesserungen hinderlich seyn, bey denen, welche dadurch Vortheile erhalten, eine lebhafte Anhänglichkeit erregt haben, und von mächtigen Ständen als ein schätzbares Eigenthum, oder von der Nation selbst als ein Bollwerk gegen die willkührliche Gewalt des Regenten, geliebt und vertheidigt werden: insofern ist es Pflicht der Klugheit sie zu schonen, und entweder, wenn die Uebel, welche sie nach sich ziehn, oder die Güter, welche sie hindern, nicht sehr erheblich sind, ganz unangetastet zu lassen, oder, wenn sie mit dem Wohl des Staats und den Absichten einer guten Administration durch-

aus nicht bestehen können, nur nach und nach, und mit Behutsamkeit zu entkräften.

Religiöse und politische Meinungen, die in dem ganzen Volke oder bey zahlreichen und mächtigen Classen desselben herrschen, sind mit jenen Gewohnheits-Rechten in gleichem Falle: und dieß um desto mehr, je größer, ausgebreiteter und mit der Verfassung des Staats oder dem Charakter der Nation mehr zusammenhängend die Anhänglichkeit an solche Meinungen ist. Es wird ebenfalls das eine Mahl das Recht durchaus erheischen, diese Meinungen zu schonen, das andre Mahl das gemeine Beste verlangen, denselben entgegen zu arbeiten und sie aus den Gemüthern nach und nach auszurotten, das dritte Mahl die Klugheit und die Sorge für die öffentliche Ruhe anrathen, an ihrer Bestreitung nur langsam und behutsam zu arbeiten.

Der Collisions-Fälle kommen weniger in einem Reiche vor, dessen Verfassung ganz genau durch Gesetze bestimmt ist. Und es ist eine solche Bestimmung unstreitig ein großes Glück für eine Nation, wenn die Verfassung weise, das größte Hinderniß aller Verbesserungen, wenn die Verfassung fehlerhaft ist; in beyden Fällen eine große Erleichterung für die Regierung. Wo die Gerech-

tigkeit nur strenge Gesetze zu beobachten hat, da hat die Klugheit wenig zu berathschlagen: und das Gewissen hat weniger zu verantworten.

Aber in den meisten Monarchien Europens ist eine entgegengesetzte Lage der Dinge. Der Monarch ist entweder bloß durch die Sitten, durch die unbestimmten Vorrechte des Adels, durch die in der Militär- und Civil-Verwaltung eingeführte Verfahrungsart, durch die Beyspiele seiner Vorfahren, eingeschränkt: oder wenn auch gewisse Corpora, Versammlungen, Individuen gesetzlich an der Regierung Theil nehmen: so sind doch die Gränzen ihrer Gewalt unbestimmt und unbefestigt, und der Monarch kann, nachdem er mehr oder weniger Geschicklichkeit, Muth oder Zutrauen bey der Nation hat, sich von den ihm angelegten Fesseln mehr oder weniger losmachen.

Hier in solchen Reichen sind nun zwey Abwege zu vermeiden. Der eine ist der Abweg, den die trägen, die den Vorurtheilen selbst ergebnen, die in der Macht nur die Pracht oder das Vergnügen liebenden Monarchen wählen: das ist der, alles beym Alten zu lassen, was auch augenscheinlich einer Verbesserung bedürfte; sich bloß durch die Gewohnheit regieren zu lassen,

und wenn die gesunde Vernunft anfängt, derselben schnurstracks zu widersprechen, jedem herrschenden Vorurtheile, besonders dem der höhern Stände, beyzutreten. — Das andre ist der Abweg, welchen die thätigen, die ehrgeitzigen, die despotischgesinnten oder die für Verbesserungen enthusiastischen Fürsten einzuschlagen versucht werden: der, die Rechte seiner Unterthanen vermeinten Verbesserungen aufzuopfern, seine Entwürfe mit offenbarer Vernachlässigung oder Verletzung der gewohnten Formen, bey allem Widerspruche der dabey Interessirten, durchzusetzen, die herrschenden Meinungen des Volks gerade zu durch schnelle und eigenmächtige Veränderungen zu beleidigen.

Die, welche den letztern Weg einschlagen, streben entweder bloß nach dem Despotismus, unter dem Vorwande des gemeinen Besten: oder sie suchen wirklich das gemeine Beste, wenigstens das nach ihren Vorstellungen Gute, mit Ungestüm und Uebereilung.

Die ersten, (deren die Geschichte sehr viele aufweiset) verletzen gemeiniglich die wahren Rechte ihrer Unterthanen, so wie sie ihre Gewohnheiten und Meinungen beleidigen; denn wenn bloß Ehrgeitz und Herrschsucht ihnen den

Muth einflößt, die letztern zu bestreiten: so bleiben diese Leidenschaften schwerlich bey den Gränzen stehn, in welche die Gerechtigkeit sie einschließt. Diese despotische Verachtung aller Regeln und Einschränkungen, die Herkommen und Gewohnheiten ihrer Herrschaft setzten, hat alle die Folgen, welche von der willkührlichen Gewalt, wenn sie in einem Staate eingeführt ist, herkommen. Sie vernichtet den Patriotismus der Bürger, welche keinen Antheil an dem Wohle des Staats nehmen, weil sie von der Verwaltung des Staats gänzlich ausgeschlossen werden. Sie macht das Glück des Landes ganz von dem Charakter, den Fähigkeiten, den Launen jedes Regenten abhängig: welches, bey der gewöhnlichen Proportion der in der Succession der Regenten vorzüglichen Menschen zu den in jeder Familie gemeinen oder schlechten, öfter eine schlechte Verwaltung, als eine gute, hoffen läßt. Sie vertauscht höchstens ein Uebel, Einschränkungen des Fürsten, entstanden durch bloßen Zufall, durch die Anmaßungen, oder die Vorurtheile seiner Unterthanen, mit einem andern Uebel, mit der gränzenlosen Gewalt eines Einzigen.

Aber auch die gewaltthätigen Fürsten der bessern Art, die, welche, wie Joseph der zweyte,

indem sie gewisse Schranken durchbrechen, die sie eben so wohl hinderten, Böses als Gutes zu thun, die Absicht haben, die Religionsfreyheit und die Aufklärung zu befördern, die Unterdrückung des gemeinen Mannes zu erleichtern, oder die Rechtspflege kürzer und gleicher zu machen: auch diese sind dennoch auf einem wirklichen Abwege. Es giebt Reformen dieser Art, die nur in so fern wahre Verbesserungen sind, als sie freywillig angenommen werden, d. h. insofern die Vorurtheile der Unterthanen wirklich gehoben, ihre Meinungen geändert, ihre Begriffe geläutert sind. Von dieser Art sind die Religionsverbesserungen. Die Gebräuche oder den Unterricht der Religion zu verändern, ehe die Ueberzeugung der Glieder der Kirche geändert worden ist, ist eine wahre Intoleranz: so einleuchtend es auch aufgeklärten Gottesverehrern seyn mag, daß die neue Gestalt des Gottesdienstes die bessere sey. — Zum andern ist die Erbitterung des Volks, die aus solchen plötzlichen Reformen entsteht, wenn die Gemüther nicht dazu vorbereitet sind, gemeiniglich ein größeres Uebel, als dasjenige, welchem die Reform abhelfen soll. Endlich gränzt hier auch das Uebliche so nahe an Recht, und die Pflicht der Scho-

nung so nahe an die Pflicht der Gerechtigkeit: daß derjenige Regent, welcher auf die eingewurzelten Meinungen, und ehrwürdig gewordnen Gewohnheiten seiner Völker nicht Rücksicht nimmt, schwerlich sich immer enthalten wird, auch in ihre Rechte und in ihr Eigenthum, wenn sie großen oder sehr edel scheinenden Absichten im Wege stehn, Eingriffe zu thun. Das ist zum Beyspiele mit den Erleichterungen der Fall, welche ein Regent dem unterdrückten gemeinen Haufen verschaffen will, bey welchen der Höhere, der bisher strenge und vielleicht despotisch geherrscht hat, immer etwas leidet, und bey welchen, wenn diese Erleichterungen schnell und groß seyn sollen, er nothwendig von seinem Eigenthume, oder von Rechten, die er für so sicher, als sein Eigenthum gehalten hat, verlieret.

Es sind nun zwey Wege, wie ein Regent, der einen bessern Zustand der Dinge in den oben genannten Stücken in seinem Staate einführen will, und durch Herkommen, Formen und Meinungen, die in der Verwaltung und bey den Gliedern des Staats herrschen, gehindert wird, auf sein Ziel, trotz dieser Hindernisse, los gehen kann.

Die vortrefflichste, eines Beherrschers vernünftiger Wesen würdigste, und der Güte eines solchen Endzwecks angemessene Methode, die eigentlich allein das Gute wirklich stiftet, welches die Reform anzeigt, ist die, zuerst auf die Opinion, und durch diese auf die Verfassung zu wirken; das Volk zuvor zu belehren, zu überzeugen, ehe man in seinem weltlichen oder kirchlichen Zustande etwas ändert, zu machen, daß die dabey interessirten Stände die neue Anordnung selbst als die bessere anerkennen, und dazu ihre Einwilligung geben und mitwirken. Diese Methode ist unstreitig die langsamere, die schwerere, und, man kann es nicht leugnen, oft durchaus unmöglich. So wie Kinder, nach der Regel, keine Worte lernen sollen, ehe sie die Begriffe davon fassen können, und keine Befehle bekommen sollen, deren Nutzen ihnen nicht gezeigt werden kann: zuweilen doch aber durchaus, wenn nicht ihr Fortgang in Kenntnissen und Sittlichkeit zu sehr aufgehalten werden soll, Nahmen ins Gedächtniß fassen und gewisse Handlungsweisen sich zur Gewohnheit machen müssen, von welchen sie ganz gewiß, bey heranwachsendem Alter, von selbst den Sinn und die Zweckmäßigkeit einsehen werden: so muß der Regent eben-

falls, nach der Regel, die Einsicht bey seinem Volke vor der Reform, die auf diese Einsicht gebaut ist, vorangehn lassen: aber zuweilen kann die Größe des Gutes, die Unfähigkeit ei-
ner bessern Volksbelehrung bey der bisherigen Verfassung der Dinge, die gewisse Voraus-
sehung, daß der Beyfall des Volks bey dem wirklichen Gebrauche der neuen so unwillig an-
genommenen Sachen erfolgen werde: dieß, sa-
ge ich, kann einen über seine Nation oder dessen größern Theil erhabnen Regenten berechtigen, auch Mißbräuche abzuschaffen, ehe die Irrthü-
mer abgelegt worden sind, worauf sie sich grün-
den, und im Bürgerlichen und Geistlichen bes-
sere Formen vorzuschreiben, als die noch herr-
schenden Ideen erlauben. Hier ist es, wo Weis-
heit und Tugend des Regenten vorzüglich nöthig ist, — Tugend, damit ihn nicht der Ehrgeitz und die Herrschsucht täusche und ihm als das Beste des Volks vorspiegle, was bloß Bestes sei-
nes Hauses, Interesse seiner Hoheit, oder sei-
nes Schatzes ist, — Weisheit, damit er den Werth der Reform, welche er vorhat, die Denkungsart seines Volks, die Stärke seiner Vorurtheile, die Wirksamkeit der Mittel zur Belehrung des-
selben richtig beurtheilte, und durch Abwägung

des Bösen, welchem er nicht ausweichen kann, mit dem Guten, welches er befördern will, den Ausschlag der Entscheidung dahin gebe, wo der Ausschlag der überwiegenden Vortheile ist.

Ein zweyter, mehr künstlicher, nicht so edler, mit der List verwandter Weg, ähnliche Absichten bey ähnlichen Schwierigkeiten zu verfolgen, ist der, welchen d'Argenson vorschlägt, und welchen viele Staatskünstler, so wie er, für das Meisterstück von Regentenklugheit ansehn. Das ist der: die Formen zu behalten, und die wirkliche Gewalt sich zu versichern; seine Entwürfe durchzutreiben, und doch den Schein zu behaupten, als wenn nichts sey geändert worden, unter alten Benennungen und Gebräuchen neue willkührliche Einrichtungen zu verstecken. Diese Verbindung dee Autorität mit den Formen ist in keinem Reiche der Welt so künstlich gewesen, als bisher in Frankreich: wie dann in keinem der Streit zwischen beyden so mannigfaltig und so auffallend gewesen ist. Unbestimmte, unbewiesene und doch zugleich unbestrittne Rechte der Parlementer, der Provinzen, des Adels stießen sich immer mit den, nach eben so sichern und eben so schwankenden Gründen unumschränkten, Rechten des Königs. Aber was aus diesem

so lange Jahre fortdauernden, so unnatürlichen Kampfe, nachdem alle Künste der Feinheit, welche d'Argenson empfiehlt, um ihn beyzulegen, von den Staats-Ministern Frankreichs erschöpft worden, endlich erfolgt sey, hat die Geschichte unsrer Tage gelehrt. Die Revolution, deren endlicher Ausgang noch so entfernt und ungewiß scheint, ist die Explosion der Gährungen, welche aus dem Streite der königlichen Autorität, die nach Erweiterung strebte, aus den Formen und den Gewohnheits-Rechten, welche diese Autorität einschränken wollten, und aus den unter den aufgeklärten Ständen herrschenden Meinungen, die weder mit den Formen der Parlamenter, noch mit den Ansprüchen der Krone übereinstimmten, entstanden.

Will man große Beyspiele von dieser Politik haben, welche das Volk durch die alten Formen täuscht, indem sie die Verfassung im Wesentlichen umändert; so darf man nur alle großen Staats-Revolutionen betrachten, die von oben her sind bewirkt worden, besonders die Geschichte des Uebergangs der Staaten von republikanischer Freyheit zur Alleingewalt eines Einzigen. Alle Geschichtschreiber haben die Feinheit und die Kunst angemerkt, mit welcher August das

Römische Volk zu überreden wußte, in seinen Comitien noch immer Gesetzgeber und Austheiler aller Staatswürden zu seyn, und an seinem Senate den großen Rath der Nation, in seinen Consuln die obersten Magistratspersonen zu haben, ob er gleich eigentlich in seiner Hand die Gewalt aller dieser Versammlungen und obrigkeitlichen Aemter vereiniget hatte.

Aber was ist nun Friedrichs Verhalten in diesem Punkte gewesen? wie hat sich sein Charakter in dieser Rücksicht gezeigt?

Erstlich. Er fand in seinem Staate sehr wenig Formen, Gewohnheiten und Ansprüche, welche seinem unumschränkten Willen Schranken setzten. Die, welche vorhanden gewesen waren, und der äußern Form nach noch bestanden, hatten längst vor seiner Zeit ihre Kraft verloren. — Sein Volk war in allen seinen Ständen zu einem vollkommnen Gehorsam gewöhnt. Er fand kein Corpus mächtig genug, um die Widersetzung desselben fürchten zu dürfen. Weder ein unruhiger Geist der Freyheit, noch der Geist der Faction beherrschte die Nation, welche er zu regieren berufen war. Die Provinz, die er durch das Schwert erworben hatte, unterwarf sich ohne Einschränkung dem Willen ihres Erobrers.

Er hatte also weder große Reitzungen, die ihm so wenig lästigen Schranken seiner Macht noch mehr zu erweitern, noch Veranlassung, diese Politik des scheinbaren Nachgebens gegen die Ansprüche oder die Gewohnheiten gewisser Regierungszweige oder Volksklassen, bey wirklicher Anmaßung der vollen Gewalt, zu üben. Aber er war auch eben deswegen weniger in Gefahr, den biedern, militärischen offnen Charakter seiner Person und seiner Regierung durch den öftern Gebrauch solcher Kunstgriffe zu verderben.

Was indeß, zweytens, von landständischen Rechten, den einzigen, die hierbey in Betrachtung kommen, in seinen alten ererbten Staaten noch übrig war: das ließ er ungekränkt bestehen; und ich weiß selbst von keinem Versuche, den er gemacht hätte, den Zustand der Dinge, welchen er vorfand, noch mehr, zum Vortheil der willkührlichen Gewalt, umzuändern. Ja in den letztern Jahren, da sein Uebergewicht über alle Theile seiner Unterthanen, durch das Gewicht und den Einfluß, den er in Europa erlangt hatte, noch mehr befestigt war, schien er sogar geneigt, der Nation oder ihren Ständen noch mehrere Rechte oder einen größeen Einfluß zuzugestehen. Er fragte sie um Rath in Dingen,

die, da sie zur Gesetzgebung gehörten, von ihm und seinen Ministern allein hätten entschieden werden können; er begünstigte manche Einrichtung, dergleichen die Schlesische Landschaft ist, welche, da sie eine gesetzliche Versammlung eines gewissen Theils der Bürger zuläßt, ihnen gewiß auch dadurch eine neue Gewalt in die Hände giebt.

Was, drittens, die Rechte der Tribunale, und die durch Formen derselben dem Regenten gesetzten Schranken betrifft: so war von der einen Seite auch hier nicht ein Schatten von den Collisionen, welchen die Könige von Frankreich, in ihrem Verhältnisse mit ihren Parlamentern, so mühsam ausweichen mußten, und die sie bald despotisch, bald kleinmüthig entschieden. Indeß erkannte er, daß das Recht unwandelbare Regeln habe, über welche der Regent nicht gebiethen dürfe, und er unterwarf sich also denselben, — solange er nur nicht glaubte, daß persönlicher Eigennutz oder Parteylichkeit sie verletzt hätte. Er hatte in seinen frühern Regierungs-Jahren eine gewisse Scheu vor der Justiz, in deren Geschäfte er, wie er selbst gestand, sich weniger, als in die Geschäfte irgend eines Regierungs-Zweiges, mischen wollte. Was die eigentlichen

bloß formellen und durchs Herkommen geheilig- ten Einschränkungen und Bestimmungen betrifft, welche die Gerichtspflege begleiten, und wodurch zuweilen auch der Regierung Schranken gesetzt werden, so hielt er zwar viele derselben für zwecklos und thöricht: aber doch durchbrach er in einzelnen Fällen jene Schranken nicht, und nur durch die Reformation des ganzen Justiz- wesens suchte er dem Lästigen derselben abzuhel- fen. Doch hiervon wird weiter unten die Rede seyn, wenn ich von seinem Verhalten in Ab- sicht der eigentlichen Formalitäten reden werde.

Es blieb aber bey dem allen noch immer in seinem Volke eine große Macht übrig, seinen Reformen Widerstand zü leisten, nähmlich in den herrschenden Meinungen. In keinem Punkte aber gab es herrschende Meinungen, die von den seinigen abgegangen wären, die er mißbilligte, und die er also umzuändern hätte wünschen kön- nen, als im Punkte der Religion. Und in die- sen war in der That ein weiter Abstand zwischen der kirchlichen Verfassung des Volks, und zwischen den Gesinnungen des Königs. — Aber das Zeitalter des Fanatismus, wo die Völker an ihren religiösen Grundsätzen so fest hingen, daß sie diejenigen, welche sich von denselben entfern-

ten, als ihre Feinde, und selbst ihre Regenten, wenn sie den Glauben an sie verleugneten, für Tyrannen ansahn, — eines Fanatismus, der ihnen zugleich zum Vereinigungspunkte diente, um eine Empörung stiften zu können, und ihnen auch die Energie gab, um sich der Macht und den Armeen ihrer Könige zu widersetzen, — dieses Zeitalter war vorüber. Die orthodoxen Unterthanen Friedrichs des zweyten liebten ihn zwar wegen seiner Freygeisterey weniger, aber sie gehorchten ihm deswegen nicht unwilliger. Sie bewunderten so sehr seine Talente, sie waren von seinem Glücke so geblendet, sie wurden auch selbst von seinen dem Lande erwiesenen Wohlthaten nach und nach so gerührt, daß sie darüber seine Religion vergaßen, seufzten, daß ein so großer König nicht auch ein Christ seyn sollte, zweifelten, ob auch die Nachrichten von seinen freygeisterischen Meinungen wahr wären, und äußerten, wenn glaubwürdige Zeugen dieselben bestätigten, ihre Bekümmerniß oder ihren Unwillen darüber: aber sie blieben deswegen nicht minder treue und gehorsame Unterthanen, führten zum Theil seine Armeen an, saßen in seinen Gerichtshöfen als Chefs derselben, und handelten mit ihm völlig vereinigt,

ob sie gleich ganz anders dachten. Deshalb waren sie auch nicht des Abends bey seinen kleinen Gesellschaften, wo er mit ihm gleichdenkende Freunde suchte, um sich zu vergnügen: aber sie nahmen des Morgens, geehrt von ihm und ihn wieder ehrend, an seiner Regierung und seinem Geschäftleben Theil. Von der andern Seite war Friedrich eben so duldsam, ließ die Verachtung gegen gewisse Lehrsätze der eingeführten Religion, die er innerlich hägte, nie öffentlich merken; war wirklich in seinen Meinungen sehr gemäßigt, wenigstens im Alter, wie sich dieß in seiner Correspondenz an d'Alembert zeigt, und gebrauchte seine Macht nie, seine Grundsätze zu verbreiten. Nur ein Mahl ließ er sich, bey der Streitigkeit über die Einführung des Berliner Gesangbuchs, verleiten, Duldsamkeit mit Spott zu verbinden, eine Mischung von Seiten des Regenten, welche dem Volke weher thut, als selbst die gegen seine Meinungen gerichtete Autorität. Indem der König dem schwärmerischen Theile der Einwohner den Gebrauch ungereimter Lieder verstattete, und ihn selbst gegen sein Ober-Consistorium vertheidigte, und doch zugleich diese Lieder für ungereimt und lächerlich erklärte, erbitterte er gewiß die Anhänger dieses Gesang-

buches mehr, als wenn er den Gebrauch desselben verbothen hätte. Diese gegenseitige Stimmung des Volks und des Königs nahm mit seinen Regierungsjahren zu, und dem alten Freygeiste Friedrich dem zweyten, dem Sieger, dem Eroberer, dem Vater seines Vaterlandes, entzog man nichts weder von seiner Verehrung, noch von seiner Dankbarkeit, um seines Mangels an Religion willen, da man hingegen von dem schon zu Rheinsberg spottenden Kronprinzen sehr viel fürchtete, und den jungen König, der sich zuerst unter den Regenten Europens als einen Nicht-Christen zeigte, wo nicht mit Widerwillen, doch mit höchster Mißbilligung ansah.

Zum zweyten Punkte.

Alle Geschäfte, an welchen mehrere Menschen Theil nehmen, müssen gewisse zuvor verabredete und bestimmte Formen haben. Dadurch werden die Sachen sehr erleichtert. Jeder Theilhabende weiß, was er bey gewissen oft wiederkommenden Gelegenheiten zu thun habe: und kann also seine ganze Aufmerksamkeit und sein Nachdenken auf diejenigen Gegenstände vereinigen, welche, dem gegenwärtigen Falle ganz allein eigen, sich zum

voraus nicht bestimmen ließen, und also die Bestimmung von seinem Verstande erwarten.

Dieß ist die Ursache, warum bey der Verwaltung der öffentlichen Geschäfte mehr Formalitäten vorkommen, als in der von Privatangelegenheiten. Ein Hausvater, der, unter seiner Frau, Kindern und Gesinde, alles nach gewissen zuvor abgemessenen Formen thut, ist ein Pedant. Die Sachen sind zu klein, als daß er nöthig hätte, sein jedesmahliges Nachdenken durch solche Vorausbestimmungen zu erleichtern.

Eine zweyte Ursache, woraus Formalitäten entstehen, ist die Würde der Person, welche in das Geschäft mit eingemischt ist, oder in demselben die Hauptrolle spielt. Alle Würde, alle Autorität wird durch das Feyerliche gehoben. Dieß wird aber dadurch bewirkt, daß sich die Gestalt der Sache oder die Form einer Verhandlung von dem ganz gewöhnlichen Zustande und dem alltäglichen Laufe ähnlicher Dinge merklich unterscheiden. Dieß wird ferner durch Ceremonien und Gebräuche bewirkt, welche entweder durch ihre Schönheit und ihren Schmuck, oder selbst durch etwas Geheimnißvolles, welches sie in sich enthalten, die Augen des Volkes auf sich ziehen und ihm Ehrfurcht gebiethen. Aber

diese Ceremonien mußten zum voraus veranstaltet werden: sie mußten also zum voraus bestimmt seyn. Daraus entstehen Formalitäten. *)

Kein Wunder also, daß an den Höfen der Fürsten und bey den Auftritten, wo sie Eindruck auf das Volk machen wollen, die Formalitäten sich häufen. Sie sind die Personen von der höchsten Würde im Staate, sie haben Ursache, die Kraft ihres Ansehens und der Gesetze durch Gebräuche und Ceremonien, durch welche sie selbst, ihre Handlungen und alles, was sie umgiebt, das Ansehen von etwas Außerordentlichem bekommen, zu unterstützen; und endlich, da die Staaten ewig oder doch von langer Dauer sind, so erhalten jene Gebräuche durch das Alterthum des Herkommens selbst ein höheres Ansehen und eine größere Unverletzbarkeit.

Eine dritte Ursache, aus welcher bey einer Sache oder Angelegenheit Formalitäten entstehen, ist, wenn dieselbe unter mehrerern Menschen im Streit ist; besonders, wenn sie das Ei-

*) Daher sind die Ceremonien in der Religion und im Gottesdienste entstanden: weil man jener dadurch Feyerlichkeit, und durch diese ein Ehrfurcht gebiethendes Ansehen hat geben wollen. Diese Ceremonien haben sich um desto mehr gehäuft, je weniger die Religionslehrer verstanden, auf Geist und Herz des Volks zu wirken. Je weniger in einer Religion von Unterricht und Moral die Rede ist, desto weitläuftiger und künstlicher ist das Ritual.

genthum betrifft. Alsdann traut eine Partey der andern nicht. Beyde wollen also gerne die Verhandlungen, die sie mit einander vornehmen, oder die Verträge, die sie schließen, durch so bestimmte Formeln und Ausdrücke verklauselt haben, daß es keinem Theile möglich seyn soll, Winkelzüge zu machen, oder unter zweydeutigen Worten seinen wahren Sinn zu verstecken.

Allenthalben, wo mißhellige und gegen einander mißtrauische Menschen zusammen kommen, da ist immer mehr Förmlichkeit in ihrem ganzen Betragen, mehr Ceremoniel in ihrem Wohlstande, mehr Steifheit selbst in ihren Höflichkeitsbezeugungen.

Aus diesem gezwungnen Betragen der Mißhelligen entstehen Formalitäten, wenn, nachdem sie in wirklichen Streit mit einander gerathen sind, sie nun ihre Sache unter sich durch Vergleich, oder vor einem Richter ausmachen wollen. Und dieß geschieht ganz besonders, wenn die Sache das Mein und Dein betrifft. Das Eigenthum ist eine willkührliche Einrichtung der Menschen, welche nur in der bürgerlichen Gesellschaft Bestand und Festigkeit hat. Und sie hat deßwegen nur in dieser Festigkeit, weil es von Natur gänzlich unbestimmt ist, welche

Sache, oder welcher Boden diesem oder jenem Menschen angehören. Eben so wenig giebt es natürliche Zeichen, daß ein Mensch sein Eigenthum auf einen andern übergetragen, — daß er es verkauft oder verliehen, und daß er etwas an den andern zu fordern habe. Unendliche Streitigkeiten, und im Naturstande Kriege, müssen aus dieser Unbestimmtheit entstehen. Um ihr abzuhelfen, ist nichts anders zu thun, als daß die Menschen, die in Gesellschaft mit einander leben wollen, willkührliche Zeichen für alle Transactionen, die mit dem Eigenthume vorgehen, erfinden und bey sich einführen. Dieß ist wirklich geschehen: in der bürgerlichen Gesellschaft, durch Gesetze; unter Unabhängigen, dergleichen die Völker gegen einander sind, durch Verträge. Diese Zeichen bestanden anfangs, solange man noch nicht schreiben konnte, in Ceremonien; *) und sind es noch; wenn man nicht schreiben will, oder der Sache mehr Feyerlich-

*) Man erinnere sich der unzähligen Ceremonien, die bey der Römischen Rechtspflege, zur Zeit der Republik, eingeführt waren, und über welche Cicero in seiner Rede pro Muraena spottet. Die Parteyen mußten bald da bald dorthin gehen, oder gewisse Bewegungen mit ihrem Körper machen. Dabey wur, den jedesmahl gewisse Formeln von dem Richter oder von den Parteyen hergesagt.

keit zu geben gedenkt. Aus den Ceremonien sind, nachdem man schreiben gelernt hat, Formalitäten geworden.

Diese dritte Ursache ist es, welche gemacht hat, daß die Formalitäten nirgends mehr Raum gewonnen und ihre Herrschaft länger behauptet haben, als bey den Unterhandlungen der Staaten, und, in der bürgerlichen Gesellschaft, bey der Rechtspflege, — auf Congressen, und in den Gerichtshöfen.

Man erinnere sich, zum Beweise des Ersten, an die Geschichte des Westphälischen Friedens. Wer zürnt nicht auf die Gesandten und auf die Fürsten, welche sie dazu autorisirten, wenn über einen verweigerten oder zugestandnen Titel, über die Frage, wer den andern zuerst besuchen solle, Monate lang unterhandelt und darüber das Friedensgeschäfte bey Seite gesetzt wurde?

Woher kommt es anders, daß Regensburg der rechte Sitz der Formalitäten und eines lästigen Ceremoniels ist, als weil an diesem Orte so viele kleine Fürsten und Staaten, deren Gerechtsame nicht völlig bestimmt sind, in beständiger Unterhandlung mit einander stehen?

Daß bey der Verwaltung des Rechts und vor Gericht Formalitäten lange geherrscht ha-

ben, und noch itzt zahlreich sind: davon darf ich keine Beyspiele anführen, da die Klagen darüber so alt und so allgemein sind. Aber viele dieser Klagen sind ungerecht und rühren von Personen her, welche, der Natur des Geschäfts unkundig, auch die dabey unentbehrlichen Formen mit unnöthigen Formalitäten verwechseln.

Der Gang, welchen die Formalitäten im menschlichen Geschlechte und in der bürgerlichen Gesellschaft genommen haben, könnte sonderbar scheinen, wenn uns nicht die Geschichte in so vielen Beyspielen zeigte, daß die Menschen von dem gänzlichen Mangel einer Sache unmittelbar zur Uebertreibung und zum Uebermaße fortgehen, und zuletzt erst auf die Einfachheit zurückkommen. Man denke nur an die Geschichte der Wissenschaften. Von einer gänzlichen Unwissenheit gingen die Menschen zu den subtilsten Untersuchungen über die Natur und den Ursprung der Dinge über: und erst spät näherte sich ihre Philosophie der Erde und dem gesellschaftlichen Leben wieder. — Rohe Menschen und Völker haben gar kein Ceremoniel, weder in ihrem Umgange, noch in ihren Verhandlungen mit einander. Halb cultivirte haben ein sehr zusammengesetztes, und häufen die Forma-

litäten. Eine noch höhere Ausbildung vermindert dieselben wieder und bringt eine weise Mäßigung hervor.

So ist es auch in Deutschland gegangen. In dem ersten Theile des Mittelalters gab es gar keine Formalitäten, weder vor Gericht, noch bey andern Geschäften. Das Schwert und der Ausspruch einer einzigen Person entschied alles. Alle hohen Staatsämter wurden nur von einzelnen Personen verwaltet. Die Einführung des Römischen Rechts, welche der erste Schritt zu einer gewissen Ordnung in allen Regierungs-Geschäften war, brachte auch zuerst die Formalitäten nach Deutschland. Noch weit mehr trug, um dieselben zu vermehren, die Errichtung des Kammergerichts bey: — damahls die größte Wohlthat für Deutschland, weil es den Landfrieden befestigte und den Fehden ein Ende machte. Der Westphälische Friede setzte allem diesen die Krone auf: indem er die Gerechtsame so vieler großen und kleinen Fürsten festsetzte, die alle, von einander unabhängig, und doch auch einander an Range nicht gleich, den bestimmten Grad ihres Ranges durch eigne Ceremonien und Formalitäten bezeichnen wollten. Vielleicht war es die in jenem Frieden sanctionirte Verfassung

von Deutschland, welche auch den Charakter der Nation zur Liebe der Titel und des Ceremoniels gebracht hat.

Von diesem Zeitpunkte an bis zum Antritte der Regierung Friedrich Wilhelms des ersten, herrschten die Formalitäten in Deutschland unumschränkt, sowohl an den Höfen, als bey allen Geschäften: wozu der Stolz des Oesterreichischen Hauses, welches sich auszeichnen wollte, die Nachahmung der Etikette des Spanischen, mit welchem jenes verwandt war, und selbst die geringe Fähigkeit einiger Kaiser, welche durch Pomp dasjenige ersetzen wollten, was ihnen an persönlichem Ansehen abging, vieles beytrug.

Dieß alles hatte sich bis zum Jahre 1740, da Friedrich der zweyte zur Regierung kam, schon wieder sehr gemindert, und zwar hauptsächlich durch zwey Ursachen: einmahl durch die Einführung von Finanz-Collegien und einer eigentlichen Landes-Administration, — von der man zuvor wenig wußte; und dann durch die Veränderung des Militärs.

Die Cameral- und Verwaltungs-Geschäfte, die Bewirthschaftung der landesherrlichen Domänen, die Bestimmung und Erhebung der Auflagen erlauben und erfordern nicht so viele For-

malitäten, als die juristischen und die auswärtigen Angelegenheiten eines Staates. Bey jenen muß jeder Fall nach den individuellen Umständen, und gemeiniglich auf der Stelle, entschieden werden. Allgemeine Grundsätze sind den Finanz-Verwaltern allerdings unentbehrlich: aber voraus bestimmte Formen ihres Verfahrens sind für sie unnöthig. Auch ist der Geist der Finanzadministration immer ein wenig despotisch, und eben deswegen den Formalitäten entgegen.

Was die militärischen Geschäfte betrifft: so erfordern dieselben zwar immer Kürze im Ausdrucke, und Schnelligkeit im Handeln, und es läßt sich bey ihnen das wenigste zum voraus bestimmen: weil alles von den Umständen des Augenblicks und von der Lage des Terrains abhängt. Seit der Einführung der stehenden Kriegsheere und einer strengen Disciplin aber, war der militärische Ton, — vielleicht härter und rauher, aber auch kürzer und entschiedner geworden. Alle Formalitäten hörten auf, und wurden verhaßt oder lächerlich. Dieser Geist herrschte zuerst in den Armeen Ludwigs des vierzehnten, und wurde, — obwohl mit weit weniger Galanterie vermischt, unter das Kriegsheer Friedrich Wilhelms des ersten verpflanzt.

Bey dem Antritte der Regierung seines Sohnes, konnte dieser nur noch von drey Arten der Formalitäten belästiget, oder bey seinen Entwürfen eingeschränkt werden: durch die am Hofe; durch die bey den Gerichtshöfen; und durch die bey Führung der öffentlichen Geschäfte und den Unterhandlungen mit andern Staaten.

Der König sahe bald ein, daß das Hof-Ceremoniel, unter allen Formalitäten für einen Fürsten, zwar nicht am einschränkendsten, aber am schädlichsten sey: und er bemühte sich am meisten, jenem auszuweichen, oder es bey sich in den engsten Schranken zu halten.

Zwar haben alle Formalitäten, wenn deren bey einem Geschäfte mehrere sind, als die Natur desselben erfordert, einen nachtheiligen Einfluß, zuerst auf die Personen, welche damit zu thun haben, und dann auf die Geschäfte selbst. Zuerst auf die Personen, weil sie dieselben des Selbstdenkens überheben, und ihnen nur das Verdienst übrig lassen, alle zuvor bestimmten Regeln wohl ins Gedächtniß gefaßt zu haben, und dieselben richtig zu beobachten; weil sie ihnen oft eine kostbare Zeit rauben, die sie zur Bearbeitung der Hauptsachen anwenden könnten; weil sie endlich diese Personen von alten

Vorurtheilen abhängig machen, mit welchen jene Formalitäten in Verbindung stehen. Sie haben zweytens einen nachtheiligen Einfluß auf die Geschäfte selbst, weil diese dadurch über Gebühr weitläuftig nnd verzögert werden; wozu noch kommt, daß, wenn bey veränderten Umständen immer die alten Formen beobachtet, und, die Geschäfte nach einmahl herkömmlichen Regeln getrieben werden, viele Collisionen zwischen der Form und der Sache selbst entstehen, und so die Erreichung des Zwecks gehindert wird.

Doch unter allen Formalitäten ist es ein weitläuftiges und strenges Hof-Ceremoniel, welches der Gesellschaft am meisten schadet. Es beschränkt den Geist und die Zeit gerade desjenigen Mannes im Staate, welcher am meisten zu thun hat und welcher am meisten selbst denken soll, — des Fürsten. Es ist mit Prunk, mit Feyerlichkeiten, mit Ergötzungen aller Art verbunden: und gewinnt also auch leicht die Sinnlichkeit der Großen, indem es ihrem Stolze schmeichelt. Es ist daher jungen und schwachen Fürsten von jeher gefährlich gewesen, und hat sie von der eignen Verwaltung ihrer Angelegenheiten abgezogen. Indeß andere Formalitäten und Ceremonien, durch ihr altväterisches Anse-

hen abschrecken, und durch ihr ewiges Einerley ermüden, reizt das Ceremoniel großer Höfe durch den immer neuen Schmuck, welchen man ihm zu geben weiß, und zieht die Aufmerksamkeit durch die Hoheit der Personen auf sich, welche dasselbe zu beobachten haben.

Ehe ich von den Mitteln rede, wie Friedrich der zweyte alle diese Nachtheile zu vermeiden, — dem Hof-Ceremoniel auszuweichen oder ihm zu widerstehen gewußt hat, muß ich zuvor sagen, daß er, bey Gelegenheiten, wo es durchaus nothwendig war, sich demselben auf die schicklichste und anständigste Art zu unterwerfen und mit aller Würde zu repräsentiren wußte: — ein Wort, welches die Franzosen erfunden haben, um alle diejenigen Handlungen eines Fürsten oder eines Großen zu bezeichnen, die ohne einen bestimmten Endzweck zu haben, ihn nur als einen über die Andern erhabnen Mann auszeichnen sollen. Unser großer König wußte, daß, bey der Schwäche und Sinnlichkeit der Menschen, ein Fürst dieser Repräsentation und des damit verbundenen Ceremoniels nicht ganz entbehren könne; und er widmete beyden alle Jahre einen Theil des Winters, den er in Berlin zubrachte. Wenn außerdem die Zusammen-

kunft mehrerer fürstlichen Häuser, wenn die Durchreise von Königen andrer Staaten durch die seinigen, oder wenn Vermählungen und andere Familien-Feste seine Gegenwart in Berlin, oder die Bewirthung der Fremden in Potsdam erheischte: so scheute er weder die Kosten, noch die Zeit, welche er aufwenden mußte, um mit dem vollen Glanze eines großen Fürsten zu erscheinen: und er unterwarf sich alsdann auch allen herkömmlichen Gebräuchen seines Hauses, und beobachtete die Etikette mit Genauigkeit, aber doch ohne Zwang und mit persönlicher Würde.

Außer diesen wenigen Fällen entging er dem Prunke und dem Zwange des Hoflebens zuerst durch seinen Aufenthalt in Potsdam, und dem noch ruhigern und einsamern in Sanssouci.

Schon sein Vater hatte ihm darin vorgearbeitet. Er hatte Potsdam erbauet und es zu seiner Residenz gewählt: nicht bloß, weil er das Ceremoniel haßte, — ob er gleich diesen Haß selbst bis zur Vernachlässigung des Anstandes und der guten Sitten trieb: sondern noch mehr, weil er die Soldaten und die militärischen Uebungen über alles liebte, und diesen Uebungen an einem erst neu erbauten, einsamen Orte, ungestört obliegen konnte; wozu noch kam, daß er

hier allen andern Gesellschaftern, als die zu seiner Tabagie gehörten, den Zutritt am besten verwehren konnte. Der König, sein Sohn, wählte eben diesen Aufenthalt, — zwar auch, um hier die ersten Versuche der neuen Taktik zu machen, — aber vornehmlich um hier, für gewöhnlich, das Leben eines reichen Privatmannes zu leben; um die Regierungs-Geschäfte, unabhängig vom Einflusse des Hofes, seiner Verwandten und selbst der Minister, zu verwalten, um des Umgangs der stillen und ruhigen Musen zu pflegen, und um endlich mit einigen ausgewählten Gesellschaftern, deren Geburt und Rang ihnen auf diesen Vorzug keinen Anspruch geben konnten, seine Abende zuzubringen.

Auch Ludwig der vierzehnte hatte sich von seiner Hauptstadt entfernt. Aber er brachte nach Versailles seinen ganzen Hof mit; er vermehrte daselbst die Pracht desselben, er vervielfältigte die Feste: kurz, er entfernte sich nur von den Geschäften, anstatt mehr Muße und Ruhe zu deren besserer Betreibung aufzusuchen. So sehr verändert der Geist der Fürsten den Erfolg ihrer ähnlichsten Maßregeln.

Friedrich verminderte, zweytens, den Zwang der Etikette, schon durch sein militärisches Kleid,

welches er immer trug, und welches, geehrt durch seine Siege, in kurzem die Kleidung beynahe aller Fürsten in Deutschland wurde. — Dadurch wurde, wenigstens bey seiner Person, die Kleiderpracht, dieser so unnütze und kostspielige Theil des Hof-Ceremoniels, unmöglich gemacht. Und von seinem Beyspiele verbreitete sich eine gewisse Mäßigung des sonst für nöthig gehaltenen Putzes, über die andern Mitglieder seines Hofes, und selbst über die Hofleute.

Noch viel mehr aber befreyte er sich von dem Lästigen eines ceremoniösen Umgangs, durch den militärischen Geist und Ton, welchen er in den seinigen brachte, den er aber mit den feinsten Sitten, mit Gelehrsamkeit, Witz und Philosophie zu verbinden wußte. Dieser Ton stand ihm wohl an: denn er war wirklich Soldat. Und nachdem er Held und Sieger geworden war, erhielt er ein doppeltes Recht, denselben auch gegen Personen zu brauchen, welche sonst mit aller Strenge des Hof-Ceremoniels behandelt seyn wollten, — gegen die auswärtigen Gesandten.

Ich habe schon gesagt, wie sehr der Geist, der in einer versammelten Armee, besonders auf Feldzügen, herrscht, dem Geiste der Höfe und

der Etikette zuwider ist, und demselben entgegen arbeitet. Da nun der König, außer seinen Verwandten, den Ministern und einigen Gelehrten, fast nur mit Officieren umgeben war, welche ihn auf diesen Feldzügen begleitet, und sich selbst den Ruhm der Helden erworben hatten; da diese Officiere, mit welchen der König umging, zum Theil alte, verwundete Krieger waren, welchen man auch am Hofe Abweichungen von dem gewohnten Anstande erlaubt: so mußte nothwendig, mit Beybehaltung aller Würde, sich am Hofe Friedrichs ein freyerer, von Formalitäten mehr entladner, und mehr durch Feinheit und guten Geschmack, als durch strenge Beobachtung des Herkommens und der Etikette sich auszeichnender, Ton des Umgangs verbreiten. Er lösete nicht nur diese Fesseln für sich selbst, sondern auch für alle die Personen, welche ihn umgaben.

Die alten Hofmänner und Hofdamen, welche nichts als Hofleute waren, widerstanden der Aenderung am längsten. Und zuweilen gab der König aus Achtung für ihr Alter und für ihre Treue ihnen, in Absicht der Formalitäten, nach, wenn er dieselben auch nicht für nothwendig hielt. Aber endlich mußten auch diese Verthei-

diger des alten Herkommens dem Strome nachgeben, oder nahmen wirklich das neue System an, oder machten jüngern Nachfolgern Platz, die ganz in den Sinn des Königes eingingen.

Was aber, drittens, Friedrich den zweyten am meisten von der Last des Hof-Ceremoniels befreyte, und was jeden Fürst davon befreyen wird, ist: daß er ein geistreicher, talentvoller und durch Wissenschaft und Erfahrung ausgebildeter Mensch war. Alle höhern Fähigkeiten werden, auf jeder Stufe der bürgerlichen Gesellschaft, durch die Gewohnheiten ihres Standes durchbrechen, sich zu einer höhern Sphäre und freyern Sitten empor heben, und doch ihres Gleichen nicht beleidigen. Wenn aber oberste Gewalt im Staate, Macht, Ansehn und Ruhm sich mit ausgezeichneten Geistesgaben und einer immerwährenden Uebung derselben in einer Person vereinigen; dann kann ein solcher Fürst an seinem Hofe alles thun, was er will, und stets auch den äußern Schein hoher Würde erhalten. Das, was gemeinern Fürsten, die weder Beweise von persönlicher großer Vortreflichkeit gegeben, noch merkwürdige Thaten in ihrem Leben gethan haben, selbst nicht ihre Hofleute, geschweige denn auswärtige Mächte und deren

Gesandten verzeihen würden: das thut ein solcher Fürst, wie ich ihn zuvor geschildert habe, ungestraft und oft mit Beyfall, und so, daß er die Nachahmung andrer Höfe erweckt. Wer vergiebt nicht gern einem großem Könige, wenn er in seinem Umgange die Etikette übertritt, sobald er dieses durch persönliche Annehmlichkeit, durch Witz, durch Mittheilung seiner großen Erfahrungen, und durch alle die Vorzüge wieder gut macht, die allein auch den Privatmann an den Hof der Könige bringen?

Die zweyte Gattung der Formalitäten, von welchen die Handlungen der Fürsten beschränkt werden, sind die, welche bey der Führung der auswärtigen Angelegenheiten, bey den Unterhandlungen mit fremden Mächten, bey der Schließung von Bündnissen und Friedens-Tractaten vorkommen.

Diese haben auf den Geist des Fürsten weit weniger Einfluß: aber sie haben vielleicht auf seine Geschäfte einen noch größern. Er kann in seinem Betragen einfach seyn, sich an seinem Hofe und in der innern Verwaltung seines Landes, nach eignen Einsichten, nicht nach vorgeschriebenen Formen richten: und er kann doch gezwungen seyn, in seinen Verhandlungen mit

fremden Höfen und deren Gesandten, bey welchen noch eine entgegengesetzte Denkungsart herrscht, sich in das ganze Labyrinth von Weitläuftigkeiten und Formalitäten einzulassen, durch welche oft die Endigung der wichtigsten Angelegenheiten, an deren Entscheidung den Völkern äußerst gelegen ist, ohne Noth verzögert wird.

Die Ursache dieser Umschweife und Weitläuftigkeiten in den Unterhandlungen liegt nicht sowohl darin: daß die Würde der Staaten und die Wichtigkeit der Angelegenheiten eine gewisse Feyerlichkeit, und diese, wie ich schon gesagt habe, Formalitäten erfordert. Sie liegt vielmehr in dem Mißtrauen der Höfe gegen einander, welches oft durch ihre Stellvertreter noch vermehrt wird. Dieses Mißtrauen macht, daß sie, besonders bey dem Anfange einer Unterhandlung, sich erst wechselsweise ausforschen wollen, und, um dazu Zeit zu gewinnen, bald sich hinter zweydeutige Ausdrücke verstecken, übertriebne Forderungen machen und dagegen allgemeine und unbestimmte Antworten geben, bald neue Gegenstände des Streits, an denen im Grunde ihnen wenig gelegen ist, oder Punkte der Etikette in Anregung bringen, um ihre Hauptabsichten desto eher durchzusetzen. Jene Ursache lieget fer-

ner oft in dem Eigennutze und dem Ehrgeitze der Gesandten, welche die Unterhandlung führen. Indem diese, von der einen Seite, sich, durch die Erhöhung der Würde ihrer Fürsten, selbst ein höhers Ansehen bey Auswärtigen geben wollen, von der andern sich bey ihrem Fürsten beliebt zu machen glauben, wenn sie dessen Gerechtsame und Ansprüche übertreiben: so sind sie es oft, welche auf Punkten des Ceremoniels, der Titel und der Formalitäten strenger bestehen, als ihre Herren, und welche die Uebereinkommung der Fürsten über den eigentlich unter ihnen streitigen Gegenstand, durch eingemischte Unterhandlungen über ganz fremdartige Ansprüche, erschweren.

Die Auseinandersetzung der Ursachen zeigt zugleich, wie ein Fürst diesen Uebeln ausweichen, oder ihnen abhelfen könne. Er muß zuerst das Mißtrauen theils selbst bis auf einen gewissen Grad ablegen, theils bey andern Höfen zu vermindern suchen. Er muß zweytens seine Unterhandlungen in der Hauptsache selbst führen, und seine Minister und Gesandten durch seine Vorschriften leiten und durch seine Aufsicht im Zaume halten.

Alle diese Mittel wandte Friedrich an: und sie waren, vermöge seiner persönlichen Vorzüge und vermöge seiner glücklichen Lage, in seinen Händen von größerm Erfolge.

Ein junger Fürst, wie er bey dem Antritte seiner Regierung war, der in sich selbst Kraft und Muth, mit Einsichten verbunden, fühlt, und der eine reiche Schatzkammer und eine zahlreiche und wohlgeübte Armee vorfindet, ist nicht sehr geneigt, in den Verhandlungen mit Auswärtigen bedenklich und mißtrauisch zu seyn. Bald kamen seine Siege und Eroberungen hinzu, welche die Festigkeit und den Muth seines Charakters, und die Kürze seiner Handlungsart bey allen Angelegenheiten noch vermehrten. Der siebenjährige Krieg erhob ihn zu dem Gipfel des Heldenruhms. Die letzten Jahre seiner Regierung brachte er mit einer sehr weisen und glücklichen Administration seines Landes zu, durch welche dasselbe reicher, cultivirter und bevölkerter wurde. Dieß alles war wohl im Stande, ihm Selbstvertrauen zu sich einzuflößen und ihm die mißtrauische Furchtsamkeit vor der List und den geheimen Absichten auswärtiger Mächte zu benehmen. Er glaubte, mit seinem Verstande ihre Pläne leicht zu durchschauen, — und

Macht genug zu haben, sie zu vereiteln. Dieß, verbunden mit der Geschwindigkeit und der kraftvollen Kürze, zu welcher er sich, bey seinen kriegerischen Unternehmungen, in seinen Reden und Handlungen gewöhnt hatte, machte ihn natürlicher Weise bey seinen Unterhandlungen abgeneigt, sowohl gegen Zweydeutigkeiten und Winkelzüge sich gleichsam zu schützen, als durch Weitläuftigkeiten und Formalitäten Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen.

Ich will nicht sagen, daß die Bestimmtheit seiner Forderungen, die Kürze und Deutlichkeit seiner Antworten auf die Forderungen der andern Partey immer eine vollkommne Aufrichtigkeit von seiner Seite in den Unterhandlungen zum Grunde hatte, oder mit derselben verbunden war. Ich weiß nicht, in wie weit Offenherzigkeit, ohne welche auch selbst keine strenge Wahrhaftigkeit seyn kann, im öffentlichen Leben überhaupt möglich ist, oder unter den Umständen Friedrichs des zweyten Statt fand. Indeß ist nicht zu läugnen, daß er, bey dem Scheine derselben, oft seine wahren Absichten verbarg, und daß er, besonders in der früheren Hälfte seiner Regierung, fremden Mächten Mißtrauen

gegen sich einflößte, indeß er nur ein geringes gegen sie hatte.

Aber auch dieß änderte sich mit dem Fortgange seiner Einsichten und seiner Macht. Und er wurde in der That in seinen ältern Jahren seinen Nachbarn um so viel weniger gefährlich, je wohlthätiger er für seine Unterthanen wurde.

Das zweyte Mittel, durch welches Fürsten sich der Umschweife und Formalitäten, bey Unterhandlungen mit andern Staaten, entledigen können, ist, wenn sie diese Unterhandlungen selbst führen und ihre Abgeordneten, durch genaue Instructionen, leiten.

Ich habe schon gesagt, daß diese Abgeordneten und die Minister jene Weitläuftigkeiten verursachen oder vermehren, es sey, weil sie, aus wirklicher Anhänglichkeit an das Interesse ihres Herrn, die Ansprüche desselben über alle Wahrheit oder doch über alle Wahrscheinlichkeit eines guten Erfolges hinaus treiben; es sey, weil sie immer dadurch die Gunst ihres Fürsten suchen und sich selbst ein Ansehen geben wollen. Beydes möchte in der Regierung Friedrichs des zweyten zuweilen der Fall gewesen seyn: denn er hatte sehr treue Diener und jeder beeiferte sich, ihm zu gefallen. Hätte er nun, wie so viele andre Fürsten, sich auch den

wohlgemeinten Rathschlägen und Eingebungen seiner Minister gänzlich überlassen; wäre er nur bloß in so fern an der Spitze der Unterhandlungen gewesen, als er durch seine Einwilligung die gefaßten Schlüsse seiner Gesandten sanctioniren müßte; so würde er zuweilen in ein unabsehliches Labyrinth von Streitigkeiten und selbst in neue Kriege verwickelt worden seyn. Da er aber zuletzt immer seinen eignen Ideen und Maßregeln folgte, die nicht nur zweckmäßig und klug, sondern auch gemäßigt waren; da man auch auswärts wußte, nur er selbst rede durch das Organ seiner Minister und Gesandten: so konnte er vieles in den Unterhandlungen abkürzen, was die Minister nicht abkürzen durften; vieles aus denselben weglassen, was jene gern beybehalten wissen wollten.

Als die Fürsten Deutschlands noch persönlich auf den Reichstägen zusammen kamen, wurde doch zuweilen etwas unter ihnen ausgemacht: seitdem bloß ihre Gesandten in Regensburg zusammen kommen, wird fast keine einzige Angelegenheit geendiget. Friedrich wählte also das rechte Mittel, die Unterhandlungen über Bündnisse, Friedensschlüsse und andere Verträge schnell zum Ziele zu bringen, daß er mit seiner

Person, oder gleichsam mit seinem Geiste dabey erschien, und bald von Anfang entweder mit Strenge auf seiner Forderung bestehen, oder ohne ein langweiliges gegenseitiges Abdingen nachgeben konnte. Eben weil die Mandatarien und Sachwalter in ihrem Verfahren vor Gericht weit umständlicher und zögernder sind, als vernünftige Parteyen seyn würden, wenn sie selbst ihre Sache führten: hat man geglaubt, die Processe dann am sichersten abzukürzen, wenn man die Advocaten abschaffte. Nun ist dieß zwar unmöglich gefunden worden, gerade wie es heute zu Tage unmöglich ist, daß Könige unmittelbar mit einander negoziiren. Aber die Idee, welche in beyden Fällen zum Grunde liegt, ist doch richtig. Und Friedrich der zweyte hat, indem er dieselbe bey den öffentlichen Angelegenheiten auf eine mäßige und schickliche Weise befolgte, seinen Endzweck, die Abkürzung der Formalitäten, wirklich erreicht.

Die dritte Art der Formalitäten, welche Friedrich der zweyte, bey dem Antritte seiner Regierung, in seinen Staaten, vorfand, und welche nicht sowohl ihn einschränken, als ihm zuwider seyn konnten, — deren er sich nicht für seine Person zu entledigen brauchte, aber denen

er zum Besten des Staats widerstehen und Schranken setzen mußte, waren diejenigen, welche an den Gerichtshöfen und bey der Verwaltung des Rechts herrschten.

Dieß ist nicht in allen Staaten der Fall, daß die Formalitäten der Gerichtshöfe dem Fürsten und seinen Entwürfen und Maßregeln keine Hindernisse entgegen setzen.

Zwar, wenn die Gerichtshöfe nichts als Gerichtshöfe sind, und, ihrer Bestimmung getreu, sich bloß mit der Verwaltung des bürgerlichen Rechts, mit der Entscheidung über das streitige Eigenthum und mit der Untersuchung der Verbrechen und der ihnen gebührenden Strafen beschäftigen, so können die bey diesem Geschäfte eingeführten Formen, auch wenn sie an sich überflüssig und zweckwidrig sind, nur einen despotischen Fürsten einschränken, — denjenigen nähmlich, welcher sich selbst in die juristischen Geschäfte mischen, und durch Machtsprüche entscheiden will, was nur nach allgemeinen Regeln des Rechts entschieden werden soll.

Aber wenn die Gerichtshöfe eines Landes, so wie ehedem in Frankreich, unter der Monarchie, zugleich fortdauernde und unsterbliche Corpora

sind, die einen eignen Stand im Staate ausmachen, bey welchen sich, außer den Formalitäten, die den richterlichen Geschäften eigen sind, auch noch andere durch das Herkommen, die Gerechtsame und Ansprüche dieses Standes bilden; — wenn ferner diese Gerichtshöfe die Grenzen ihrer ursprünglichen Bestimmung überschreiten, und das Recht erhalten, die Gesetze des Fürsten zu sanctioniren, und selbst dagegen Vorstellungen zu machen: so hat allerdings die Classe von Formalitäten, von welchen wir reden, einen Einfluß auf die ganze Regierung und auf alle Staatsgeschäfte. In diesem Falle kann die Anhänglichkeit, welche gewöhnlicher Weise Rechtsgelehrte, und noch mehr Gerichts-Körper, an alte Gebräuche, an das Herkommen und also auch an die Gesetze haben, der willkührlichen Gewalt des Monarchen einen Damm entgegensetzen. Dagegen können aber auch die mit der Zeit immer mehr befestigten Vorurtheile solcher Körper, und die gleiche Anhänglichkeit, welche sie an die Gerechtsame ihres Standes, und an die Gesetze des Staates haben, auch den heilsamsten Maßregeln des Regenten Widerstand leisten. Dieß ist in Frankreich oft geschehen, und der immerwährende Streit zwischen den

Parlementern und dem Hofe gehört mit unter die Ursachen des Verfalls der Monarchie.

Ein anderer Umstand, welcher den Formalitäten der Gerichtshöfe eine größere Wichtigkeit giebt, findet in den meisten deutschen Staaten, und selbst in einigen der Preußischen Monarchie, Statt. Dieß ist der, wenn die Gerichtshöfe zugleich die allgemeine Landespolizey zu besorgen haben: in welchem Falle sie auch gemeiniglich den Nahmen der Regierungen führen.

Ich habe schon gesagt, daß die Administrations-Geschäfte, zu welchen auch die Landespolizey-Geschäfte gehören, weniger Formalitäten zulassen und erfordern, als die juristischen. Es wäre also überhaupt einer Untersuchung werth, ob es nützlich sey, solche Geschäfte den richterlichen Collegien zugleich mit den ihnen eigenthümlichen zu übertragen. Hiervon abgesehen, ist es gewiß, daß ein Fürst, der sich mit der Staatsverwallung selbst abgiebt, bey solchen Regierungen, wenn sie die Werkzeuge zur Ausführung seiner Verfügungen seyn sollen, mehr Widerstand findet, es sey wegen des Herkommens und der Gewohnheiten, welche sich auch bey diesem Zweige ihrer Geschäfte in ihnen gebildet und festgesetzt haben, es sey wegen des Geistes

der Personen, aus welchen die Regierungen bestehen, und welche sämtlich Rechtsgelehrte von Profession sind; als wenn er jene Ausführung eignen Collegien oder seinen Cammern übertragen hätte.

Dieß zum Theil ist vielleicht der Grund, warum Friedrich der zweyte diese Absonderung in den neu erworbnen Provinzen wirklich vorgenommen, und den Gerichtshöfen alle andre Regierungsgeschäfte, als die, das Recht zu pflegen, abgenommen hat.

Diese Fälle ausgenommen, bey welchen aber der Richter nicht als Richter erscheint, und nicht sowohl von den ihm eigenthümlichen Geschäften und deren Formalitäten, als von den ihm zufälliger Weise übertragnen die Rede ist: that Friedrich, in Absicht der ersten, alles, was ein Gerechtigkeit liebender und aufgeklärter Fürst thun kann.

Zuerst, er bekümmerte sich, besonders in den früherern Jahren seiner Regierung, wenig um die juristischen Geschäfte in seinem Staate und ließ dem Rechtsgange den bisher eingeführten Lauf. Er hatte, wie er sagte, eine heilige Ehrfurcht vor den Richtern und ihrer geheimnißvollen Sprache. Es war bey dieser Aeußerung

Scherz und Ernst beysammen. Er sahe von der einen Seite ein, daß Recht eine Wissenschaft, und die Verwaltung desselben eine auf diese Wissenschaft gebaute Kunst sey, die Niemand ausüben könne und solle, als der sie gelernt hat. Er erkannte ferner, daß, da in dieser Wissenschaft die Natur nicht alles genau bestimmt habe, dieses Mangelnde durch willkührliche Einrichtungen habe ergänzt werden müssen; woraus eben die juristischen Formeln und Formalitäten entstanden sind. Er sahe endlich ein, oder er vermuthete vielmehr aus wahrscheinlichen Gründen, daß dieser Formalitäten, so wie er sie bey dem Eintritte seiner Regierung fand, bey seinen Gerichtshöfen und in dem gewöhnlichen Proceßgange noch zu viele wären; und daß durch die Weitläuftigkeiten, welche daraus entstånden, die Processe ohne Noth verlängert und für die Parteyen kostspieliger würden. Doch war er überzeugt, daß auch diese überflüssigen Formalitäten von dem obersten Regenten nicht in einzelnen Fällen gestört oder verhindert, sondern durch allgemeine Gesetze abgeschafft werden müssen.

Zweytens, der König bereitete, durch sein Beyspiel und durch den ganzen Charakter seiner Regierung, den Geist der Rechtsgelehrten und Rich-

ter in seinen Staaten zu den Reformen vor, welche er, mit der Zeit, in dem Proceßgange und in den bürgerlichen Gesetzen veranstaltete.

Da er, sowohl in seinem täglichen Leben und in seinem Umgange, als in der Führung aller seiner Geschäfte zeigte, daß er selbst denke, und daß er das Selbstdenken und die eigne Untersuchung der Gegenstände bey seinen Dienern und Geschäftsmännern über alles liebe; da er sich selbst über viele Vorurtheile, welche sonst den Fürsten theuer zu seyn pflegen, hinwegsetzte: so verbreitete er einen ähnlichen Geist über alle Classen der theoretischen sowohl als praktischen Gelehrten, verminderte bey ihnen die Anhänglichkeit an das Alte, und machte sie geneigt, dasjenige von neuem zu prüfen, was sie von ihren Vorfahren und Lehrern als unbestreitbar gelernt hatten. Dieß thaten die Theologen seiner Staaten: und von ihnen aus ging das größere Licht, welches sich auch über die Religion in unsern Zeiten verbreitet hat. Wenn die Rechtsgelehrten und die in den Tribunälen sitzenden Richter eben dasselbe thaten: so konnte es ihnen nicht entgehen, daß auch ihre Wissenschaft einer Vervollkommung fähig sey, und daß der Geist der Zeit von Tage zu Tage die Arbeit an dieser Ver-

besserung dringender fordre. Sie mußten, so gut wie der König, überzeugt werden, daß auch der Rechtsgang in den Preußischen Staaten noch mit unnöthigen Formalitäten überladen sey, und durch dieselben oft verzögert werde; daß man auch hier die Materie oft der Form aufopfere, und daß der Richter nicht selten durch diese Formen genöthiget werde, wider sein beßres Wissen und wider seine Privatüberzeugung seine gerichtliche Entscheidung zu Gunsten der ungerechten Partey zu geben. Sobald eine Classe von Männern, die sonst ganz am Herkommen klebte, sich solche Gedanken und Untersuchungen erlaubt: so ist der Zeitpunkt nicht mehr entfernt, wo einzelne vortreffliche Köpfe aus derselben wirklich an der Wegräumung der alten Vorurtheile und Fehler und der Einführung neuer, aber richtigerer Prinzipien in ihre Wissenschaft so wohl, als in ihre Praxis, arbeiten.

Das dritte und letzte, was Friedrich in Absicht der gerichtlichen Formalitäten that, war, daß er die Reformen der Justiz wirklich veranstaltete, welche er auf die ungezeigte Art vorbereitet hatte. Natürlicher Weise konnte unmittelbar von ihm weiter nichts herkommen, als daß er die erste Idee zu einer solchen Ver-

besserung gab; daß er an die Spitze seiner Gerichtshöfe Männer setzte, die einsichtsvoll und vorurtheilsfrey waren, um in seine Idee einzugehen, und arbeitsam und thätig genug, um Entwürfe von großem Umfange auszuführen; daß er das vollendete Werk derselben, nachdem er dessen Hauptinhalt, den Sinn und den Endzweck untersucht, gefaßt und gebilliget hatte, durch seine oberherrliche Autorität sanctionirte, und, welches vielleicht das wichtigste war, daß er die Reformatoren und ihr Werk gegen den allgemeinen Widerspruch schützte, den sie Anfangs, sowohl bey dem Stande selbst, zu welchem sie gehörten, den Rechtsgelehrten und Richtern, als bey allen Classen der Einwohner finden mußten. Die Erstern hatten alte Vorurtheile zu überwinden und alte Gewohnheiten bey ihren Amtsgeschäften abzulegen; sie waren genöthiget, in ihrem Alter neue Sachen zu lernen: zwey Dinge, welche gleich schwer und unangenehm sind. Die andern, die nur als Parteyen durch die Processe, welche sie selbst zu führen hatten, für oder wider irgend eine Justiz-Einrichtung interessirt seyn konnten, glaubten doch oft, daß durch die Neuerungen ihre Gerechtsame geschmälert wären, oder fürchteten we-

nigstens, daß die Unwissenheit, in welcher sie selbst, in Absicht der neuen Gesetze, waren, ihnen nachtheilig werden, oder sie dem Betruge aussetzen könnte.

Es hat, während der Regierung Friedrichs des zweyten, zwey solche Justiz-Reformen gegeben. Beyde rührten von Großkanzlern her, welche Männer von Geist, Thätigkeit und großer Beharrlichkeit waren; und die besonders die Personen sehr wohl zu wählen wußten, denen sie die Ausführung solcher großen Entwürfe anvertrauen konnten. Die erste, vom Großkanzler Coccejï veranstaltet, betraf nur die Proceß-Form. — Der Codex Friedericianus, den viele für ein neues Gesetzbuch hielten, war nichts anders, als eine neue Proceß-Ordnung. — Die zweyte wurde, unter der Aufsicht und nach den Ideen des Großkanzlers von Carmer, zu Stande gebracht. Sie war von weit größerem Umfange, als die erste. Sie fing auch mit einer Veränderung der Proceßform, und zwar einer in das Wesen der Sache weit tiefer eingreifenden, an, und endigte mit einem neuen Gesetzbuche, — einer unabsehlichen Arbeit, welche jeden andern, weniger standhaften Minister abgeschreckt hätte, unter ihm aber, von

wahren Philosophen und großen Geschäftsmännern glücklich geendiget wurde.

Beyde Reformen haben, bey ihrer Einführung, großen Widerspruch gefunden. Beyde sind auch vielleicht gerechten Einwürfen ausgesetzt gewesen. Die auswärtigen Rechtsgelehrten, an einen noch verwickeltern Rechtsgang gewöhnt, als der ehemalige Preußische war, hielten es für durchaus unmöglich, daß die neue Einrichtung Statt haben oder von Bestand seyn könne. Mit ihnen stimmten viele der Beysitzer der Preußischen Gerichtshöfe überein. In der That mußten mehrere der ersten Einrichtungen, durch nachfolgende Erklärungen, oder neue Verordnungen, verändert werden. Aber es ist auch, nach der vortrefflichen Bemerkung des Montesquien, der weiseste Gesetzgeber nicht im Stande, alle die Folgen, welche ein neues Gesetz in einem großen Staate hervorbringen wird vorauszusehen: so wie es hingegen dem gemeinsten Verstande leicht ist, die Mißbräuche, oder die schädlichen Folgen, welche aus einem schon vorhandnen Gesetze entstanden sind, gewahr zu werden. Es ist also kein billiger Tadel großer Staats-Reformen, und besonders einer neuen Gesetzgebung, wenn sie in ihrer ursprünglichen

Gestalt nicht fortdauern kann, und der Gesetzgeber durch die Erfahrung sich erst muß belehten lassen, ehe er seinen ersten Entwurf zur unabänderlichen Regel für immer macht. Wofern nur nach allen gemachten Veränderungen die ursprüngliche Absicht erreicht, und der Geist der neuen Gesetzgebung beybehalten wird: so ist immer das Werk groß, und aller Dankbarkeit, von Seiten der sämmtlichen Staatsbürger, werth.

Jetzt, nachdem die neue Proceßordnung, schon seit mehrern Jahren, bey den Preußischen Gerichten in Uebung ist; nachdem der erste Widerwille gehoben ist, den jede Neuerung findet, wodurch eine große Anzahl von Menschen in ihren Zirkeln gestört wird; nachdem in der neuen Verfassung diejenigen Abänderungen gemacht worden sind, deren Nothwendigkeit nur durch die Erfahrung und die Praxis gelehrt werden konnte: kommen alle unparteyischen Gerichtspersonen, die Richter sowohl, als die an die Stelle der Sachwalter getretenen Justiz-Commissarien darin überein, daß die neue Proceßform wesentliche Vorzüge vor der alten habe; daß sie für den Richter den Weg zur Untersuchung und Entdeckung der Wahrheit, — worin doch eigentlich der Endzweck des Processes besteht, und worauf

sich eine gerechte Entscheidung gründen muß, sehr abkürze und erleichtere; und daß, wenn die dem Richter gegebne Gewalt erweitert worden ist, er doch hinlänglich von den mitwirkenden Personen bewacht und controllirt wird, um sich Parteylichkeiten nicht erlauben zu dürfen. Die alte Proceßform war einer akademischen Disputation ähnlich. Der Richter, welcher den Präses vorstellte, mußte abwarten, bis die Sachwalter beyder Parteyen, welche bey dem Processe die Stelle des Respondenten und Opponenten vertraten, alle ihre Gründe und Gegengründe vorgetragen, und sich in Beweisen und Widerlegungen, zuweilen auch in gegenseitigen Schikanen, erschöpft hatten. Dann erst trat er, so wie der Präses am Ende einer akademischen Disputation, hervor, und entschied, bloß nach den Thatsachen und Beweisen, welche ihm von den Parteyen und ihren Sachwaltern waren vorgetragen worden, nicht nach denen, welche er vielleicht in dem Laufe des Processes entdeckt hatte, und welche von unwissenden Sachwaltern waren ausgelassen, oder vielleicht von bestochenen verschwiegen worden.

Sind nun wohl durch die akademischen Streithandlungen je wichtige Wahrheiten erfun-

den worden? Ist selbst diese Methode, die Wahrheit zu untersuchen, die zweckmäßigste, und die, welche am nächsten zum Ziele führt? Würde nicht derselbe Gelehrte, welcher jetzt, nach langem Streite der Parteyen, eine vernünftige Entscheidung giebt, die Sache noch weit gründlicher untersucht, und weit schneller zu Ende gebracht haben, wenn er die Untersuchung, von Anfange an, selbst und allein geführt hätte?

Warum sollte nun der Weg zur Entdeckung der Wahrheit in den Wissenschaften, ein andrer seyn, als der in den Angelegenheiten des gesellschaftlichen Lebens? — Einen Unterschied sehe ich zwischen beyden wohl ein. — Die allgemeinen Wahrheiten haben keinen Einfluß auf das persönliche Interesse des Philosophen, und erregen weder seinen Eigennutz, noch seinen Unwillen, noch irgend eine andere seiner Leidenschaften: aber die Gegenstände, welche der Richter zu untersuchen hat, können einen solchen Einfluß haben, und das richtigere Urtheil seines Verstandes, durch die parteyischen Eingebungen seiner Leidenschaften, durch Liebe oder Haß gegen die Proceß führenden Parteyen, durch Furcht vor ihren Beschützern, u. s. w. irre führen. Bey dem ersten kommt also alles darauf

an, seine Denkkraft von allen Fesseln loszumachen, und seiner Untersuchung den freyesten Spielraum zu geben: bey dem andern ist es auch nöthig, seinen Privatneigungen Fesseln anzulegen, und seine Untersuchung in gewissen Schranken zu halten, und sie gleichsam einer beständigen Aufsicht und Controlle zu unterwerfen. Dieß ist, in der neuen Preußischen Proceßordnung, nach den mit ihr vorgenommenen Veränderungen, in einem hohen Grade geschehen. — Die Untersuchung der Sache ist zuerst von der Beurtheilung und Entscheidung derselben getrennt. Der den Proceß instruirende Rath ist ein anderer, als der, welcher das Referat und den Entwurf zur Sentenz macht. — Und dann wird der Erstere, ob er gleich den Gang der Untersuchung leiten und den Parteyen alle ihm nöthig scheinenden Thatsachen abfragen, und deren Beweise abfordern kann, doch hinwiederum durch das Recht der Parteyen, oder ihrer Stellvertreter, Beweise und Thatsachen, welche der Richter nicht verlangt, herbey zu bringen, in gehörigem Zaume gehalten. Vielleicht ist es das Meisterstück einer guten Proceßordnung: die Einsichten des Richters und der Sachwalter auf gleiche Weise zu nutzen, und sie zur glück-

lichen Erforschung der Wahrheit zu vereinigen; und doch zugleich ihre Leidenschaften oder ihr Interesse einander entgegen zu setzen und den nachtheiligen Einfluß beyder durch deren Widerspruch aufzuheben.

Ist nun dieser Furcht, daß dem Richter zu viel Gewalt eingeräumt seyn würde, abgeholfen: so kann die Verwandlung des Proceßganges, aus einer förmlichen Disputation in eine, von einer einzigen Person, mit Hülfe zweyer Beystände, geführte Untersuchung nichts anders, als eine Annäherung an die Natur, und an die allgemeine Art, wie in allen Zweigen der menschlichen Erkenntniß die Wahrheit ist untersucht und gefunden worden, zu seyn scheinen. Und da die Natur immer einfach und ihr Gang immer der kürzeste ist: so müssen, durch die neueste, von dem großen Friedrich veranstaltete, Proceßordnung, nothwendig sehr viele Formalitäten abgeschafft worden, und viele unnöthige Weitläuftigkeiten des alten Processes von selbst weggefallen seyn.

Was das neue Gesetzbuch betrifft: so ist der Zeitraum, seit welchem es vollendet, und noch mehr der, seit welchem es in den Preußischen Gerichten in Uebung ist, noch zu kurz, als daß

ein völlig gründliches Urtheil darüber gefällt werden, oder dieses Urtheil gleichförmig ausfallen könnte. Ueberhaupt ist vielleicht kein menschliches Werk einer absoluten Vollkommenheit weniger fähig, als ein Civil- und Criminal-Codex; bey keinem ist selbst der Maßstab der Vollkommenheit so unbestimmt: und nichts, als eine immerwährende Annäherung zu dem Ideale davon, ist den menschlichen Kräften möglich.

Indessen sind die Philosophen und Rechtslehrer, welche dieses Gesetzbuch bloß durch Lesung und Prüfung kennen, der einstimmigen Meinung: daß, bey allen den Mängeln, welche sie darin gewahr werden, kein Staat je ein vollkommneres gehabt habe, — keiner eines, in welchem die Begriffe genauer bestimmt und deutlicher ausgedrückt, und die Grundsätze richtiger, besser durchdacht, und zugleich milder und menschenfreundlicher wären; daß in keinem andern so viel Ordnung und Zusammenhang herrsche, und für die Anwendung auf alle künftigen Fälle, soweit es dem menschlichen Scharfsinn möglich ist, diese vorauszusehen, so gut gesorgt sey.

Die Urtheile der Richter und Sachwalter, welche in den Preußischen Tribunälen dieses Gesetzbuch wirklich brauchen und zur Bearbei-

tung oder Entscheidung einzelner Rechtssachen anwenden, sind verschieden. Die wenigsten davon hatten, bey ihren immer fortlaufenden Geschäften, die gehörige Muße, um gleich Anfangs das Gesetzbuch in seinem Zusammenhange zu studiren: und nur dann erscheint der vorzügliche Werth desselben. Als sie anfangen mußten, dasselbe als Regel für ihr Verfahren und ihre Geschäfte zu brauchen, waren sie genöthiget, sich mehr mit dem Detail, als mit dem Allgemeinen, zu beschäftigen, und jenes mehr ins Gedächtniß zu fassen, als mit dem Verstande zu prüfen. Bald gab allerdings die Praxis ihnen Fälle zu entscheiden, und Streitfragen aufzulösen, für welche in dem Gesetzbuche nicht hinlänglich gesorgt war. Sie mußten, natürlicher Weise, mehr, als die beurtheilenden Philosophen, diejenigen Mängel des Gesetzbuches entdecken, welche aus der Unmöglichkeit entstehen, daß Menschen die neuen Fälle, welche in den Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens vorkommen können, ohne Ausnahme voraussehen. Es ist daher eine weise Einrichtung, daß die Gerichtshöfe angewiesen sind, solche Fälle an eine fortdauernde Gesetz-Commission zu berichten, und daß diese durch ihre Entscheidung das im Gesetzbuche Man-

gelnde ergänzen darf: — allerdings das einzige Mittel, dereinst einen so vollständigen Civil-Codex zu erhalten, als es die Natur der Sache erlaubt.

Und da jedes Werk des menschlichen Verstandes, bey der wirklichen Anwendung zum praktischen Gebrauche, auf eine ganz andre Probe gesetzt wird, als wenn es die Prüfung der scharfsinnigsten Männer, die aber darüber bloß nach Principien urtheilen, aushalten muß: so war es voraus zu sehen, daß die, jenes Gesetzbuch in ihren täglichen Geschäften brauchenden, Gerichtsmänner am ersten da noch Zweydeutigkeit in den Bestimmungen und Dunkelheit im Ausdrucke finden würden, wo jeder andre nur Licht und Bestimmtheit sah; daß sie zuerst die Inconvenienzen mancher in den alten Gesetzen gemachten Abänderungen gewahr werden würden, indeß diese letzteren dem bloßen Denker sehr zweckmäßig und untadelhaft schienen. Auch glaubten jene, in Absicht des Gegenstandes, von welchem hier eigentlich die Rede ist, zu bemerken, daß zuweilen alte Formalitäten bloß mit neuen vertauscht, oder selbst mit neuen vermehrt worden wären.

Doch ist es für die reelle Güte des Gesetzbuchs, und dafür, daß jene Mängel nur einzelne

Theile betreffen und die höhere Vollkommenheit dem ganzen Werke eigen ist, ein Beweis: daß, so wie das Gesetzbuch längere Zeit im Gebrauche ist, und die durch Erfahrungen angestellte Prüfung immer vollständiger wird, auch alle Mitglieder unsrer Gerichtshöfe mit demselben immer zufriedner werden, und ihm das Verdienst, wahre Verbesserungen in der Rechtsverwaltung gemacht zu haben, immer williger zugestehen. Und unter diese Verbesserungen gehört es gewiß, daß, wenn auch nicht immer eigentliche Formalitäten abgeschafft worden sind, die ohnehin mehr in der Proceßform als in den Gesetzen lagen, doch gewiß vielen Ursachen der Langsamkeit und der Verzögerung der Processe, durch größere Bestimmtheit der Begriffe und durch eine vollkommnere Ordnung des neuen Codex, vorgebeugt worden ist.

So wußte also Friedrich der zweyte in allen Zweigen seiner Regierung den Gebrauch der Formen da, wo sie unentbehrlich und nützlich sind, beyzubehalten, und von dem Lästigen der Formalitäten da, wo sie überflüssig oder schädlich werden, sich sowohl als seine Unterthanen zu befreyen.

13.

Der König Friedrich hat sich auch dadurch unter vielen Königen ausgezeichnet, und ist Muster für andre geworden, daß er gegen Satyren und Pasquille, gegen Schriften und Reden, in denen seine Regierung getadelt oder seine Person verkleinert wurde, weit mehr Gleichgültigkeit und Gelindigkeit bewies, als sich die Regierungskunst in voriger Zeit für erlaubt gehalten, oder als der beleidigte Stolz der Fürsten sonst zugelassen hätte. So allgemein die Stimme des Lobes in seinen letzten Jahren, und noch mehr nach seinem Tode war: so bitter ist er von Feinden und Unterthanen, und bloßen Zuschauern, in der frühern Periode seines Lebens, beurtheilt worden. Aber kaum hat je ein Fürst weniger gethan, die Verbreitung solcher Schriften, die mit dieser Bitterkeit angefüllt waren, zu verhindern, oder die Urheber derselben zu entdecken und zu bestrafen.

Die Sache hat zwey Seiten: der Charakterzug, der sich dadurch im Könige ankündigt, leidet eben so verschiedne Auslegungen.

Es ist kein gefährlicherer Akt des Despotismus je gewesen; es ist kein schlüpfrigerer Punkt

für jede Regierung, in Despotismus auszuarten, als die Bestrafung derjenigen Beleidigungen, welche die Ehre des Regenten angreifen. Je weniger hier genau die strafbaren Verbrechen definirt werden können, desto willkührlicher kann der Despot verfahren; und je mehr der Zorn des Menschen mit den Gesetzen hierbey übereinzustimmen scheint, je leichter können diese zur Grausamkeit gemißbraucht werden.

Daher stellt Tacitus die Ausdehnung oder die Einschränkung der Liste der Vergehungen, die von den ersten Römischen Kaisern unter die Majestätsverbrechen gerechnet wurden, als das Barometer von dem Grade der Freyheit oder der Knechtschaft vor, welche jeder Regierung eigen war.

Es ist also schon ein günstiges Zeichen von dem Geiste des Regenten, es schneidet die Veranlassung zu den willkührlichsten Anwendungen der Gewalt, zu den leidenschaftlichsten und also unregelmäßigsten Bestrafungen ab, wenn nur Ungehorsam und thätliche Widersetzung bestraft, die Unbesonnenheit der Rede und die Ausgelassenheit der Zunge übersehen wird.

Auf der andern Seite muß jede Regierung über ihre Ehre wachen; weil durch die Achtung

der Gehorsam dem Obern vergewissert, und den Untern erleichtert wird. Es ist ihr also von der Klugheit und selbst von der Liebe gegen ihre Unterthanen verbothen, nachtheilige, verkleinernde Meinungen von ihr unter diesen ungehindert verbreiten zu lassen. Die Gleichgültigkeit dagegen kann schädlich werden, durch ihre Folgen: sie kann ein schlimmes Zeichen seyn, durch ihre Motive, — jenes, indem die Anzahl der Mißvergnügten, durch Schriften, welche die Fehler der Regierung schildern, oft mehr, als durch die Empfindung der aus diesen Fehlern entstehenden Uebel, vermehrt wird; — dieses, wenn die Gleichgültigkeit gegen den Tadel aus der Verachtung gegen die Volksstimme entspringt und entweder die Gedankenlosigkeit zum Grunde hat, welche darauf nicht achtet, oder den Uebermuth, welcher sich darüber hinwegsetzt.

Bey Friedrich kann unmöglich geleugnet werden, daß seine wahre Größe, das Selbstbewußtseyn unverkennbarer Vorzüge in seiner Person, die Ueberzeugung von der Güte des Systems im Ganzen, welchem er in seiner Regierung folgte, ihm auch öffentlichen Tadel, von beyden, ernsthaften oder spottenden, erträglicher machte. Diese Pfeile des boshaften Witzes oder

der grübelnden Tadelsucht, trafen ihn entweder nicht, weil er wirklich in vielen Handlungen unschuldig war, die das Publicum zur Zeit, da sie geschahen, anklagte, in vielen Auftritten sich groß und ruhmwürdig betrug, in denen der Neid oder die Unwissenheit seine Aufführung anschwärzte: oder sie verwundeten ihn wenigstens nicht, weil er seine Ehre bey dem größern und bessern Theile des Publicums, troß alles verdienten oder ungerechten Tadels, vollkommen gesichert sahe.

Aber zu diesem ersten, edelsten Motive seiner Gelindigkeit gegen Libellenschreiber, kamen ohne Zweifel andre hinzu, die mehr in seinen Umständen, in dem Geiste seines Zeitalters und seines Volks ihren Grund hatten. Je unbefestigter die Macht eines Monarchen ist: desto sorgfältiger muß er über die Meinungen wachen, die sich von ihm unter seinem Volke verbreiten: denn ein wankender Thron kann durch nachtheilige Gerüchte, die Glauben finden, umgestürzt werden. Diese Unsicherheit war es, welche die ersten Römischen Kaiser so strenge gegen jede verabsäumte Ehrenbezeugung, gegen jeden geäußerten Tadel machte. — Solange nicht anerkannte und durch Gewohnheit befestigte Gesetze die Thronfolge unveränderlich machen, oder

so lange der Geist des Aufruhrs und der Rotten bey einem Volke herrscht: so lange können die Regenten diejenigen, welche ihre Ehre in Schriften angreifen, nicht anders, als wie offenbare Aufwiegler, betrachten und bestrafen. Das Feuer glimmt hier immer unter der Asche: und der ist ein Mordbrenner, welcher zu der Zeit der Gefahr noch Funken des Mißvergnügens ausstreut. Aber so wie in unsern Europäischen Reichen, nach und nach, die Person, welche jedesmahl regieren soll, völlig genau bestimmt worden; so wie sich die Autorität des Souverains über alle einzelne Parteyen und ihre Häupter zu einem entschiednen Uebergewichte erhoben hat: seit der Zeit können großmüthige und Freyheit liebende Fürsten auch der unbesonnenen Tadelsucht den Zügel eher schießen lassen.

Von dieser Seite hat gewiß nie ein Fürst vollkommner beruhigt seyn können, als Friedrich; nie hat einer unbesorgter sich und seine Maßregeln der Beurtheilung seiner Unterthanen Preiß geben können. Nicht nur die Größe seiner militärischen Gewalt machte alle Gedanken von Widersetzlichkeit bey den Unterthanen, allen Verdacht einer zu befürchtenden Widersetzung bey ihm selbst unmöglich: sondern auch der ru-

hige Gehorsam, zu welchem die Einwohner seiner alten und seiner neu-erworbnen Provinzen, seit mehreren Geschlechtern gewöhnt waren, ihr zur Verehrung ihrer Obrigkeiten gestimmter Charakter, ihre Liebe zu friedlichen Beschäftigungen, und der Mangel aller andern Vereinigungspunkte, außer dem, welchen sie in der Unterwürfigkeit unter ihren gemeinschaftlichen Monarchen fanden, alles dieß gab ihm die völligste Gewährleistung, daß nie durch litterarische Angriffe gegen seinen Ruhm, sein Ansehn erschüttert werden könne. Er konnte also Angriffe, die er an sich verachtete, auch als unschädlich in ihren Folgen übersehen, und da die dringende Sorge für seine Sicherheit ihn nicht zu strengen Schritten gegen seine Verkleinerer nöthigte, die Sorge für seinen Ruhm, wie es einem wahrhaft großen Manne ansteht, der Nachwelt überlassen.

Er kannte überdieß nicht blos seine Macht, sondern auch den Geist seiner Nation. Schriften, von welcher Art sie seyn mögen, machen auf sie im Ganzen keinen großen Eindruck. Die Werke des Genies selbst werden nur mit kalter Theilnehmung von ihr gelesen und bald vergessen, und wenn unter denen, welche die Zeitumstände und Personen am Ruder betreffen, sich

einige durch Heftigkeit oder Dreistigkeit auszeichnen: so erregen sie zwar die Neugierde stärker, aber sie entflammen nicht die Leidenschaften heftiger: sie ändern nichts in der Gemüthsstimmung der Leser. Ganz anders ist es bey einem Volke, wie das Französische, das, so wie es mit mehr Feuer denkt und schreibt, auch mit mehr Feuer liest, durch Witz leicht gewonnen, durch Beredtsamkeit überwältigt wird, und durch Ideen, die lebhaft genug seiner Imagination vorgemahlt werden, sich wenigstens auf eine Zeitlang in seiner Denkungsart determiniren, und oft zu raschen Entschlüssen hinreißen läßt.

Die Preßfreyheit, der in Deutschland die Preußischen Staaten zuerst in der größten Ausdehnung genossen, konnte nur unter einem philosophischen Könige und unter einem gehorsamen und gelassenen Volke zum Vorschein kommen: Dieses mußte durch seine Gesinnungen seinem Regenten völlige Sicherheit seines Thrones und seiner Autorität gewähren. Jener mußte weise genug seyn, sich mehr nach seiner eignen Einsicht von der Lage der Sache und der Stimmung der Gemüther in seinem Reiche, als nach alten Maximen und allgemeinen Gewohnheiten der Regierungen, zu richten. Es ist mit der Frage

über die Preßfreiheit, in Absicht der Schriften, welche die Regierung und den Regenten betreffen, wie mit der Frage über die Freyheit des Kornhandels. Wodurch die Beantwortung beyder schwer gemacht wird, ist, daß der augenblickliche, schnelle Effect der anempfohlnen Maßregeln, mit dem entferntern langsamern nicht immer harmonirt, und daß jener verderblich werden kann, wenn auch bewiesen wäre, daß dieser wohlthätig oder unschädlich ist. Eine aufrührische Schrift, eine dreiste und lebhafte Darstellung der Uebel, welche das Volk drücken, oder der Fehler, welche die Regierung begeht, kann in gewissen Zeitpunkten und bey manchen Nationen, das, fast alle andre National-Unglücksfälle übersteigende, Uebel von Aufruhr und Empörung hervorbringen. So kann eine unzeitige und unverhältnißmäßige Ausfuhr der Lebensmittel eine augenblickliche Hungersnoth oder die Furcht vor derselben, und die damit verbundnen Unruhen veranlassen. Was hilft es im ersten Falle dem zerrütteten Staate, daß im Ganzen und für entferntere Zeiten die freye Circulation der Einsichten und Einbildungen, der Wahrheiten und Irrthümer über alle Gegenstände nützlich ist, weil doch zuletzt sich die Meinungen län-

tern, die Wahrheit siegt, und durch den Streit selbst die Gemüther aufgeklärt werden? Gewiß, eben so wenig hilft es, als sich das darbende oder das tumultuirende Volk im zweyten Falle dadurch beruhigen läßt, daß, wenn eine ganz freye Circulation der Producte zwischen allen Staaten immer statt fände, jeder Staat zu jeder Zeit am wenigsten die Gefahr einer Hungersnoth laufen würde. So wie hier das Bedürfniß der Erhaltung zu dringend ist, um auf die zwar gewissen aber langsamen Wirkungen der Handlungs-Concurrenz zu warten: so ist dort die Gefahr der Empörung für den jetzigen Augenblick zu schrecklich, um sich derselben, wegen der entferntern Vortheile der Aufklärung für die Nachwelt, auszusetzen.

Glücklicher Weise sind in dem Zeitpunkte, wo wir leben, und in dem Winkel der Erde, den wir bewohnen, alle die Umstände zusammengetroffen, die es einem monarchischen Fürsten erlaubt haben, in Absicht der Beurtheilung seiner Person und seiner Regierung, republikanische Freyheit zu gestatten. Von Natur furchtlos, und zum Argwohn nicht geneigt, begabt mit höhern Kräften des Geistes, die ihm ein Uebergewicht über seine Zeitgenossen, und noch

mehr über seine Unterthanen zusicherten, so sieghaft im Felde gegen die mächtigsten Feinde, daß ihm jeder Gegner, der ihn nur mit der Feder in der Hand angriff, verächtlich vorkommen mußte: auf der andern Seite versichert von der Liebe eines großen Theils seines Volkes, von der Unterwürfigkeit des andern, von dem káltern Temperamente beyder, und von der allgemeinen Achtung Europa's, konnte er der Denk- und Druckfreyheit, auch in politischen Materien, den größten Spielraum lassen, der noch je von einem unumschränkten Fürsten ihr war gegeben worden.

Sein Beyspiel in diesem Punkte ist nicht ohne Nachahmer geblieben. Andre Fürsten, seine Zeitgenossen, haben geglaubt von ihrer Größe, von ihrer Macht, oder von dem Bewußtseyn ihrer guten Sache, der Welt einen Beweis zu geben, wenn sie sich gegen Tadel und Spott eben so gleichgültig, wie Friedrich, bezeigten. Diese Hoffnung könnte schwächere Regenten, als Friedrich war, wohl täuschen; und der Erfolg würde vielleicht zeigen, daß wohl das zuvor befestigte Urtheil des Publicums der Satyre oder der Verläumdung gegen einen Fürsten den Stachel nimmt, aber nicht, daß die scheinbare

Unempfindlichkeit des Fürsten den Eindruck eines gegründeten Tadels gegen ihn auslöschen könne. Indeß hat Friedrichs Beyspiel der Freyheit dadurch schon einen großen Dienst erwiesen, indem es gezeigt hat, wie ruhig uud glücklich eine sehr kritisirte und oft geschmähte Regierung seyn könne, wenn der Regent ein wahrhaft großer Mann ist, und standhaft in der Befolgung weiser und zweckmäßiger Maßregeln fortfährt.

Dritte Abtheilung.

Ueber den

sittlichen Charakter

Friederichs des zweyten.

I.

Der König war nicht unempfindlich gegen die Vergnügungen der Tafel, und es fehlte ihm auch nicht an der feinen Kennerschaft, welche nöthig ist, sie recht zu genießen. Es war nicht eine Sinnlichkeit die ihn beherrschte, es war noch weniger Unmäßigkeit, die, wie sie immer thut, seinen Körper beschwert, und das Licht seines Geistes verdunkelt hätte. Am wenigsten bedurfte das natürliche Feuer des letztern durch starke Getränke belebt zu werden; und auch die Verläumdung selbst hat nicht gesagt, daß er je von denselben sey überwältiget worden. Nach der Geschichte seines ganzen Lebens, nicht nach der seiner letzten Krankheit zu urtheilen, war er Herr über seinen Gaumen, wie über andre Neigungen seines Temperaments. Aber er mußte Bewegungsgründe haben, sich das Vergnü-

gen, welches er lebhaft empfand, zu versagen. — Er konnte strenge fasten, — vielleicht, (wie es den meisten Menschen von empfindlichen Nerven geht, die sich überwinden müssen, um über sich zu herrschen,) leichter sich gänzlich enthalten, als sich mäßigen; — und er heilte oder linderte manche seiner Krankheiten durch Hunger. Er aß schlecht, und war zufrieden, sobald es die Noth oder seine Pflicht erforderte. Die Soldaten seines Heers haben ihn eben so oft mit ihrer gemeinen Kost vorlieb nehmen, als ihn die Bauern seiner Staaten haben in ihren Hütten zufrieden wohnen sehen. — Aber er war lecker und gewählt, wenn ruhige Zeiten ihm erlaubten, in seinem Pallaste unter seinen Freunden zu leben, und er aß, wenn anders gewisse Nachrichten von ihm nicht täuschen, nicht nur mit Wohlgeschmack, sondern auch mit Begierde.

Mir scheint es zu Folge mehrerer Erfahrungen, daß Feinheit der Zunge und Feinheit des Gefühls, in Gegenständen der Einbildungskraft und der Sittlichkeit, mit einander in Verbindung stehn. Wenn Gleichgültigkeit gegen sinnliche Empfindungen einen starken und männlichen Geist anzeigt: so zeigt feine Unterscheidungsgabe,

in Absicht sinnlicher Vergnügungen, eine verhältnißmäßige Delicatesse in Unterscheidung des Schönen und Schicklichen an. Es sey, daß eine so wohl ausgearbeitete Organisation des Körpers, welche ihn zu einem tüchtigen Werkzeuge des Denkens macht, auch die Reitzbarkeit der animalischen Triebe vermehrt: oder daß, in den uns selbst unmerklichen Stufen unsrer Ausbildung, der Geist, von der Wahrnehmung des Bessern und Schlechtern in dem, was wir schmecken und fühlen, zu der Wahrnehmung des Schönen in den Gegenständen der edlern Sinne, und endlich zu der Idee der verständigen und sittlichen Vollkommenheit, emporsteigen müsse.

Die Vergnügungen des Gaumens, obgleich die niedrigsten unter den sinnlichen in gewisser Rücksicht, haben wieder den Vorzug, daß sie geselliger sind, als die übrigen, und einen mit Freunden gemeinschaftlichen Genuß erlauben. Diese Vereinigung körperlicher und geistiger Lust, die im Gespräche unter guter Gesellschaft. an einer guten Tafel, und fast hier nur allein, Statt findet, ist wohl die Ursache, daß unter allen gesitteten Völkern, von den ältesten Zeiten an, Gastmähler bey öffentlichen und häuslichen Festen gehalten, und als die eigentlichen Sitze der Ge-

selligkeit, und als Genuß des Wohlstandes angesehen worden sind. Der König kannte und genoß dieses Vergnügen zwiefach, weil er mit Wohlgeschmack aß, und mit eignem Wohlgefallen auf eine Art, die allen gefiel, zu sprechen wußte. Nie ist vielleicht an einer königlichen Tafel, ein so ausgewählter Luxus in Speisen und Getränken, und ein so reicher Aufwand von Witz und Gelehrsamkeit in den Gesprächen vereinigt gesehen worden. Nie sind vielleicht köstlichere und fröhlichere Abendmahlzeiten gehalten worden, als die der König, besonders in seinen jüngern Jahren, den um ihn versammelten Hofleuten und schönen Geistern gab.

Wenn uns die Aerzte von der letzten Krankheit des Königs erzählen, daß er darin dem Geschmacke an den ihm schädlichsten Speisen nicht habe widerstehen können, und daß er lieber aufs äußerste gelitten, als sich versagt habe, was ihm schmeckte; wenn sie uns ihn zu allen Zeiten hartnäckig gegen die Vorschriften der Diät, und unwillig über die Einschränkungen, welche ihm ihre Kunst setzen wollte, schildern: so kann uns dieß zwar Eigenheiten in dem Körper dieses außerordentlichen Mannes vermuthen lassen, auch vielleicht einige Schwach-

heiten seines Geistes zeigen: aber sie werden uns nie dahin bringen, zu glauben, daß sein Epicureismus ganz sinnlich, und seine Zunge, in seinem gesunden Zustande, Herr über seine Vernunft gewesen sey. Es ist schon etwas so außerordentliches, daß ein todtkranker Mann mit außerordentlichem Vergnügen ißt, daß alles, was mit dieser Erscheinung verbunden war, besonders die Begierde nach gewissen Speisen, und die Gewalt, mit welcher sie ihn fortriß, für eine Folge dieses ungewöhnlichen Zustandes des Körpers, nicht für Zeichen des Charakters zu halten ist. Ueberdieß, hat sich nicht der König, mit dieser seiner schlechten Diät, bis zu einem hohen Alter, gesund, kraftvoll, und geistreich erhalten? Was hätte die strengste Diät besseres thun können? —

Er kannte sich also nur besser, als die Aerzte ihn kannten. Und da er ihrer Kunst, vielleicht aus einigem Vorurtheil, wenig traute: warum sollte er ihren ungewissen Regeln sein sicheres Vergnügen aufopfern? Vielleicht machte ihn selbst, in seiner letzten Krankheit, die Ueberzeugung, daß alle Enthaltsamkeit, so wie jedes Heilmittel, fruchtlos sey, bey dem durch die Krankheit geschärften Reitz, weniger bedenklich,

der Begierde nachzugeben. Doch, was er auch als Kranker mag gedacht oder empfunden haben: so viel ist gewiß, in seinem gesunden Zustande konnten seine Sinne allein ihn nicht befriedigen, wenn der Verstand nicht den Genuß billigte, oder wenn er nicht zugleich unterhalten wurde.

Er schätzte überhaupt Bequemlichkeit weniger als sinnliche Lust, die Befreyung von einigen kleinen Uebeln weniger, als positives Vergnügen. Bequemlichkeit ist nur Ruhe, — Vergnügen ist Thätigkeit. Jene ward ihm nicht nöthig, als da er kränklich wurde: diese war Bedürfniß seines Wesens zu allen Zeiten.

2.

Auch Friedrichs Jugend-Geschichte enthält einige solcher Handlungen, die man in dem Leben gemeinerer Menschen Jugendstreiche nennt, Ausbrüche einer unruhigen, noch nicht seine wahren Endzwecke kennenden, Begierde nach Beschäftigung, Beweise eines kleinen Muthwillens, wobey man sich über andre hinwegsetzt, und einer Erfindsamkeit, sie zu überlisten, wodurch man sich selbst gefällt.

Sein Beyspiel bestätigt, was die Geschichte oft gelehrt hat, daß Handlungen der Art sehr unsichere Anzeigen des künftigen Charakters, besonders bey den Kindern der Großen, sind. Diese bekommen das Gefühl von ihrer Erhabenheit über andre weit früher, als die Vernunft sich in ihnen genug entwickelt, um diesen Vorzug gehörig zu brauchen. Muthwillige Einfälle, dergleichen vielleicht alle jungen Leute haben, kommen bey ihnen leichter zur Ausführung, weil sie eher Gehülfen dazu, so wie Bewundrer nach vollbrachter That, finden. Kein Wunder, daß Lebhaftigkeit des Temperaments, verbunden mit Stolz, und vom Nachdenken nicht regiert, bey ihnen mehr sichtbare Wirkungen hervorbringen, und Handlungen, die sich in dem Andenken der Menschen erhalten.

Aber nie, so weit wir in der Jugendgeschichte Friedrichs zurückgehn, waren Spiele der Art seine vornehmsten Zeitvertreibe. Die Neigung zum Wissen, und der Geschmack an Geistesarbeiten scheint mit ihm gebohren.

3.

Der König war des Zornes fähig, und eines sehr schnellen und heftig aufbrausenden; sein Zorn war fürchterlich, wie der Zorn der Könige ist, besonders wenn sie mit Macht zugleich das Ehrwürdige der Hoheit an sich tragen. Aber er brachte nicht, was Salomon vom Zorn der Könige erwarten heißt, Tod und Verderben; weil er von Rachsucht frey war.

Die alten griechischen Philosophen haben das Zornartige zu einem dritten Theile der Seele, dem Mittel zwischen Vernunft und Leidenschaft, gemacht, weniger edel und geistig, wie die erste, weniger thierisch, als die zweyte. Nach ihnen ist es ein Mangel in der Natur eines Menschen, wenn ihm diese schnelle Empfindlichkeit gegen das moralische Böse oder gegen Beleidigungen fehlt, durch welche der Muth zu Bestreitung des ersten und zu Abtreibung der letztern verstärkt wird. Aber es ist ein eben so großes Gebrechen, wenn diese untergeordnete Kraft, die, nur bey einer schnellen Gefahr, der Vernunft zuvorlaufen darf, über dieselbe herrscht, und anstatt, daß sie ihr gegen die Sinnlichkeit beystehen soll, mit dieser sich verbindet.

So wenig diese Theorie durch Erfahrung oder Gründe zu erweisen ist: so ist so viel ausgemacht: daß Menschen von Muth und Kraft nicht wohl ohne Anlagen zum Zorn seyn können. Aber was im Zorne Leidenschaft ist, liegt, wie bey den mehr sinnlichen Begierden, im Temperamente, und stammt vom Körper. In der Familie des Königs ist die körperliche Anlage dazu erblich. Von dem feurigen Blute, den beweglichen Nerven, dem lebhaft schlagenden Herzen, die diesem Fürstenstamme zu Theil geworden, und zum Glücke für seine Länder zu Theil geworden sind, weil damit auch das schnelle Begreifen, die lebhafte Empfindlichkeit, und die muntre Activität verbunden ist, — läßt sich dieß Leidenschaftliche und Heftige im Unwillen nicht trennen, wenn dieser Unwille durch Fehler der Untergebnen, oder Beleidigungen der Gegner plötzlich gereizt wird.

So war auch Friedrichs Zorn. Die Hoheit des Standes trug nächst dem Temperamente am meisten bey, ihn zu nähren. Die Gewohnheit zu befehlen macht jeden Widerstand, weil er fremd ist, auch auffallender; die Sorgfalt der meisten Menschen den Königen zu gefallen,

giebt dem, was ihnen an Einem mißfällt, einen desto schärfern Stachel. Aber so wie die Erhabenheit in den äußern Verhältnissen den Zorn entflammt, und die Anlage dazu verstärkt: so mildert ihn die persönliche Erhabenheit. Zorn ist Unwille über Kränkungen, welche erniedrigen: er entsteht am öftesten und ist am heftigsten bey Beleidigungen, welche unsre Ehre betreffen. Wer also über andre innerlich sich so erhaben fühlt, daß er von niemanden erniedrigt werden kann; wessen Ehre so wohl gegründet ist, daß sie nicht durch Vernachlässigungen der Untern, nicht durch Angriffe von seines Gleichen, kann geschmälert werden: der kann, — zwar aufwallende Empfindlichkeit, aber nicht diese lang dauernde Bitterkeit gegen den Beleidiger haben, welche den Zorn so zerstörend für des Menschen Glück, so gefährlich für andre macht.

Wenn diese Erfahrungssätze, die schon Aristoteles lehrt, noch Bestätigungen bedürften: so würde sie das Beyspiel des Königes an die Hand geben. Er konnte gegen seine großen und und kleinen Diener sehr aufgebracht seyn: aber er konnte von keinem vermuthen, daß er ihn verachtete, daß er ihm ungehorsam wäre aus Geringschätzung, oder daß er seine Schwäche zu

benutzen hoffte: und nur diese Voraussetzung oder diese Furcht macht Fehler der Untergebnen zu einem Gegenstande dauerhaften Zorns bey ihren Obern. Die Anschläge oder die Angriffe seiner Feinde konnten ihn zur heftigsten Mißbilligung, so wie zu lebhaften Gegenanstalten entflammen. Aber er hielt keinen Gegner für überlegen genug, um mehr Unruhe als Wuth bey seinen Beleidigungen zu fühlen. Der Gedanke an die Mittel der Vertheidigung verdrängte bald den vom erlittenen Unrecht. Und in kurzem trat die gute Laune, und der Witz, Eigenschaften, die den Geist des Königs nie verließen, hinzu, und verwandelten den Zorn in Spott, wodurch er seinen Stachel gleichsam verlor, indem er ihn schießen ließ.

Oft hat es sogar bey den Auftritten, wo seine Reden und seine Handlungen den heftigsten Zorn ausdrückten, das Ansehn gehabt, als wenn dieß mehr eine Rolle wäre, die er spielte, als eine Empfindung, der er Luft machte. In demselben Augenblicke, in welchem er in dem einen Zimmer Dienstleuten oder Beamten, die er bestrafen wollte, und selbst den entfernten Zuhörern, die äußerste Furcht, durch die Heftigkeit seines Unwillens, den er über jene auszulassen schien,

einjagte: in demselben Augenblicke hat man ihn zuweilen ruhig und heiter zu seiner Gesellschaft in das anstoßende Zimmer zurückkehren, und zum Gespräch und Scherz aufgelegt gesehn. Das ist der Charakter des Zorns nicht, der, wenn er auch von einem starken Geiste noch so schnell überwunden wird, doch Spuren eines gewissen Zwanges oder einer Mißstimmung in den Beschäftigungen, wozu er übergehen will, zurückläßt.

Mehrere Beyspiele führen auf die Vermuthung, der König habe, eben nach jener alten griechischen Philosophie, den Zorn für ein unentbehrliches Hülfsmittel, gegen die Beleidigungen oder die Pflichtvergessenheit der Menschen, mit denen man zu thun hat, besonders bey einem Regenten, gehalten; er habe geglaubt, daß man einen Obern des Zorns fähig halten müsse, wenn seine Untergebnen sich nicht, aus Vertrauen auf seine Nachsicht, in seinem Dienste vernachlässigen sollen; er habe daher bey gewissen Gelegenheiten mehr mit Vorsatz, nach Grundsätzen, gescholten, als aus Zorn und mit Leidenschaft gewüthet.

Der Zorn, eben weil er eine Leidenschaft ist, ist nicht immer bey gleichen Fällen gleich. Er ist, wie die Art von Muth, welche von ihm ab-

hängt, sehr von der Disposition des Körpers, von dem Umlaufe des Bluts, der Spannung der Fibern abhängig.

Hierzu kommt, daß die vorhergehenden Gesinnungen gegen die Person, welche uns beleidigt, die Stimmung, welche das Gemüth gerade zu der Zeit durch andre Gedanken und Neigungen hat, die es beschäftigen, viel beytragen, den Zorn zu besänftigen oder zu erhitzen. Daher kommt es, daß man den König, bey ziemlich gleichen Veranlassungen zum Unwillen, das eine Mahl geduldig, das andre Mahl auffahrend findet. Gegen Diener und Domestiken verfuhr er auch anders, als gegen freye Unterthanen. Wenn er es bey jenen zuweilen für nothwendig hielt, sie durch seinen Zorn in Furcht zu setzen: so hielt er es für seine Pflicht, diese durch ein auffahrendes, gebiethendes Wesen nicht von sich zu entfremden.

Eines Zorns, der sein Blut in Wallung gebracht und seine Vernunft verdunkelt hätte, war wohl der König nicht fähig. Dazu glaubte er nie beleidiget genug zu seyn. Der edle Stolz, welcher auf dem Bewußtseyn großer, unbestrittner Vorzüge beruht, setzt den Mann, welcher

ihn hat, über die Furcht hinweg, verachtet werden zu können. Und ohne Verachtung kränkt die Beleidigung nicht dergestalt, daß sie gerächt werden muß: sie wird nur ein Gegenstand der Mißbilligung und der Bestrafung.

Daher waren auch diese Ausbrüche von Heftigkeit nicht immer von nachtheiligen Folgen für die Person, welche so unglücklich war sie auf sich zu ziehn. Er schaffte zuweilen Leute aus seinen Diensten, gegen die er nie sehr zornig gewesen war. Er behielt andre lange bey, und bewies ihnen in der Folge Freundschaft und Vertrauen, gegen die seine Galle mehrmahls sich mit dem anscheinenden größten Ungestüm ergossen hatte.

Aber welchen Grad auch in einzelnen Fällen sein Jähzorn erreicht, oder welche Folgen er gehabt haben mag, so war Friedrich wenigstens von der Uebellaunigkeit frey, die bey jeder Gelegenheit in Zorn, wenn auch nur auf kurze Zeit, übergeht, und die einen Fürsten nicht nur für die Personen, welche um ihn sind, so beschwerlich, sondern auch wirklich zu den Geschäften, die im Ganzen Heiterkeit fordern, unbrauchbar macht.

4.

Die Empfindungen gegen Vater, Mutter, Bruder, Gemahl, Kind, sind zum Theil die ersten, welche das menschliche Herz erwärmen, zum Theil die, welche es gewöhnlicher Weise am öftesten und am längsten beschäftigen. Sie müssen also nothwendig, durch ihr Eigenthümliches den Charakter da, wo sie vorhanden sind, bilden helfen. Ihre Stärke oder ihre Schwäche, ihre Abwesenheit selbst muß in dem moralischen Theile der Seele merkliche Spuren zurücklassen. Es ist billig, wenn wir den Charakter Friedrichs studiren wollen, daß wir ihn auch in dem Kreise seiner Familie beobachten.

Ueberhaupt sind die häuslichen Verbindungen um desto weniger genau, in je ausgebreitetern bürgerlichen Verhältnissen man steht; d. h. je höher von Range, Ansehn und Amt eine Person ist. Regierende Herren machen das höchste Glied dieser Kette, — und geben das vollkommenste Beyspiel zu dieser Bemerkung. Schon ist der Umgang weniger vertraut, wo er unter zu viele getheilt ist. Prunk und Hoheit kontrastiren mit den stillen häuslichen Freuden; und wohnen schwerlich mit ihnen unter einem Dache. — Auf der andern Seite ziehn große Geschäfte den

Menschen von den Seinigen ab, theils, indem sie ihm ein wichtigeres Interesse, als das Familien-Glück ist, darstellen, theils, indem sie ihm eine vollkommne Vertraulichkeit unmöglich machen. So aber, wie jede moralische Neigung geübt seyn will, wenn sie nicht nach und nach erlöschen soll; so wird auch das von Natur zärtlichste Herz nach und nach kalt, wenn ihm ein recht vertrauter Umgang fehlt.

Demohnerachtet sind auch auf den Thronen, wo das Verhältniß von König zu Unterthanen, da es sich auch über die Familien-Verbindungen erstreckt, dieselben verdunkelt, noch große Verschiedenheiten der Stärke und des Einflusses dieser letztern bemerkbar.

Unsern Friedrich entfremdeten als Jüngling in der That seine Geistesvorzüge von dem Familienkreise, in welchem sein Vater Vergnügen fand, und in den er gerne seinen Kronprinzen auch eingeschlossen hätte. Es wurde eine von den Ursachen der Unzufriedenheit des Vaters über seinen Sohn, daß diesen Zusammenkünften, wo der erstre so bequem und nach seinem Geschmacke ausruhen konnte, der letztre andre Gesellschaften vorzog, weil er Beschäftigung und Vergnügen, nicht Ruhe suchte. Aber, da die Na-

tur diesen königlichen Jüngling mit einer Wißbegierde versehen, und mit Gaben ausgerüstet hatte, die dem Vater versagt waren: so mußte nothwendig diese Verschiedenheit ihrer Neigungen eine Entfernung unter ihnen veranlassen, die nie merklicher wurde, als in den Stunden, da beyde sich zu erholen suchten. Schon im Privatstande sind die fähigern und feurigern Köpfe mit dem Umgange der Verwandten, wenn er nichts als das Vertrauliche und Häusliche zu seiner Empfehlung hat, am wenigsten befriedigt. In dem höhern, wo wegen der Würde des Hausvaters der Zwang für die jüngern Glieder der Familie größer ist, wird die Abneigung der letztern von diesen Haus-Zusammenkünften noch stärker, wenn sie für den Zwang nicht durch ein Vergnügen, das nach ihrem Geschmacke ist, schadlos gehalten werden. Nur in Familien, in welchen, bey Liebe und Eintracht, auch noch Gleichheit in Genie und Cultur zwischen ihren verschiednen Zweigen, besonders zwischen den ältern und jüngern Gliedern, herrscht, kann, durch einen genauen und angenehmen Umgang, die natürliche, oder die pflichtmäßige Zuneigung zu einer gefühlvollen Zärlichkeit erwachsen, die die Glückseligkeit des Lebens ausmacht.

Allgemeine, gleiche Eingeschränktheit des Kopfes und der Kenntnisse, kann in den Familien niedrigerer Classen eine ähnliche Wirkung befördern, weil sie alle Glieder derselben mit gleich geringer Unterhaltung zufrieden seyn läßt. Aber ein ausgezeichnet guter Kopf, ein hervorragendes Genie wird immer aus dem Kreise seiner Familie, mit der er nicht mehr gleich denkt, und ähnlich empfindet, herauszuspringen suchen. — Eben deßwegen aber wird ihm der Genuß dieser stillern Freuden unbekannter; und diese Saiten des Herzens, weil sie seltner berührt werden, verlieren zuletzt ihren Ton.

Die Ursachen, welche den Jüngling und den Kronerben Friedrich, an seinen vom Hofe entfernten Aufenthalt in Rheinsberg, und an die von ihm selbst gewählte Gesellschaft, hefteten, waren auch noch für ihn als Mann und König vorhanden, ihn in sein angenehmes aber einsames Sanssouci einzuschließen: und neue kamen hinzu. Die Vergnügungen des Geistes füllten seine Muße, die Regierungsgeschäfte die Stunden der Arbeit aus. In seinem Herzen blieb keine Leere, in der Eintheilung seiner Zeit blieb kein Zwischenraum, den er mit dem Genusse der Familienfreuden auszufüllen bedurft hätte. Da-

durch verlor er unstreitig einen reellen Theil menschlicher Glückseligkeit. Dadurch wurde ohne Zweifel sein Herz überhaupt gegen bloß freundschaftliche Verbindungen kälter. Aber das Planmäßige seiner Lebensweise wurde auf diese Art weniger gestört; auf große Geschäfte hatte ein kleineres Interesse, und auf seine Entschlüsse hatten persönliche Neigungen weniger Einfluß. Er stand einzeln und einsam da: aber eben deßwegen fester und unerschütterlicher.

Indessen, wenn er gleich das, was die Griechen mit einem bedeutenden Namen στοργὴ nennen, nicht kannte, — diese starken Naturtriebe, die uns gegen die Personen desselben Blutes hinziehn, unabhängig von den Eigenschaften, die auch gegen Fremde Freundschaft oder Hochachtung einflößen würden: — so übte er dennoch nicht nur die größten der Pflichten aus, welche die Familienverbindungen auflegen: sondern er fand auch innerhalb seines Hauses die Gegenstände seiner innigsten Verehrung und Zärtlichkeit.

Seine nicht nur schonenden, sondern ehrenvollen Urtheile von einem gegen ihn harten, und von ihm abstechenden Vater, — seine tiefe

mit Liebe verbundne Ehrerbiethung gegen seine Mutter, lassen uns eine sehr achtungswürdige Seite seines Charakters erblicken.

Die Römer hatten ein gemeinschaftliches Wort, (pietas,) für Frömmigkeit und Elternliebe. — Schienen ihnen beyde Empfindungen verwandt, — oder schienen ihnen nur beyde Pflichten gleich heilig zu seyn? — Die erstre Vermuthung könnte Friedrichs Beyspiel zu widerlegen scheinen. Man kann ihn nicht fromm nennen, ohne dem Worte Gewalt anzuthun. Aber man kann ihn unter die dankbarsten und ehrerbiethigsten Söhne setzen. Noch da sein Vater lebte, als er noch den Druck seiner Herrschaft fühlte, — durch das Abweichende seines Geschmacks zuweilen beleidigt, durch die Leidenschaften desselben in seinen Neigungen eingeschränkt wurde, — spricht er doch, gegen einen vertrauten Freund, *) nicht anders von diesem Vater, als von seinem Herrn, dem er Gehorsam, oder als von einem Wohlthäter, dem er Dankbarkeit schuldig ist. Er freuet sich über ein von diesem Vater ihm gemachtes Geschenk, als über ein ihm erwünschtes Zeichen seiner Liebe. In der Folge, als er den Thron dieses Vaters

*) In den Briefen an Herrn v. Suhm.

bestiegen hatte, und in der Aeußerung seiner Gesinnungen gegen ihn durch nichts mehr, als durch seine Achtung für Pflicht, oder durch seine Achtung für die öffentliche Meinung beschränkt ward, zeigt er durch alles, was er in Schriften und in Gesprächen von diesem Vater verschweigt, und durch das, was er von ihm sagt, nicht bloß Zurückhaltung, sondern empfundne Achtung an. Er läßt in der, von ihm verfertigten, Geschichte Friedrich Wilhelms, den Talenten und Tugenden des Monarchen volle Gerechtigkeit widerfahren; er gleitet über die Schwachheiten des Menschen schonend hinweg; und er entschuldiget die Ungerechtigkeiten des Vaters. Alle gelegentlichen Aeußerungen über ihn in seinen Briefen sind mit diesen Gesinnungen einstimmig. Nur aus dem, was Friedrich der zweyte selbst that, wie er sich betrug und womit er sich vergnügte, kann man schließen, was er an seinem Vater mißbilligte. Aus dem, was er sagt, erkennt man nur, wie viel er an diesem zu loben fand, und was er ihm schuldig war.

Gegen seinen Vater befolgte er nur seine Pflicht: aber mit seiner Mutter verband ihn kindliche Zärtlichkeit, — und Achtung, die auf Aehnlichkeit der Eigenschaften gegründet ist.

Wenn man irgend aus den Ausdrücken eines Dichters oder Schriftstellers auf seine wahren Empfindungen schließen darf: so kann man annehmen, daß der König Friedrich seine Mutter wirklich geliebt hat, und daß ihr Tod unter die wenigen aber tiefen Wunden gehört, die dem Herzen desselben in seinem Leben geschlagen worden sind. Ich erinnere mich nicht ohne Rührung eines Theils seines Gesprächs mit mir, welcher dieses bestätigte; und ich erinnere mich keines Theils deutlicher. Er redete von der Glückseligkeit; — und mit der Art von Scepticismus, die ihm am besten Gelegenheit gab, die Gegenstände nach seiner Art zu zergliedern, oder zu mahlen, behauptete er, daß es keinen sichern Begriff von Glückseligkeit gebe, — daß jeder Mensch, nach seiner Art zu denken, und seinen Gewohnheiten die seinige habe. Ich, um durch eine sehr erlaubte Schmeicheley, da sie auf Ueberzeugung gegründet war, meinen Widerspruch zu mildern, sagte ihm, daß, bey allem dem Unbestimmten in den Wünschen und Bestrebungen der Menschen, es doch wohl gewiß höhere und mindre Grade von Glückseligkeit unter ihnen gebe; — und daß niemand dieses besser wissen könne, als er selbst, dem ein so vorzüg-

liches Loos zu Theil geworden sey. Nicht, setzte ich hinzu, weil Ew. Majestät vom Glücke zu dem höchsten Range unter Menschen erhoben worden sind, sondern weil Sie mit so außerordentlichen Kräften zugleich eine so große Sphäre überkommen haben, in welcher Sie dieselben in ihrem ganzen Umfange äußern und zugleich zum Besten andrer anwenden können, — und hierinn, glaube ich, liegt eigentlich der Grund der Glückseligkeit: mit großen Kräften große Dinge thun können, und noch dazu solche, die andre glücklich machen. Er verwarf dieß, so wie man eine Schmeicheley verwirft, indem er sagte, daß ich viel zu wenig auf die Empfindungen des Herzens gerechnet hätte, die, wenn sie schmerzlich wären, das Leben des Größten wie des Kleinsten verbitterten. Er hätte in dem seinigen die größten Leiden dieser Art erfahren: — und, setzte er — mit einem Tone der Güte und Vertraulichkeit, der in seinen Unterredungen mit mir nie so rührend wieder kam, hinzu, — „wenn Er wüßte, was mich zum Exempel der Tod meiner Mutter gekostet hat, so würde Er sehen, daß ich unglücklich gewesen bin, wie jeder andre, und unglücklicher als andre,

weil ich mehr Empfindlichkeit gehabt habe."

Nach seiner Mutter weiß ich keine Person, an welcher der König mit so wahrer Herzensergebenheit hieng; — ich weiß überhaupt keine, von welcher er so in eigentlichem Verstande Freund war, als seine Schwester, die Marggräfin von Bayreuth. Alle seine übrigen königlichen Geschwister haben Beweise seiner Liebe oder seiner Hochachtung erhalten: aber diese Schwester besaß sein ganzes Herz, wenn es sich irgend einem Menschen überliefert hat. Aehnliche Talente, Neigung zu Dichtkunst und Wissenschaften, ähnlicher Zwang in dem väterlichen Hause, — fortgesetzte Mittheilung und wechselseitige Theilnahme aller Empfindungen, so wie aller Schicksale: alles hatte das in der frühen Jugend geknüpfte Band durch die stärksten Motive der Freundschaft befestigt. Es war eines seiner schwersten Schicksale, daß der Verlust dieser Schwester ihn mitten unter Unglücksfällen des Krieges treffen mußte. Mit ihr starb wirklich, wie mir es scheint, die Zärtlichkeit des Herzens im Könige ab. Er fand nie wieder eine Person, mit der er sich innig verband. Und wie war es möglich, da das Alter, und

selbst seine wachsende Größe ihn immer mehr von andern Menschen entfernte? Aber auch nur ein einziges Beyspiel wahrer Freundschaft zeigt, daß Friedrich deren fähig gewesen sey, daß er habe lieben können, — und daß, wenn gegen die meisten übrigen Menschen seine Zuneigung immer nur so schwach war, daß es zweifelhaft bleibt, ob er bloß ihre Talente schätzte und ihre Dienste belohnte, oder ob er ihnen wirklich ergeben war: dieß mehr ein Unglück ist, welches seinem Range, seinen Umständen, und selbst der Superiorität seiner Gaben anklebt, als ein Mangel, welcher in seinem Charakter läge.

Er hat gegen seinen ältesten Bruder als Feldherrn einmahl eine Unzufriedenheit bewiesen, die bis zur Härte gieng, und nach den Angaben der Geschichte nicht ohne Ungerechtigkeit war. In seiner eignen Erzählung berührt er diese Fehler seines Bruders gelinde, und schweigt ganz von seinem eignen. Aber seine nachfolgenden spätern Urtheile über den vom Volke geliebten Vater unsers letztverstorbnen Monarchen, seine Betrübniß, bey dessen bald darauf erfolgtem Tode, bewiesen, daß, — bey einer so gewaltsamen Spannung der Leidenschaften, als die großen Unglücksfälle und die noch größern Gefahren des Jah-

res 1757, in dem Gemüthe Friedrichs erregen mußten, — die erste Wirkung getäuschter Erwartung, der erste Ausbruch des Unwillens gegen einen seine Absichten nicht erfüllenden General, nichts von der herrschenden Stimmung des Königs gegen seinen Bruder anzeigte.

Das ehrenvolle Urtheil, welches Friedrich über die Feldzüge seines zweyten Bruders Heinrichs fällte, und durch welches er ihn auf gewisse Weise über sich selbst hinwegsetzte, ist bekannt. Und wenn dunklere Gerüchte Spuren von Eifersucht desselben gegen eben dieses Bruders Glück verbreitet haben: so wird jeder, welcher das menschliche Herz kennt, diese, von einer starken Ruhmbegierde fast unzertrennliche, Schwachheit, von dem einen großen Charakter schändenden Neide zu unterscheiden wissen, und der Kenner der Geschichte wird geheime, unverbürgte Nachrichten offenbaren und gewisse Thatsachen nicht gleich gelten lassen.

Gegen seine Schwester Amalie bewies er eine Aufmerksamkeit, die mehr als bloße Achtung, die ein wirkliches Vergnügen an ihrem Umgange anzuzeigen schien. Allen seinen übrigen Geschwistern leistete er, was sie als Pflicht, wegen ihrer nahen Verbindung mit ihm, for-

dern konnten, und in Krankheiten und außerordentlichen Fällen bezeigte er ihnen eine Theilnahme, die nicht bloß aus Staatsinteresse herrührte, oder die Beobachtung des Anständigen zur Absicht hatte.

Es scheint ein zu delicater Punct für einen Schriftsteller zu seyn, das Verhältniß des Königs gegen seine Gemahlinn zu berühren. Demohnerachtet, wovon das ganze Publicum unterrichtet ist, was der allgemein geliebten Fürstinn zur Ehre gereicht, und des Königs Charakter zu enthüllen beyträgt: davon darf auch der Philosoph öffentlich reden, wenn er es mit der Bescheidenheit thut, welche er diesen hohen Personen, und mit der Wahrheitsliebe, welche er allen Menschen, bey deren Schilderung, schuldig ist. Das eigentliche Glück des ehelichen Lebens war diesen beyden Häuptern der königlichen Familie und des Staats, beyden so würdig glücklich zu seyn, nicht verliehn. Das Herz und die eigne Wahl des Königs hatte diese Verbindung, wie es bey so vielen königlichen Ehen der Fall ist, nicht geschlossen. — Und bey einem Geiste von so ausgezeichneter Lebhaftigkeit in den Empfindungen, konnte bloße Gewohnheit nicht das Band befestigen, welches Zärtlichkeit nicht

zuerst geknüpft hatte. — Unter diesen Umständen, wo ein innig vertrauter Umgang nicht Statt fand, war eine gänzliche Entfernung des Wohnorts beynah unvermeidlich. Eine nähere Gemeinschaft würde beyde Theile in mehr Zwang gesetzt haben, ohne ihre Gemüther einander näher zu bringen. Der Verlust von Glückseligkeit, den in einer solchen Ehe die beyden Theile leiden, wird von dem weiblichen Geschlechte weit schmerzlicher empfunden, welches weniger andre Angelegenheiten und Absichten hat, die Fehlschlagung in dieser einen zu vergüten. — Der König empfand dieß; — er war zugleich, wie er es in seinem letzten Willen noch bezeugt, voll Hochachtung gegen die Tugenden seiner Gemahlinn, und dankbar gegen die seine Ruhe nie störende Aufführung derselben. Er suchte also durch alles, was die Franzosen mit einem nicht ganz übersetzbaren Worte, bons procédés nennen, durch die Achtung, die er ihr persönlich bewies, durch die Annehmlichkeiten, die er ihrem Leben verschaffte, und durch die Ehrerbiethung, die er von jedermann gegen sie forderte, das Schicksal derselben, von welchem er doch im Grunde wußte, daß es nicht ganz glücklich war, zu erleichtern. — Er genoß auch dafür von ihr eine

Achtung, die bis an die Verehrung gränzte, und, nur durch eine kleine Mischung von Furcht, weniger angenehm gemacht wurde, als diese, mit dem Wohlwollen nahe verwandte, Empfindung natürlicher Weise seyn sollte. Aber es ist das Eigenthümliche der obersten Gewalt, besonders, wenn die Größe des Standes und der Macht mit persönlicher Erhabenheit vergesellschaftet ist, daß sie gerade die dem Throne nächsten Personen am meisten schüchtern macht, — Personen, welche durch die Vorzüge, deren sie vor den übrigen Staatsbürgern genießen, am meisten zur Freymüthigkeit gegen den Souverain scheinen berufen zu werden. Sey es, daß eben diese Annäherung zur Gleichheit von der einen Seite, eine ehrerbiethige freywillige Entfernung von der andern nothwendig macht, um die Würde, die der höchsten Gewalt anklebt, desto mehr zu erheben: oder sey es, daß die, bey den Gliedern der fürstlichen Familie, mehr, als bey jedem andern Bürger, rege Hoffnung und Furcht, entweder neue Vortheile von dem Ausspender aller Ehren und Reichthümer des Staats zu erhalten, oder der alten verlustig zu gehn, die Begierde ihm zu gefallen in einem so hohen Grade spanne, daß sie der Aengstlichkeit nahe kömmt; immer

ist so viel gewiß, daß Friedrich schon deßwegen die wahren Freuden des Familienlebens nicht genoß, weil er seiner Familie zu ehrwürdig war, und also von diesen freymüthigen Ergießungen des Herzens seiner Gemahlinn, Geschwister und Neffen nichts wissen konnte, welche die Ehrerbiethung, auch bey der größten Liebe, zurückhält.

Nicht unfähig also zu lieben, und gewiß würdig geliebt zu werden, hatte Friedrich doch zu seltne Uebungen dieser zärtlichen Empfindungen, fand zu wenige Personen, denen er sie, rein, und ohne Mischung von kälterer Ehrerbiethung, einflößte, als daß die Naturanlagen in ihm, von Seiten des Herzens, zur völligen Ausbildung gelangt seyn sollten. Aber so wie sein natürlicher Hang zum Vergnügen und seine Fähigkeit es zu genießen den großen Unternehmungen und Mühseligkeiten seines Lebens unterlag, und doch auf dieselben einen geheimen Einfluß hatte, durch die Munterkeit, welche sie ihm bey jeder guten Wendung der Umstände gaben, und durch die Erholungen, welche sie ihm von Zeit zu Zeit verschafften: so wurde die natürliche Empfindlichkeit seines Herzens, zwar durch seine noch größern Talente, seine Geschäfte, und selbst

durch stärkere Leidenschaften verdunkelt: aber sie wirkte doch im Grunde der Seele, um das Rauhe dieser Leidenschaften zu mildern, und jene Talente gemeinnütziger und angenehmer zu machen.

Ich setze noch diese Bemerkung hinzu. — Ein König kann Ursache haben, sich von seiner Familie etwas zu entfernen. Große Vertraulichkeit bey nahen Verwandten ist ohne Einfluß nicht möglich. Und ein König muß keinem Freunde als Freunde Einfluß auf die Geschäfte erlauben, wenn er ihn nicht an sich tüchtig zum Regieren oder zum Rathgeben findet. Das ist das Unterscheidende einer Günstlings-Regierung, wenn persönliche Zuneigung die Ursache ist, warum dieser Mann und kein andrer zu den Staats-Geschäften gezogen wird. Es kömmt nicht darauf an, ob der Ausgewählte eine schon durch Verwandtschaft mit dem Monarchen, oder bloß durch die Zuneigung desselben erhobne Person sey: die Gefahr liegt darin, daß das Wohlgefallen an dem Umgange einer Person auf ganz andern Eigenschaften beruht, als von welchen die gute Verwaltung kriegerischer oder friedlicher Angelegenheiten abhängt. — Wenn der Monarch zu seinen gewöhnlichen Gesellschaftern sei-

ne Verwandten wählt: so wird die Vorliebe, welche der eine oder der andre durch den Umgang bey ihm erregt, leicht durch das Ansehn, welches demselben schon seine Geburt giebt, zu einem Uebergewichte, das den Monarchen in der freyen Ausübung seiner Regierungs-Rechte hindert. Dahingegen Friedrich die Genossen seines Tisches und seiner fröhlichern Stunden bis zu einer großen Vertraulichkeit mit sich erheben, und doch von aller Theilnehmung an den Geschäften, wenn nicht sein Urtheil und seine Wahl ihn zum Gegentheile bestimmten, sehr leicht ausschließen konnte. Die Achtung gegen einen gelehrten Mann, das Vergnügen an den Einfällen eines geistreichen Kopfes, oder eines angenehmen Gesellschafters, selbst die höhere Art der Freundschaft gegen einen zugleich redlichen, denkenden, beredten und ihm ergebnen Diener oder Unterthan, verrückte die Schranken nicht einen Augenblick, durch welche ein selbst regierender König die gesellschaftliche Vertraulichkeit von dem Vertrauen in Geschäftssachen abzusondern wissen muß, — Schranken, die keiner dieser Günstlinge überschreiten durfte, ohne sogleich den nahen Zutritt zum Könige, den er gemißbraucht hatte, zu verlieren. Aber wie

viel schwerer ist es diese Schranken zu bewahren, — oder wie viel gehässiger kann, auf der andern Seite, diese Vorsicht scheinen, wenn die Personen, welche auf solche Weise von dem Monarchen zugleich angezogen und zurückgestoßen werden, natürliche und ererbte Ansprüche auf sein Zutrauen, und ein und eben dasselbe Familien-Interesse mit ihm zu haben glauben.

5.

Könige und Leute von geringem Stande sind beyde auf gewisse Weise zur Einsamkeit berufen. Beyde lernen die Welt nicht recht kennen: die ersten, weil die Welt ihnen nicht nahe genug kömmt, die letztern, weil sie von der Welt zurückgestoßen werden. Der Mann von Stande kann sich bloß durch Umgang mit seines Gleichen ausbilden, — der Fürst und der Bürger können beyde nur durch Nachdenken und Philosophie gebildet werden, insofern diese allein den Mangel derjenigen Erfahrung und Routine, welche in einem freyen, und einem ausgebreiteten Umgange zu erhalten steht, ersetzen können.

Friedrich, eben weil er ein größrer Fürst war, und ganz sein Fürsten-Amt verwaltete, beweist die Wahrheit dieser Bemerkung stärker,

als das Leben andrer Könige. Wie hätte er die Menschen sollen durch bloßen Umgang kennen lernen? Die Anzahl derer, welche ihm nahe genug kamen, um von ihm recht gekannt zu werden, war immer sehr klein. Und auch diese wenigen Zusammenkünfte mit ihm hatten, seit dem Antritte seiner Regierung, immer eine bestimmte Absicht, — es sey litterarische Unterhaltung, oder Berathschlagung über Geschäfte: und nur in Gesellschaften von unbestimmter Absicht, und wo daher jeder abgespannt ist, lernt man Menschen kennen. — Die ganz vertrauten Verbindungen der häuslichen Gesellschaft waren außer seiner Sphäre, — die gewöhnlichen leichten Zeitvertreibe großer Gesellschaften waren unter derselben. — Demohnerachtet, wie gesagt, studirte er die Menschen, — aber mehr durch Erzählungen andrer, die er vermöge seiner Einbildungskraft sich sehr vergegenwärtigen konnte, und durch seine Philosophie, indem er aus wenigen Thatsachen das übrige zu errathen suchte. Wie aber mit solchen Kenntnissen, an denen Erfahrung weniger Antheil hat, als das Räsonnement, es fast immer der Fall ist, daß sie auf gewisse Weise tiefer und zusammenhängender, aber weniger richtig, und daß sie einsei-

tig sind, so war auch die Menschenkenntniß des Königs. Er urtheilte sehr nach Voraussetzungen, nach gewissen allgemeinen Begriffen, die er sich von ganzen Ständen, Classen, Nationen, oder von dem menschlichen Geschlechte überhaupt gemacht hatte: und eben deßwegen irrte er oft.

So wie die Art der Einsamkeit, in welcher Friedrich lebte, seiner Menschenkenntniß einen eignen Charakter gab: so entstand aus ihr, auch in der Bildung seines Geistes, auch in seiner äußern Politur, etwas sie unterscheidendes. Beyde waren nicht die von selbst gewachsenen Früchte einer maschinenmäßigen Uebung, die dem mittelmäßigsten Menschen, wenn er von Jugend auf in der feinen Welt lebt, einen Anstrich von Artigkeit, und selbst Geschmack giebt. Sie waren das Werk eines anhaltenden Studiums, der Lectüre der besten Schriftsteller, des Umgangs mit einigen wenigen großen Geistern, und des eignen Nachdenkens über Schönheit und Schicklichkeit. Daraus entstand, daß die Politur des Geistes viel tiefer bey ihm drang, als sie bey dem Weltmanne zu dringen pflegt; daß aber die Politur der äußern Sitten bey weitem nicht so frey, leicht und ungezwungen war, als man sie von dem wahren Weltmanne fordert. Er lebte

für gewöhnlich als Philosoph und als König. Wenn er zuweilen als Hofmann leben sollte, so machte zwar sein richtiger Verstand und sein guter Geschmack, daß er diese Rolle ohne Uebelstand spielte: aber man sahe doch, daß es eine gelernte Rolle war. Alles, bis auf seine Verbeugungen, war feyerlicher, studirter, als solche kleine Verzierungen, oder solche kleine Pflicht-Erweisungen des gesellschaftlichen Lebens seyn sollen. Aber dafür war auch, sobald es zum Wesentlichen des Umgangs, zum Gespräche kam, seine Unterhaltung reichhaltiger, in seinen kleinsten Einfällen war mehr Salz oder Philosophie, in seinen Höflichkeits-Ausdrücken selbst mehr Empfindung oder mehr Gedachtes, als irgend ein Fürst aus der bloßen Schule des Hoflebens je zurückgebracht hat.

6.

Woraus läßt sich wohl das erklären, was dem Könige nicht ganz ungegründeter Weise vorgeworfen wurde, daß er seiner Gesellschafter oder auch seiner Räthe Gedanken, Gutachten, Vorschläge zuweilen ohne Billigung anhörte, zuweilen geradezu verwarf, und eben diese Gedanken und Vorschläge, in der folgenden Zeit, oft

den nähmlichen Personen, als Ideen, die er selbst erfunden hätte, vortrug, oder als Befehle, bey denen ihnen nur die Ehre der Ausführung überlassen wäre, bekannt machte?

Wenn Fälle der Art sich wirklich ereignet haben: so ist es gewiß, daß die hohe Idee von seinem eignen Verstande und die geringe Meinung von dem Verstande andrer, ihn hier irre geführt hat. Es ist ein unsichrer Weg, seine Erhabenheit über andre zu behaupten, wenn man die Verdienste oder die Vorzüge nicht anerkennt, deren sie sich doch bewußt sind, oder wenn man die Erkenntlichkeit verbirgt oder verleugnet, die man ihnen für mitgetheilten Rath, oder für gegebnen Unterricht schuldig ist. Da der König dieses gewiß wußte, und da, wenn Billigkeit ihn nicht dazu vermocht hätte, den Urheber eines nützlichen Gedankens anzuerkennen, ihm doch die Unmöglichkeit würde eingeleuchtet haben, diesen selbst seines Antheils daran vergessend zu machen: so kann jenes Verfahren aus nichts erklärt werden, als entweder aus der wirklichen ganz unverschuldeten Vergessenheit des Königs, oder, wenn man das schlimmere annehmen will, aus einer ihm unbewußten Täuschang der Selbstliebe,

die ihm selbst den Ursprung dessen, was er wußte und dachte, falsch vorstellte.

In der That sind alle Beyspiele von Aeußerungen dieser Art aus den spätern Lebensjahren des Königs, in welchen für die neuesten Thatsachen sein Gedächtniß geschwächt war, wenigstens so, daß, wenn sich ihm auch die Ideen einprägten, (welches fast nie fehlte, wenn sie hell und auffallend richtig waren,) doch das Andenken an die Personen und Oerter und Zeiten sich verwirrte.

Ich setze noch diese Betrachtung hinzu. Ohnerachtet es unstreitig ein Fehler ist, der Wahrheit und Vernunft nicht augenblicklich Gehör zu geben, ein noch größrer, ihr sogar anfangs, aus Stolz, und aus Abneigung vor dem Geständnisse, irgend einer Einsicht bisher ermangelt zu haben, Widerstand zu thun: so hatte der König doch diese, wenn ich so sagen darf, erst spät nachkommende Anerkennung der Richtigkeit in den Vorträgen und Reden andrer, mit vielen sehr vortrefflichen Männern und Liebhabern des Guten gemein. Ja es ist gewiß, daß gerade bey den vorzüglichsten Genies und den stärksten Denkern, weil deren Kopf schon von eignen Ideen voll ist, und diese Ideen eine ihnen ei-

genthümliche Form haben, fremde Ideen nicht so leicht Eingang finden, indem sie ihnen nicht gleich anfangs deutlich, und zu ihrem Gedanken-systeme anpassend genug sind, um soviel Eindruck zu machen, daß sie nach ihrem wahren Werthe geschätzt werden könnten. Wenn aber solche mit eigner Erfindungskraft begabte Männer zugleich wahrheitsliebende Männer sind: so kömmt der zuerst vernachlässigte Gedanke des andern ihnen bey einsamer Betrachtung wieder ein, wird dann von ihnen geprüft, wird in die Gestalt umgeformt, und mit dem Ausdrucke bekleidet, in welchem er sich mit ihrer gewohnten Ideen-Reihe besser vereinigen läßt; und wirkt nun erst, so wie er es nach seiner Wahrheit und Wichtigkeit soll oder vermag, auf ihren Beyfall und auf ihre Entschließung. Nach der Verschiedenheit der Umstände kann es nun kommen, daß, wenn sie auf diese Weise den fremden Gedanken sich zu eigen gemacht haben, sie der Person, von welcher sie ihn zuerst mitgetheilt erhielten, das eine Mahl eingedenk bleiben, ein andres Mahl ihrer vergessen. Das erste wird geschehn, wenn es ein Mann von Wichtigkeit oder ein Freund war, der ihn sagte, oder wenn sie sich mehr Zeit lassen, über den Ursprung und die Herlei-

tung ihrer Ideen von neuem nachzudenken. Beydes war bey Friedrichen nur selten der Fall. Es waren für ihn nur wenige Menschen Leute von Gewicht: und über seinen eignen gesammelten Schatz von Einsichten eine wiederholte Revision anzustellen, war weder dem Geiste seiner Philosophie gemäß, noch ihm bey seiner so sehr angefüllten Zeit möglich.

7.

Zu den Grundlagen des sittlichen Charakters Friedrichs des zweyten, die aber auch auf die Natur und die Ausübung seiner Talente viel Einfluß hatten, gehört der Hang zur Fröhlichkeit, die gute Laune, die Disposition alle Gegenstände lachend und hoffnungsvoll, oder, wie die Franzosen es ausdrücken, rosenfarben zu erblicken. Damit hieng die Neigung zur Satire, — die Lust und die Fertigkeit, das Lächerliche an den Gegenständen und Menschen aufzusuchen, zusammen. Denn so wie der, welcher gutes Muths und zur Freude gestimmt ist, gerne lacht, und das, was ihm diese angenehme Empfindung macht, mit Bereitwilligkeit aufnimmt: so erhält auf der andern Seite nichts so sehr die Munterkeit des Geistes, oder stellt sie wieder her,

wenn sie durch Bekümmernisse und ernsthafte Geschäfte verloren gegangen ist, als wenn man der Geringfügigkeit in den menschlichen Dingen, und den kleinen Ungereimtheiten nachspürt, die alle Augenblicke in den wichtigsten, und selbst in den traurigsten Begebenheiten vorkommen. Es ist hier, wie in allen solchen verbundnen Charakterzügen, schwer, in dem Zirkel von Ursachen und Wirkungen den ersten Anfang zu entdecken. Ein Gemüth, welches alle Sachen als äußerst wichtig und fürchterlich anzusehen von der Natur gestimmt, oder von der Erziehung gewöhnt ist, wird selten unbekümmert und sorglos genug seyn, um auf die Blößen, welche die handelnden Personen, auch in Kleinigkeiten, geben, oder auf die poßierlichen Contraste, die in den Sachen der Zufall selbst hervorbringt, Acht zu haben. Ein solcher Mensch, der Schwermuth nahe, würde sich sogar nicht erlauben, sich bey denjenigen Lächerlichkeiten zu verweilen, die er bemerkte, weil er der Ernsthaftigkeit seiner Lage und Entwürfe nicht gemäß zu handeln befürchtete. Wer im Gegentheile von der Natur gar nicht das offne Auge für die belustigenden Kleinigkeiten, die sie uns in ihren Werken, und besonders in den menschlichen Handlungen und Ereig-

nissen, aufstellt, erhalten hat; wessen Einbildungskraft, blind oder erstorben für die Verzierungen des großen Schauplatzes der Welt, nur immer mit seinen wesentlichen, auf Wohl und Wehe Einfluß habenden, Handlungen beschäftigt ist: der wird eben dadurch entweder in einer solchen beständigen Spannung des Gemüths erhalten, oder auch so oft durch Besorgnisse und zweifelhafte Voraussehungen gequält, daß sein Ernst sich zur Niedergeschlagenheit neigen muß.

Welche nun auch von diesen beyden Neigungen, Zweig und welche Wurzel sey: genug bey unserm Könige waren beyde beysammen. Alle seine Werke zeigen es; sein Umgang zeigt es, und sein eignes Geständniß bestätiget uns darin: daß er von Jugend auf das Lächerliche aufzusuchen liebte, und daß es ihm auch gelang es zu finden. — Auf der andern Seite ist es eben so unverkennbar, wie sehr er zur Freude und zum Scherze gestimmt war, sobald er nur nicht sehr litt; wie geschwind er sich im Unglücke tröstete, wie voll Vertrauen er seine Entschlüsse faßte, wie sehr er auf glückliche Zufälle rechnete, und wie leicht er, nach einem erlittenen Unfalle, wieder Hoffnung faßte. — Wenn man auch von jener Neigung zur Satire etwas auf die Rech-

nung der ersten Lehrer und literarischen Freunde des Königs, besonders Voltaires, setzen will, die zugleich große Männer und witzige Spötter waren; wenn man auch von dieser sichern Erwartung glücklicher Erfolge im Glück, von dieser schnellen Ueberwindung der unangenehmen Eindrücke im Unglück, viel auf Rechnung der Weisheit setzen kann; welche wirklich ihre Maßregeln so einsichtsvoll zu wählen weiß, daß ihr der Erfolg mehr gesichert ist, oder sicherer erscheint, — viel auf Rechnung der Seelengröße, welche den Werth der Dinge richtiger abwägt, und daher die Widerwärtigkeiten auch geringer schätzt, und im größern Widerstande Verdoppelung der Kräfte findet: so mußte doch in beyden Sachen die gute Mutter Natur der Kunst und der Tugend zu Hülfe kommen. Und in der That rüstete sie ihn auch, zu der großen Rolle, die sie ihn wollte spielen lassen, zu seinem Glücke und zu seinem Ruhme, gleich gut aus, indem sie mit dem Verstande große Dinge zu bedenken, ihm auch den Witz verlieh, kleine zu belachen, und mit dem Ernste und der Würde, welche wichtige Unternehmungen standhaft verfolgt, diejenige Leichtigkeit des Blicks, und gute Laune, die der Stunden der Ruhe recht zu genießen fähig

macht, und, selbst mitten unter Unruhen und Geschäften, Abschnitte der Erholung giebt.

Eine große Entschlossenheit kann nicht ohne feste Hoffnungen seyn. Und diese werden, bey den unvermeidlichen Fehlschlagungen, nicht lange bestehen, wenn sich nicht der Charakter selbst dahin neigt, sich von den Sachen fröhliche Bilder zu machen. Die Sicherheit, mit der der König seinen Generalen Befehle ertheilte, die, mit welcher er selbst seine Entschlüsse faßte, war gewiß eine von den Ursachen seiner Ueberlegenheit über unentschlossene Feinde. Aber wir sehen sie gemeiniglich verbunden mit den günstigsten Voraussetzungen. Er setzt viel Vertrauen in seine eigne Einsicht: aber er rechnet zugleich viel auf glückliche Zufälle; — die, wenn sie ihm immer ungünstig gewesen wären, — oder wenn sie sich oft ungünstig in seiner Einbildungskraft abgemahlt hätten, bald das gegründetste Selbstvertrauen, das er zu seinem militärischen Talente, seiner Wachsamkeit und der Tapferkeit seiner Truppen haben konnte, würden überwunden haben. — So hat die Natur den großen Mann, indem sie ihn zur Ausführung schwerer Unternehmungen ausrüsten mußte, zugleich mit solchen Gemüthsanlagen versehn, die in den Au-

genblicken der Ruhe, ihn der Freude und des Genusses des Lebens am meisten fähig machen, und auf diese Weise, schon bey seiner ersten Bildung, dem Verdienste eine Belohnung zugesellt. Der herzhafte und über das Unglück erhabne Mann ist gerade der, welcher am besten versteht vom Glücke Gebrauch zu machen. Es sind mehrere Beyspiele in des Königs Werken vorhanden, daß er in den unglücklichsten Zeiträumen, kurz nach verlornen Schlachten, umringt von Feinden und Verlegenheiten, sein Gemüth frey genug fand, über ganz gleichgültige, wenigstens mit seinen Angelegenheiten gar nicht zusammenhängende, Gegenstände zu philosophiren, zu dichten, und selbst zu scherzen. Niemahls hat vielleicht die Poesie einen größern Zweck erreicht, als bey diesem gekrönten Dichter selbst, bey welchem sie viel beytrug, seinen Geist wieder zu erfrischen, wenn er von verdrießlichen und überhäuften Geschäften ermüdet war, und ihn von neuem zu erheben und zu stärken, wenn er von dem Unglücke niedergedrückt wurde. Irgend eine Erholung muß der, selbst in seiner größten Kraft immer noch schwache, Mensch für den Geist, so wie den Schlaf für den Körper haben: wenn er nicht endlich bey den größten Talenten,

so wie bey der blühendsten Gesundheit, unterliegen soll. Aber in der Art dieser Erholung unterscheiden sich große und kleine Geister so sehr, wo nicht noch weiter, als in der Beschaffenheit ihrer angestrengten Arbeiten. Wenn der Mensch von gewöhnlichen Kräften nur schlechterdings Abspanuung, wenn der sinnliche bloß Zerstreuung verlangt: so kann selbst ein großer Geist, bloß durch die Abwechselung seiner Arbeiten, ausruhen, und den Tumult, den die wirklichen Dinge und Vorfälle durch ihre Menge, ihre nahe Beziehung auf sein Interesse, und durch den Streit so vieler zu seinen Maßregeln sich gesellenden Ursachen, in ihm erregt haben, — durch Betrachtung des allgemeinen Zusammenhangs der Dinge, und durch eine geistreiche Zusammenstellung derselben wieder stillen. Wenn Friedrich durch die Menge der Eindrücke gelitten hatte, welche fremde Dinge auf ihn machten, und nach welchen er beständig, während der geschäftigen Auftritte des Krieges und der Regierung, seine Thätigkeit richten mußte: so stellte er seine erschöpfte Natur wieder her, indem er sich in sich selbst zurückzog, und frey und unabhängig von seiner Lage, von den Menschen und den Gegenständen, die um umgaben, bloß an seinen eignen Ideen

arbeitete und seinen eignen Empfindungen freyen Lauf ließ.

Die Wahrheit indessen, die niemandem heiliger seyn muß, als dem Schriftsteller, welcher große Männer schildert, erfordert zu gestehn, daß diese Neigung und Fähigkeit, die belustigende Seite der Dinge aufzufinden, — wenn sie oft ein Hülfsmittel war, sie ihm in ihrem wahren Lichte zu zeigen, und ihnen den Schein übertriebener Größe zu nehmen, wodurch sie oft allein das Gemüth beunruhigen, ihn auch zuweilen zu dem Irrthume verleitete, Gegenstände für verächtlicher anzusehen, als sie wirklich waren. Alles Lächerliche verkleinert. Wessen Gemüth gestimmt ist, dasselbe schneller zu empfinden, wessen Aufmerksamkeit stets darauf gerichtet ist, es auszuspähen, der ist vor der häufigen Bewunderung der Dinge sicher, die, nach dem Horaz, eine so große Feindinn der Wahrheit und einer richtigen Beurtheilung ist; aber er ist auch manchmahl in Gefahr, die Hochachtung zu schmälern, welche das wirklich Gute bey ihm erregen sollte, die Aufmerksamkeit für die wichtige Hauptsache, wegen der Geringschätzung der damit verbundnen Kleinigkeiten, zu verlieren und die Men-

schen und Handlungen eben so sehr unter ihren wahren Werth herabzusetzen, als die staunende Bewunderung, oder die schwärmerische Vorliebe sie über denselben erhöht.

Der König that durch seine Satyre oft denen Unrecht, die er nicht genug kannte, er that auch denen wehe, die er seines Umgangs würdigte, oft denen, die er lieb hatte, und von denen er verehrt wurde. Besonders war, seinen Absichten sich widersetzt zu haben, ein hinlänglicher Grund für ihn, auch in einem lächerlichen Lichte zu erscheinen. Die Fürsten, die Minister, die Generale, die er gegen sich hatte, waren fast alle, wenigstens zu der Zeit, in welcher sein Gemüth gegen sie aufgebracht war, Gegenstände seiner Satyre, wenn er ihnen auch hintendrein, nachdem der Streit zu Ende war, und die Leidenschaft aufhörte, als Männern von Verdienst, Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Vielleicht ist es in diesem Range, und auf diesem Posten, wo Feindschaften unvermeidlich sind, und alle Leidenschaft aus dem Gemüthe zu entfernen, über die menschlichen Kräfte geht: vielleicht, sage ich, ist es noch ein Hülfsmittel, die Bitterkeit des Hasses, und das Wüthende der Rachsucht zu

mäßigen, wenn der Fürst geneigt ist, über seine Gegner zu spotten.

Aber wenn er auf diese Weise vor Grausamkeit und unnatürlicher Härte gegen seine Feinde, durch Geringschätzung derselben, und zu einer gewissen Schonung gegen sie, durch ihre entdeckten Blößen, geneigt wurde: so machte ihn hingegen dieses Talent, diese Neigung zum Spott, in seinem Privatleben oft denen fürchterlich, die als seine Unterthanen ihm ergeben, und als Gesellschafter mit ihm in Verbindung waren. — Der Spott ist eine Art von Waffen. Wenn man mit Ehre angreifen will, so muß der Angegriffene sich mit gleichen Waffen wehren können. Aber einem Könige ist in einem Kampfe des Witzes kein Gegner gleich; er ist immer unverwundbar, und doch im Stande, tödtliche Wunden beyzubringen. Eine von ihm aufgefundne und ins Licht gestellte Lächerlichkeit charakterisirt den Menschen nun auf immer vor dem ganzen Publicum, oder quält ihn wenigstens durch die Furcht, in diesem Lichte allen übrigen zu erscheinen. Es ist nicht bloß die Kränkung des Augenblicks, es ist das schmerzhafte Gefühl einer verminderten Achtung, die den königlichen Spott so fürchterlich macht. Wenn die Person,

welche die Quelle der Ehre ist, etwas von jemanden sagt, das Verachtung anzeigt: so haftet es auf diesem, wie ein Brandmahl. Und haben die Worte dieses Fürsten, außer dem Gewichte, welches sie durch seine Macht erhalten, noch eines durch den Ruhm seines großen Verstandes: so schlägt sein Spott noch weit mehr zu Boden, und macht sicher verstummen.

Diejenigen, welche dem Spotte der Großen auf eine scherzhafte Weise zu antworten wogen, sind nur die verächtlichen Leute. Männer von edlem großen Charakter halten, indem sie dem Spotte Ernst und Würde entgegensetzen, den Spötter, der dem ungeachtet das Gefühl von Verdienst nicht verloren hat, zurück, und diese sind am meisten geschickt, mit solchen Männern, wie Friedrich der zweyte war, umzugehen. In der That konnte er auch reine Hochachtung fühlen, wenn er mit Talenten Einsicht, und Klugheit mit Anstand vereinigt fand. Er schuf sich nicht Lächerlichkeiten, um spotten zu können; er faßte sie nur auf, wo sie waren. Und wem es gelang, zugleich seine Aufmerksamkeit durch das, was er sagte, zu gewinnen, und seine Achtung durch sein Betragen zu verdienen, der konnte allerdings vertraut mit ihm umgehen, ohne je von ihm durch Spott gedemüthigt zu werden.

Aber solcher Männer sind wenige. Ihre Sitten müssen in der großen Welt gebildet, ihr Gemüth muß leidenschaftlos und ruhig, und ihr Verstand muß hell und mit mannigfaltigen Kenntnissen bereichert seyn. Aber andere, weniger ausgerüstete, aber vernünftige Männer konnten doch den Witz des Königs durch ihre Ernsthaftigkeit im Zaume halten, und indem sie Schwächen, die er in einem lustigen Tone angriff, entweder mit Gründen und Bescheidenheit vertheidigten, oder mit edler Demuth zugestanden, indem sie sich vor derjenigen Vertraulichkeit zurückzogen, die zwischen dem Könige und Privatmanne und alsdann Statt findet, wenn des letzten Verdienste oder Talente die Ungleichheit auf der einen Seite wieder ausfüllen, die das Glück auf der andern zwischen ihnen gemacht hat; konnten sie vor den Angriffen des Königs bewahrt bleiben, der zwar witzig und launig genug war, um gerne spotten zu mögen, aber doch menschlich genug dachte, um nicht den bescheidenen demüthigen, und den fein empfindenden Mann kränken zu wollen.

Es blieben ihm also, um beständig Gegenstände zu haben, an welchen er seine satyrische Laune ausließ, nur Leute übrig, die mit Thorheiten, welche sie dem Gelächter aussetzten, Ei-

genliebe und Dreistigkeit verbanden, Leute, die nicht achtungswerth genug waren, um Schonung zu verdienen, und doch so viel Witz oder Dreistigkeit hatten, daß sie nicht ohne allen Kampf dem königlichen Witze unterlagen. — Dieß ist auch die einzige Art, die auffallende Erscheinung zu erklären, daß ein so großer Geist, der die schönsten Blumen der Wissenschaften, und die reichsten Früchte der Weltkenntniß und Erfahrung gesammelt hatte, und nur vergnügt werden konnte, indem er den Schatz seiner Ideen andern aufschloß und ihn vermehrte, — ein Fürst, dem die lehrreichste und angenehmste Unterhaltung wegen der fast uneingeschränkten Freyheit, mit der er seine Gesellschafter wählen konnte, zu Gebothe stand, doch zuweilen unter seine täglichen Tischgenossen Personen aufnahm, die weder fähig waren, ihn zu verstehen und von ihm vergnügt zu werden, noch weniger ihm Ideen mittheilen oder Vergnügen erwecken konnten, und die durch einen gemeinen Witz und Dreistigkeit auch der übrigen Gesellschaft lästig oder verächtlich wurden. Ist es möglich, daß ein Mann, der seine Erhabenheit über andre Menschen, selbst über die guten und schätzbaren, auf eine so innige Art fühlte, noch den Contrast größer zu machen

brauchte, indem er auch schwache und kleine Menschen neben sich stellte, oder solche, die er ungestraft und ohne eigne Vorwürfe erniedrigen konnte? Hatte er diesen Beweis von seinen Kräften nöthig, da er mit Schwachen kämpfte, die er ohne alle Anstrengung zu Boden schlug? Wenn er hierin der Eitelkeit der menschlichen Natur, welche gern das Gefühl ihrer Vorzüge durch die Vergleichung mit den Mängeln andrer erhöhen mag, einen Zoll bezahlte: so wird wenigstens der billige Richter ihn schützen, daß er den so fürchterlichen Stachel seines Spottes, den er, wie jede andre seiner Fähigkeiten, nie lange ungebraucht wissen wollte, nicht gegen Männer von Verdienst kehrte, nicht gegen furchtsame und niedergeschlagne: sondern nur gegen solche, die, wenn es erlaubt ist zu spotten, die natürlichsten Gegenstände der Spöttereyen sind, gegen solche, welche geringe Einsichten und geringes Verdienst mit Dreistigkeit und einigem Witze verbanden, welche Blößen genug, aber auch einige Waffen hatten.

Inhalt
des ersten Theils.

Erste Abtheilung. Vergleichungen Friederichs des zweyten mit zwey andern berühmten Regenten. S. 1-147.

Vergleichung Friederichs des zweyten mit dem römischen Kaiser Marc-Aurel. = = 3.

Vergleichung Friederichs des zweyten mit dem römischen Kaiser Hadrian. = = 130.

Zweyte Abtheilung. Ueber den Regierungs-Charakter Friederichs des zweyten. = = 149-290.

Ob der König sich einen Wiederruf erlaubte, und in wie fern dieses nöthig oder verwerflich ist. = = = = 151.

Die Regierung aus dem Cabinete. Vortheil und Nachtheil derselben. = = 161.

Randdecrete des Königs. Würdigung derselben. = = = = 168.

Wollte der König alles selbst und allein thun, oder das Ansehn davon haben? = 170.

Das Dringen des Königs auf die geschwinde Beendigung aller Baue und von ihm unternommenen Werke. = = 176.

In welchen Fällen verzieh der König einen Aufschub in der Vollziehung seiner Befehle? S. 183.

Des Königs Grundsätze und Verfahren in Absicht des Adels. : : : 184.

Vorliebe für die niedere Classe. Betragen gegen den Bauernstand und Soldaten. 196.

Für den Bürger trug er die besondere Fürsorge nicht, die er dem Adel und dem Bauer bewies. : : : : 206.

Nichts aufschieben, eine Maxime des Königs. Wie dieß überhaupt möglich ist. : : 207.

Wahl der Personen durch Conjectur. : 209.

Betragen Friederichs, als Regenten, gegen Formen und Formalitäten. : : 212.

Seine Gleichgültigkeit gegen Flugschriften, die ihn und seine Regierung tadelten. : 280.

Dritte Abtheilung. Ueber den sittlichen Charakter Friederichs des zweyten. : : 291-345.

Der König liebte die Vergnügungen der Tafel. Wie viel er sich hierin erlaubte. : 293.

Jugendstreiche des Königs. : : 298.

Sein Zorn. Er stellte sich zuweilen zornig, ohne es wirklich zu seyn. : : 300.

Anhänglichkeit an seine Familie. : : 321.

Liebe zur Einsamkeit und deren Wirkung. : 325.

Der König lehrt andre, was er erst von ihnen gelernt hat. : : : : : 328.

Hang des Königs zur Fröhlichkeit, und die damit verwandte Neigung zur Satyre. : 332.

Werner.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Garve, Christian,

Fragmente zur Schilderung des Geistes, des Charakters, und der Regierung Friederichs des zweyten

Bd.: 1

Breslau (1798)

Bor. 65 p-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012993-6
VD18 90026489